

Sanct Jürgen.

• • • Rigasche Erzählung • • •

• • • • • VON • • • • •

• • Alexander Badendick • •

• • • (Alexander Andreas), • • •

• Verfasser von „Munkenbek“. •



• Riga. •

Verlag von Jonck & Pollewsky.

1902.

Sanct Jürgen.

Rigische Erzählung

von

Alexander Badendick

(Alexander Andreas),

Verfasser von „Munkenfes“.

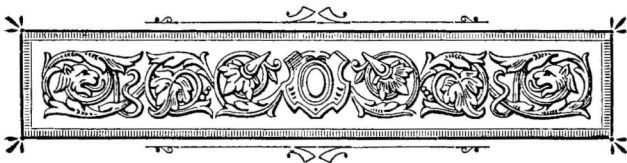
Riga.

Verlag von Jond & Poliewsiſky.

1902.



Дозволено цензурою. Рига, 15 Ноября 1901 г.



I.

Aus dem Thore, welches die eigentliche Stadt mit dem Domstifte zu Sanct Marien, dem Sitze des Erzbischofs und seines Capitels, verband, betrat ein Zug zu Pferde die städtische Straße.

Voran ritt ein stolzer alter Herr in reicher und bequemer, für den sonnigen Maimorgen vielleicht zu warmer Kleidung. Vornehm stemmte er die rechte Hand nach Kriegerart in die Seite, während die linke durch die Weise, in welcher sie leicht und spielend die Zügel führte, den sicheren und geübten Reiter kund that. Unter dem Seidenmantel hervor war die Spitze der Schwertscheide sichtbar, gefällig wallten die Federn auf dem Hute, unter dessen Rande die Augen scharf und spähend vor sich blickten.

Der alte Herr war der Graf von Schwerin, seit etwas mehr als zwei Jahren der vom Domcapitel erwählte und vom Papste bestätigte Erzbischof Johannes der Dritte von Riga, der unumschränkte Gebieter über das Leben und Eigenthum in der Stadt und im ganzen großen Erzstifte, falls — die Städter gehorchten

und der livländische Meister des deutschen Ritterordens nicht thatkräftige Einsprache erhob.

Neben dem hohen, mit seinen langen Beinen weit ausgreifenden Kofse des Erzbischofs bewegte sich bald im Schritt und bald in kurzem Trabe tänzelnd ein kleineres Thier. Es trug eine junge Dame, welche im Sattel nicht weniger zu Hause schien als der Erzbischof, denn der ungleiche Gang des Pferdes beunruhigte sie nicht, und auf ihrer rechten behandschuheten Faust saß noch außerdem ein Falke, auf dessen Blendkappe die kleinen Reihersfedern ebenso lustig schwankten, wie die langen auf dem Hute der Dame.

Es war eine entfernte Anverwandte des Erzbischofs, welche neben ihm ritt. Sie war bald nach seiner Ankunft in Riga mit einem Pilgerzuge in der Begleitung ihrer Schwester und des Mannes der Letzteren eingetroffen. Der Mann war des Erzbischofs Lehnsmann geworden. Das Fräulein lebte theils bei der Schwester, meist aber als Gast und Mühmchen bei dem Oheim Erzbischof.

Hinter den Beiden ritten zwei wohlgenährte Domherren in halb geistlicher Tracht. Dann kamen mehrere von den Lehnsleuten des Erzstiftes, unter ihnen ein Uerfüll, ein Ungern, ein Aderkas, ein Rosen, ein Tiefenhausen. Auch einige Damen fehlten nicht. Der Erzbischof war ein geselliger, gastfreundlicher Herr und in den umfassenden Räumen seines Palastes war ihm der Besuch und Aufenthalt der Stiftsritter und ihrer Angehörigen stets willkommen. Diesmal hatten sich die Gäste zahlreich eingefunden und zu ihrer Unter-

Haltung und Zerstreung, wie auch zum eigenen Vergnügen hatte der alte Herr einen Jagdausflug angeordnet.

Den Schluß des Zuges bildete eine große Zahl von Bediensteten und Knechten, alle sauber gekleidet und wohl beritten. Einige trugen Stoßhabichte auf der Faust oder führten Hunde an Leinen. Auch Wurfspere und Armbrüste waren vorhanden. Die Hunde sollten die faulen, in der Mauser befindlichen Erpel und Dommeln aus dem Schilf und Dickicht auftreiben. Die Wurfgeschosse konnten nöthig werden, falls vierbeiniges Wild zufällig flüchtig gemacht wurde.

Die Gesellschaft ritt zur Jagd, ohne sich daran zu stoßen, daß es im Mai und in noch wäherender Brutzeit war. Dergleichen Bedenken gab es damals nicht. Wild hatte man überall, und die Nothwendigkeit, dasselbe zu schonen, hatte sich noch nicht fühlbar gemacht. Jegliches wilde Gethier gedieh zum Ueberfluß in dem sumpfigen und waldigen Lande, wo die Menschen jahraus, jahrein damit beschäftigt waren, Menschen zu vertilgen oder sich gegen Menschen ihrer Haut zu wehren, so daß bei dem steten Ringen um das tägliche Brod und um das Leben das Vergnügen der Jagd fast nur von den neu eingebürgerten ritterlichen Herren geübt wurde, denen genügende Begleitung zu Gebote stand. Ein Jagdritt war ein Unternehmen, bei welchem ein Ueberfall oder ein Kampf nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte. Darum trugen die Begleiter des Erzbischofs die Schwerter an der Seite, und bei einzelnen der Reiter, namentlich bei den ritterlichen Vasallen, fehlte es auch an Brustharnischen nicht.

Der muntere Zug nahm schwatzend und lachend seinen Weg durch die engen Gassen zur Ostseite der Stadt und durch die jetzige große Scharrenstraße an der neuen Mauer hin, welche die Ordensritter vor wenigen Jahren um die ihnen gehörigen Gebäude und Höfe gebaut hatten. Der Erzbischof zog die Brauen zusammen, als er der Mauer ansichtig wurde, aber als er gleich darauf zwischen das Haus des Woldemar von Roza und die Georgscapelle der Ritter gelangte, wurde sein Blick wieder freundlich. Zur Capelle gewandt, löstete er den Hut und schlug vor der Brust ein ganz kleines Kreuz. Das Fräulein an seiner Seite konnte dem Beispiel nicht folgen, denn der Falke saß auf ihrer Faust, und von den Uebrigen bemerkte Niemand die Bewegung des hohen Herrn.

Zwischen den Mauern des Ritterhofes und des Friedhofes von Sanct Peter weiter reitend, gelangte der Zug an die Kirche des heiligen Johannes der Dominikaner, wo der Erzbischof sich abermals bekreuzte, was diesmal auch die beiden Domherren und einige Knechte thaten — die Domherren des Beispiels wegen, die Knechte aus Angewohnheit. Gleich darauf hielt der Erzbischof vor dem Thore, welches in den Besitz der Dominikaner führte. Er wandte sich und winkte, und einer seiner Beamten beeilte sich, das Horn an den Mund zu setzen, um den üblichen Ruf erschallen zu lassen. Da flog aber schon das Thor auf, und gefolgt von zwei Knechten, erschienen zwei Reiter in schwarzer Mönchsstracht und neigten sich tief vor dem Kirchenfürsten.

„Ich glaubte, Ihr hättet Euch verschlafen, Vater Prior,“ sagte der Erzbischof und nickte dem vorderen der Reiter freundlich zu, indem er sein Roß wieder ausschreiten ließ.

Der Angeredete, ein fetter Herr auf einem ebenso fetten Pferde, welchem dieselbe gemüthliche Faulheit anzusehen war wie dem Reiter, griff lächelnd an den Hut, welchen er zum Mönchsgewande trug, und neigte sich nochmals bis auf den Sattelknopf, worauf er in der Nähe des Erzbischofs mitritt.

Der andere Mönch war eine auffallende Gestalt, hoch, breitschulterig und knochig. In dem hageren, scharf geschnittenen Gesicht brannten die Augen unheimlich unter buschigen Brauen. Er ritt einen großen Gaul, der unmutig das Gebiß kaute, daß Schaumflocken niederfielen, und der bereit schien, bei der ersten Gelegenheit den Reiter abzuwerfen. Aber dieser saß geschlossen und stramm und zwang mit der Hand und den Schenkeln das tückische Thier zur Ruhe. Er war ganz nach der Dominikanerregel gekleidet, nur die Reiterstiefel mit den Sporen paßten nicht dazu. Freilich paßte auch das Schwert an der Seite und der Speer in der Rechten nicht zur Kutte. Aber — der Mann ritt ja zur Jagd. Darum trug er den Speer. Und das Schwert? Du lieber Gott! es war im Jahre 1297. Wer zu jenen Zeiten das Schwert nicht führte, hätte besser gethan, wenn er gar nicht versucht hätte, zu leben. Der fette Prior war der einzige Mann im Zuge, welcher kein Schwert am Gurt hängen hatte, sondern nach alter Gewohnheit den Rosenkranz.

Der große, finstere Mönch ließ den Zug an sich vorüberpassiren und gefellte sich demüthig zu den letzten der Knechte. Dort ritt er aber so gebieterisch und stolz, als ob er die Hauptperson wäre.

Nach wenigen Minuten näherte sich die Gesellschaft der Badestubenpforte in der Gegend des heutigen Albertsquares.

Bis dahin waren die Straßen der frühen Morgenstunde wegen leer gewesen. Hier am Stadtrande und in der Nähe der Rige gab es bereits Leben. Werkleute und Kaufmannsknechte wanderten hinaus zur Rige, Mägde öffneten die Hausthüren und Fensterläden. Das Stampfen der Pferde lenkte die Aufmerksamkeit auf die Reiterchar. Neugierig blieben die Leute stehen und schauten den Nahenden entgegen.

„Anna, bist Du da?“ rief ein Mann, welcher in einer kurzen Hose und einem auf der Brust weit offenen Hemde vor der Thür der an das Thor stoßenden Badestube stand. „Komme heraus, wenn Du willst, die Ordensleute reiten an.“

„Hast sie Dir ja wohl genug besehen,“ fuhr er lachend zu einem hochgewachsenen Mädchen fort, das, nicht viel mehr bekleidet als er selbst, aus der Thür trat, „aber wenn es Dir Vergnügen macht, gucke immer zu.“

„Lauft, lauft,“ lachte er weiter, als hinter dem Mädchen zwei Mägde in nassen groben Hemden und hochgeschürzten Röcken so hastig und rücksichtslos auf die Straße sprangen, daß sie ihn fast umrissen. „Lauft, sonst kommt Ihr zu spät. Befehlt sie Euch gut. Es sind schöne Kerle dabei, wenn sie zu Pferde sitzen.“

Wenn sie sich einmal in unsere Stube verirren und den Plunder vom Leibe ziehen, schauen sie auch nicht besser aus als alle Anderen.“

„Was rennt Ihr! Was reißt Ihr die Augen auf, schamlose Dirnen!“ rief mit kreischender Stimme ein Mönch, der barfuß und barhaupt eben durch das Thor kam. Er war in ein schmutziges, zerfektes graues Gewand gekleidet und mit einem Strick umgürtet, von welchem ein anderer Strick voll Knoten doppelt herabhing. In der Hand trug er einen langen Stab, auf welchem er sich beim Gehen stützte.

„Wo brennt es Euch,“ fuhr er fort zu zanken, „daß Ihr herausstrzt, als wäre der böse Feind hinter Euch. Er ist nicht hinter Euch, er ist vor Euch. Dort kommt er. Die Ordensleute, die sind der böse Feind. Die hat Gott in seinem Zorn zu Euch in die Stadt gesetzt, um Euch für Eure Sünden zu strafen. Ihr sollt Euch abwenden, wenn Ihr sie seht, und beten, daß die Versuchung vorbergehe. Aber was thut Ihr? Ihr rennt der Versuchung entgegen.“

„Und Du, Mann“ — er hatte den Kurzbehsten erreicht und stellte sich vor ihn — „Du solltest Ordnung halten in Deinem Hause und die Weibleute zähmen und zügeln. Was thust Du? Du forderst sie selbst auf, die Scham zu vergessen. Du. . .“

Der Gescholtene hatte den Eifernden kalt betrachtet, während derselbe nahte. Gemessen und laut unterbrach er ihn jetzt:

„Ich bin Johannes, der Bader,
Ich schröpfe und schlage die Ader,

Ich schneide und scheere und schmiere ein.
Wollt Ihr herein?"

Dabei machte er eine einladende Handbewegung zur Eingangsthür.

Das hochgewachsene Mädchen hatte zornig auf den Mönch geblickt und sich dann verächtlich von ihm abgewandt.

„Vater“, sagte sie jetzt, „das sind keine Ordensleute. Es sind Frauen dabei. Es ist — es ist des Erzbischofs Mähme, die vorn reitet, und nebenbei — Vater, das ist ja der Herr Erzbischof selbst.“

„Ah“, versetzte der Bader, „der hochmächtige Herr Erzbischof; da müßte ich ja die Kappe abnehmen, wenn ich sie auf hätte“.

Die weiter in der Straße Stehenden hatten den hohen Herrn schon früher erkannt und zogen die Mützen. Einige Weiber drängten sich näher an ihn, um seinen Segen zu empfangen. Der Mönch sank auf die Knie und streckte die Arme empor.

„Benedictionem oro, domine!“ rief er inbrünstig.
„Pater sanctissime, benedictionem!“

Wieder zog der Erzbischof die Brauen zusammen, als er die kreischende Stimme vernahm und die schmutzige Gestalt des Knienden erblickte. Er überwand aber den Ekel und machte im Vorbeireiten flüchtig ein ganz kleines Zeichen des Kreuzes nach der Seite des Flehenden.

„Benedictionem a Domino, frater“, sprach er, indem er die Augen bereits wieder fort und vor sich zur Pforte wandte.

Der Mönch blieb noch auf den Knien und guckte wie verzückt auf die Pforte, welche eben die letzten Reiter des Zuges aufnahm.

„Du starrst Deinem Bischof nach, als ob es der Herrgott selbst wäre, Bruder Barfüßer,“ ließ sich eine frische, neckende Stimme hinter ihm hören. „Wie lange würdest Du erst auf den Knien liegen, wenn Du den Papst zu Gesicht kriegtest!“

Der Klostermann war aufgesprungen. Wie er des Redenden ansichtig wurde, der nun feck und lächelnd vor ihm stand, überzog helle Wuth sein Gesicht, welches mit der flachen, zurücktretenden Stirn, der krummen Nase und den hohlen Wangen lebhaft an das eines Raubvogels erinnerte.

„Packe Dich von hinnen!“ schrie er, indem er den Stock abwehrend vor sich hinstreckte. „Verswinde! Bergehe in Rauch und Schwefeldampf! Wage nicht zu mir zu reden, denn Du hast keine Macht über mich. Ich fürchte Dich nicht, denn Du bist vom Satan, ich aber stehe in Gottes, der Jungfrau Maria und des heiligen Franciscus Schutz.“

Er bekreuzte sich mehrmals und faßte den an seiner Seite hängenden Strick, dessen Knoten er gewandt zwischen den Fingern durchgleiten ließ.

„Sprich keinen Unsinn, verrückter Bettelmönch,“ sagte der Andere lachend. „In Gottes und der Jungfrau Schutz stehe ich mehr als Du, denn ihnen allein diene ich. Den Franciscus will ich Dir freilich gern lassen. Der reicht nicht an den heiligen Georg, meinen ritterlichen Helfer und Behüter.“

Der so Sprechende war ein junger, schlanker Mensch in einem anliegenden Gewande, welches ursprünglich vielleicht weiß gewesen sein mochte, jetzt aber vom Gebrauch grau aussah. Auf der Brust war ein kleines schwarzes Kreuz darauf genäht, am breiten Ledergurt hing ein langes Schwert. Die Kappe hatte der junge Mensch nicht gelüftet, als der Erzbischof vorüberritt. Die Haltung verrieth auf den ersten Blick den Kriegsmann, die Kleidung einen dienenden Angehörigen des Ritterordens.

„Du willst den heiligen Franciscus herabsetzen, Schandbube!“ kreischte der Mönch. „Packe dich weg! Apage, apage!“

Er schwang den Stab und schien sich auf den Gegner stürzen zu wollen.

„Ihr hört es, Männer von Riga!“ fuhr er fort. „Der Bube beruft sich auf die gebenedeite Jungfrau! Ihr hört es und duldet es! Schlagt ihn todt! Reißt ihn in Stücke, den Lasterer, den Satansdiener! Ja, den Satansdiener, denn der Ritterorden dient dem Satan!“

„An der Lüge sollst Du ersticken, barfüßiger Lump!“ brauste der junge Mensch auf und fuhr mit den Händen zum Schwerte. „Wage noch ein Wort gegen den Orden, welcher der allerheiligsten, glückseligen Jungfrau dient!“

„Was bedroht Ihr den Mönch, der Euch nichts gethan hat!“ sagte mißbilligend einer der Leute, die sich um die Bankenden versammelt hatten. „Ihr wart es, der den Streit anfang.“

„Was will er hier, der Ordensmann! Warum überfällt er den frommen Bruder Barfüßer! Gehe Deines Weges, Ordensknecht! Drohe anderwärts und nicht auf unserer Straße! Klopst ihn auf die Kappe! Schlagt ihn nieder, wenn er das Schwert zieht!“

So riefen verschiedene Stimmen aus der Menge.

Der junge Mann blickte um sich. Er sah größtentheils finstere und feindselige Gesichter. Dazu waren die Männer alle bewaffnet, trugen ihre Messer oder kurze Schwerter an der Seite, und die zur Arbeit gehenden Zimmerleute hatten Aexte in den Händen.

Er zuckte die Achseln.

„Meinetwegen!“ sprach er verächtlich. „Laßt Euch von dem schuftigen Kerl mit dem Stabe segnen. Ihr seid es ja gewöhnt, Euch unter den krummen Stab Eures Bischofs zu ducken. Wohl bekomme es Euch!“

Er wandte sich und ging rasch in die Stadt.

„Fliehe, Satanskind!“ eiferte der Mönch, indem er ihm langsam folgte und zornig den Stab schüttelte. „Laufe, so schnell Du kannst. Es hilft Dir nicht. Der heilige Franciscus ist schneller als Du. Er wird Dich finden, er wird Rache an Dir nehmen, ihm entgehst Du nicht. Die Hunde werden Deinen Leichnam fressen, denn Du bist verflucht! Maledictus, maledictus!“

Die Menschen begannen sich zu zerstreuen.

„Der Barfüßer kann sich nicht beruhigen,“ meinte ein junger Zimmermann. „Hat der sich geärgert!“

„Das ist der fromme Bruder Berthold,“ erklärte ein anderer Mann. „Er eifert stets gegen den Ritter-

orden. Er geräth in Wuth, wo er einen weißen Mantel und das schwarze Kreuz sieht!“

„Der Bruder Berthold ist ein wunderbarer Mönch,“ sprach ein Weib dazwischen. „Er ißt fast gar nichts und schläft fast nie. Er betet immer. Er ist fast ein Heiliger.“

„Ja, ja,“ versetzte der kurzbehoftte Bader, „Euer neuer Heiliger hat allein mehr Gift in sich als zehn böse Weiber zusammen.“

„Hört Ihr, Badestüber,“ sagte im Weitergehen der Mann, welcher zuerst für den Mönch eingeschritten war. „Ihr seht mir gerade so aus, als ob an Euch die Ordensleute von Sanct Jürgen keinen üblen Freund hätten.“

„Der Teufel hole die Ordensleute, Ritter wie Knechte!“ rief ein anderer Mann.

„Ich bin Johannes der Bader,“ sprach ruhig der Badestüber; „wer zahlt, dem schlag ich die Ader.“

Dabei trat er in seine Thür.

„Wo kam nur der Ordensmann so plötzlich her?“ fragte einer der Fortgehenden. „Ich sah ihn vorher nicht auf der Straße.“

„Woher?“ gab Jemand boshaft lachend zur Antwort. „Dorther, nicht anders!“

Er deutete auf das unten aus Stein, oben in wunderlichen Erfern und Vorsprüngen aus Holz gebaute Haus, welches die Ecke der Badestubenstraße und der zur Rigemündepforte führenden Querststraße bildete. Dort wohnte Walter, der Kaufmann.

„Ja wohl,“ bestätigte eine der Nachbarinnen, „bei dem reichen Walter sind die Ordensleute wie zu Hause. Sie gehen da vom Morgen bis zum Abend aus und ein. Ich glaube, sie sind da auch Nachts zu finden. Es ist eine Schmach und Schande!“

Der junge Zimmermann war unterdessen zu der schlanken Tochter des Badestübers getreten, welche dem Vater in das Innere der Badestube folgen wollte.

„Sagt mir doch, Anna,“ fragte er leise, „was ist es da drüben?“

Er machte eine Kopfbewegung nach dem niedrigen Hause hin, welches dem hohen Eckgebäude des Kaufmanns Walter gegenüber lag.

„Da drüben?“ lachte sie muthwillig. „Ihr meint, in der Kräutnerei? Das kann ich Euch freilich sagen, Bruno. Da drüben giebt es ein Mädchen, das der Zimmermann Bruno zur Ehefrau, und das den Zimmermann Bruno zum Eheherrn haben möchte. Er kann das Mädchen aber nicht kriegen und das Mädchen kann ihn nicht kriegen, weil der Vater des Mädchens keinen armen Tochtermann brauchen kann. So steht es drüben.“

„Ach, Anna,“ sagte er besorgt, „ich habe Gertrud schon mehrere Tage nicht gesehen, so lange ich auch des Abends in der Straße hin und her gewandert bin. Ihr ist doch nichts zugestoßen? Sie ist doch nicht krank?“

„Nein, nein, Bruno,“ antwortete sie gutmüthig, „macht Euch keine Sorge. Sie ist gesund. Die Stiefmutter, die böse Alheid, ist wieder krank, und da kann

Trude nicht aus der Stube fort, besonders am Abend, wo es Gäste zu bedienen giebt.“

„So!“ seufzte er erleichtert. „Ich danke Euch, Anna! Ich war so unruhig. Jetzt werde ich mit froherem Herzen zur Arbeit gehen.“

Sie nickte freundlich zum Abschiede, indem sie über die Schwelle schritt.

„Wenn ich sie treffe, werde ich ihr sagen, daß Ihr nach ihr gefragt habt,“ rief sie noch aus dem Vorhause.

II.

Der erzbischöfliche Jagdzug ritt aus der Badestubenpforte und ein Stückchen zwischen der Stadtmauer und der Rige hin zur Brücke, welche ungefähr dort, wo jetzt die Rissingstraße mit der Karlsstraße zusammentrifft, wahrscheinlich schon bald nach der Gründung der Stadt über eine schmälere Stelle der Rige geschlagen war. Ueber diese Brücke führte der Weg nach Osten in das Land. In den sumpfigen Niederungen, welche hier vom Wege durchschnitten wurden, ehe weiterhin die Sandberge begannen, sollte die Jagd ihren Anfang nehmen.

Als die Brücke passirt war, ließ der Erzbischof sein Roß traben. Dem Pferdchen der Ruhme war die schnellere Gangart willkommen. Es machte einige Sätze, wieherte vor Vergnügen und wäre mit dem Fräulein bald weit voraus gewesen, wenn die Zügel es nicht gezwungen hätten, die Gile zu mäßigen. So setzte es sich denn in kurzen Galop und blieb neben dem Oheim Erzbischof und dessen hochbeinigem Rosse.

Da begann auch schon der Sumpf, welcher von der Rige und den Hölmern des Dünaufers weit in das Land schnitt, so daß der Weg eine starke Krümmung machte, um dem gar zu schlammigen Boden auszuweichen. Hier zweigte sich von dem großen Wege ein anderer ab und führte links zurück zu der Brücke, welche die Ordensritter bei ihrem Sitze über die Rige errichtet hatten, um ohne Umweg und Aufenthalt zu dem Thore gelangen zu können, welches ihren Hof mit dem offenen Lande verband.

Von den buschigen Anhöhen her, die sich an der Nordostseite am Sumpfe hinzogen, näherten einige Reiter sich dem Wege. Zum dritten Male zuckte der Erzbischof mit den Brauen und im Gefolge ließen sich gehässige Ausrufe und Redensarten vernehmen. Die im leichten Morgenwinde flatternden weißen Mäntel der Nahenden bekundeten Ordensritter.

Die wohlgenährten Domherren und der fette Prior der Dominikaner blickten einigermaßen besorgt auf die weißen Mäntel. Das Verhältniß der Ritter des deutschen Ordens zu dem Erzbischof, dessen Untergebene sie sein sollten, aber nicht wollten und auch nicht konnten, da sie Untergebene des Hochmeisters waren, der nicht unter dem Erzbischof stand, hatte sich allmählich so schlecht gestaltet, daß ein Gewaltstreich von der einen oder anderen Seite Niemand in Erstaunen gesetzt hätte. Die geistlichen Herren beruhigten sich aber bald, denn es ließen sich nur acht Ordensleute sehen, die dabei nicht zum Kampfe gerüstet waren. Es blitzten wohl einige Panzerstücke und zum Theil auch Blech-

hauben in der Sonne, aber keine Lanze ragte empor. Die Begleitung des Erzbischofs war ihnen also mehr als genügend gewachsen.

Sie ritten in zwei Gruppen zu Bieren, und als sie rasch ankamen, wurde es klar, daß die erste Gruppe aus Rittern bestand, während die zweite, welche sich bescheiden in einigem Abstände hielt, von den betreffenden Knappen gebildet wurde.

Die vier Ritter erreichten den Weg und einer von ihnen, ein ziemlich bejahrter Herr mit einem breiten, krausen Barte, zügelte sein Pferd ein.

„Der Erzbischof,“ sagte er, „und natürlich Weibseute. Wollen halten. Sie reiten breit. Wollen die Clerisei vorüber lassen.“

Die Ritter hielten am Rande des Weges, die Knappen weiter ab auf dem grasigen Grunde.

„Mönchskutten und Weiberröcke immer zusammen, können ohne einander nicht auskommen!“ lachte ein jüngerer Ritter.

„Als Dritter ist stets der Teufel dabei,“ sprach finster ein anderer.

„Der härtige Ritter ist wohl der Comthur?“ fragte die Muhme neugierig, indem sie ihr Pferd dicht an das des Oheims drängte. „Ich habe ihn bisher nicht anders als im Helme gesehen.“

„Ja,“ versetzte der Erzbischof brummig, „jawohl, der hiesige Hauscomthur, einer der trozigsten und gewaltthätigsten Gefellen im Orden. Sie sind übrigens alle nicht viel besser.“

Da waren sie auch schon bei den Rittern. Vor-

nehm schaute der Erzbischof vor sich hin, als ob es Niemand am Rande des Weges gäbe. Der Comthur aber bewies, daß er wenigstens äußerlich die Achtung bewahrte, denn er neigte vor dem hohen Herrn das Haupt, während seine Begleiter herausfordernd die Vorbeireitenden musterten.

Der Erzbischof sah sich durch den Gruß des Comthurs genöthigt, zur Seite zu blicken. Er hob die Hand und ertheilte den Segen.

„Pax beatae Virginis vobiscum!“

Die drei Ritterbrüder neben dem Comthur ließen sich hierdurch auch zum Gruße bewegen, aber der unter ihnen, welcher vorher vom Teufel geredet hatte, hatte kaum den Kopf erhoben, als er einen halbblauen Fluch ausstieß und an das Schwert griff. Der große Dominikanermönch, welcher unter den Letzten im Zuge ritt, trabte auf seinem grobknochigen Gaul rücksichtslos so dicht an dem Pferde des Ritters hin, daß er demselben den Zaum und Kopf beschädigt hätte, wenn es nicht eilig zurückgewichen wäre.

„Bei der Jungfrau in Nazareth!“ rief der Ritter aus und blickte roth vor Zorn dem Davonreitenden nach. „Was erlaubt sich der schwarze Lump! Er schien es absichtlich zu thun.“

„Das wäre ihm schon zuzutrauen,“ meinte der Älteste der vier Herren, „denn das war der Unterprior der Predigermönche, ein gar frecher Geselle, der uns haßt wie die böse Zeit.“

„Ja, ja,“ bestätigte der Comthur und nickte gedankenvoll, „so ist es. Fügt noch hinzu, Bruder von

Kommen, daß er das Kloster sammt dem schwachen Prior lenkt, wie er will, und darum bei guter Gelegenheit als Nachbar uns einen schlimmen Bissen einbrocken kann.“

„Ich will ihm vorher bei guter Gelegenheit die Lust dazu vertreiben!“ sagte drohend der, welchen der Unterprior angeritten hatte.

„Bruder Bebendorf!“ rief der alte von Kommen lachend, „Ihr denkt doch nicht, mit der schwarzen Rutte eine Lanze zu brechen? Ich versichere Euch, der Kerl thut Euch nicht den Willen, sondern schiebt Euch das Brevier unter die Nase.“

„Scherzt nicht, Kommen,“ wandte der Comthur ein. „Der Unterprior dürfte einen gefährlichen Gegner abgeben. Habt Ihr seine Gestalt betrachtet, und wie er auf dem Gaulle sitzt? Wie aus Eisen geschmiedet. Woher er stammen mag, weiß ich nicht; aber Kriegsmann ist der einst gewesen, und zwar ein gewaltiger Kriegsmann.“

„Er soll mir nur die Möglichkeit bieten, an ihn zu kommen,“ beharrte der von Bebendorf. „Ich will ihm die Kriegsmannschaft austreiben, bei der Jungfrau in Nazareth!“

„Das soll ein Wort sein!“ sprach der alte von Kommen. „Wie die Sachen stehen, kommt es doch zuletzt zum Schlagen zwischen uns und den Bischöflichen.“

„Denke auch, es muß dazu kommen,“ schloß der Comthur. „Aber hört, Bruder Bebendorf, Ihr ruf immer die Jungfrau in Nazareth an. Ihr solltet Euch das abgewöhnen. Seht“ — er kratzte sich hinter dem

Ohre — „der Meister hat es mir schon lange mitgetheilt, hat mir eine Schrift darüber zugeschickt von dem Hochmeister. Nun, seht Ihr, wir stechen und schlagen deutsch, aber die Schriften — nun ja — die Schriften machen unsere Pfaffen immer lateinisch. Bis der Pater Anselmus das Ding gelesen hat — freilich sagte er mir gleich, was ungefähr darin stand — und bis er es mir dann deutsch abgeschrieben hat — nun, und bis ich dazu gekommen bin, die Geschichte durchzulesen — seht, wir sind doch eigentlich zum Schlagen da und nicht zum Lesen, und die verfl— die Bischöflichen und die Städtischen machen uns soviel Aerger — nun, Alles zusammen, es kann wohl das dritte Jahr sein, daß die Schrift angekommen ist. Es steht Wunderbares darin. Die allerheiligste, allbarmherzige Jungfrau, deren getreue Knechte wir sind“ — er nahm das Barett ab und bekreuzte sich andächtig — „ist nicht mehr in Nazareth. Hört Ihr, Bebandorf? Als vor einigen Jahren der weise und fromme Hochmeister Bruder von Feuchtwangen vor den wilden Sarazenen weichen mußte und nach Venezia zog — ich denke, nach Venezia in Italia, wißt Ihr — da geschah das größte Wunder, durch welches je die liebevolle Jungfrau“ — er entblößte wieder den Kopf — „ihre besondere Gnade und Fürsorge zu uns an den Tag gelegt hat. Sie schickt — denkt Euch! — eine Abtheilung der himmlischen Schaaren, welche dort oben das sind, was wir hier auf Erden, mit dem Befehl, ihr Wohnhaus aus Nazareth, wo die Heiligste geboren ist und wo sie gewohnt hat, sammt ihrem gesegneten

Bildnisse ebenfalls nach Italia zu tragen. Dort ist jetzt ihre Behausung in der Stadt — hm — wie heißt — ja so, in Loretto, richtig, in Loretto. Darum schickt es sich nicht mehr, Bruder von Bebendorf, zu sagen „in Nazareth“. So steht es. Wenn Ihr also die erhabenste der Jungfrauen anruft — ich weiß zwar nicht, ob das bei jeder geringfügigen Gelegenheit passend ist, obwohl — freilich — sie ist doch stets die Nächste zu uns, ihren Knechten, die nur zu ihrem Dienste leben — nun also, wenn Ihr sie anruft, müßt Ihr sagen „in“ — wie — ja so „in Loretto“. Merkt Euch das, Bebendorf, „in Loretto.“

Der alte Lommen schüttelte den Kopf und sah die Anderen der Reihe nach an.

„Sollte man es glauben,“ rief er aus, „daß sie einen so großen Beweis davon gegeben hat, wie sie uns liebt! Denkt Euch doch, dem Hochmeister nachzuziehen nach Italia!“

„Daß sie uns vor allen Menschen liebt,“ sagte der vierte Ritter, „oder vielmehr, daß sie uns ganz allein liebt, das hat sie schon oft bewiesen. Ich erinnere mich noch, als die Brüder einmal eine Schlappe erhielten und mehrere Gebietiger dabei von den Heiden erschlagen wurden, da ließ die Gottesmutter die Seelen derselben von Engeln geradezu in den Himmel tragen. Es kann etwa dreißig Jahre her sein. Ich war nicht dabei. Aber die Gottesmutter selbst hat es später einer frommen Nonne erzählt.“

„Es wird auch gesprochen,“ nahm von Bebendorf das Wort, „der Comthur von Königsberg habe während

eines Buges keine Burg oder Kirche erreichen können, um zu vorgeschriebener Zeit den Leib des Herrn zu genießen. Da . . .“

Der Comthur machte eine verzweifelste Bewegung mit der Hand. Bebandorf schwieg und sah ihn erstaunt an.

„Nein, nein,“ sagte der Comthur, „spricht nur weiter.“

„Da habe die heilige Jungfrau ihm eine Hostie geschickt, welche durch die Luft geraden Weges ihm in den Mund geflogen sei. So habe er sich doch zur rechten Zeit des Sacraments theilhaftig gemacht.“

„Richtig,“ sprach der Comthur, „ganz richtig. Ich habe auch darüber eine Schrift bekommen und habe vergessen, das Mirakel den Brüdern mitzutheilen. Man kommt so selten dazu, die verfl— die Schriften zu lesen, und der Pater Anselmus — ich muß wahrhaftig mit dem Pater Anselmus ein ernstes Wort sprechen. Es dauert immer so lange, bis er die lateinischen Schriftrollen deutsch abschreibt.“

„Doch genug geschwätzt, liebe Brüder und Herren,“ fuhr er fort. „Die Morgenluft macht hungrig. Zur Frühmesse und zum Frühstück kommen wir schon zu spät. Darum lade ich Euch in mein Gemach. Der Pater Anselmus erwartet uns wohl schon und hat vom Bruder Küchenmeister besorgt, was zu des Leibes Nahrung nöthig ist. An einem Becher Muskatwein soll es auch nicht fehlen.“

„Von demselben, Comthur, welchen ich vor einigen Tagen bei Euch kostete?“ fragte von Lommen und kniff die Augen zusammen.

„Von demselben,“ bejahte der Comthur und blickte zu den Knappen hinüber, ob sie außer Hörweite seien. „Ich habe noch einigen Vorrath. Ihr Herren, es ist ja wohl vorgeschrieben, den Brüdern solle nur Bier gereicht werden. Aber, seht Ihr, in der Regel steht nichts davon, daß auch die Comthure sich mit Bier begnügen sollen. Der Pater Anselmus wenigstens sagt, er könne in der Regel nichts davon finden. Und er muß das doch verstehen. Nun, und wenn Ihr in des Comthurs Gemach seid, so muß sich die Ausnahme auch auf Euch erstrecken, denn Ihr seid nicht zu Hause, sondern zu Gast, und der Gast genießt, was der Wirth vorsetzt. Ich denke, so wird es richtig sein.“

„Was mich betrifft,“ schmunzelte von Lommen, „so trinke ich den Wein nur als Arznei, meines alten Magens wegen. Euer Muskatwein hat eine gar wundervolle Wirkung auf meinen schwachen Magen, Comthur.“

„Ich bin vom Rhein,“ sagte von Bebandorf. „Ich trinke seit meiner Kindheit Wein an Stelle des Bieres. Ich thue es aus Bescheidenheit, der Billigkeit wegen. Er kostet bei uns fast garnichts, der Wein.“

„Also vorwärts, Herren und Brüder!“ sprach der Comthur. „Der Pater Anselmus kann uns sonst nicht erwarten und fängt mit dem Bruder Kellermeister an zu proben, ob der Muskat die alte Kraft noch besitzt.“

Die Ritter drückten die Sporen an. Die Rosse flogen dahin, nach Hause, nach Sanct Jürgen.

III.

Das saftige, hohe Gras der Niederung wurde dichter, Schilf und Rohrhalme mengten sich darein. Der Erzbischof befahl, die Jagd zu eröffnen.

Die Hunde wurden von den Leinen gelöst; sie stürzten sich ohne Bedenken rechts, zu den Uferhölmern, wo es am sumpfigsten war und wo Schilf und Rohr am üppigsten wucherten. Ihnen folgten, so weit der Boden es erlaubte, die Damen und Herren, welche Falken oder Habichte zur Verfügung hatten. Zwischen ihnen vertheilten sich theils zu Pferde, theils zu Fuß die Armbrustschützen, während die mit Wurffspießen Bewaffneten sich am Wege hinzogen, um ein etwa aufgeschrecktes vierfüßiges Wild in Empfang zu nehmen, wenn es aus der Niederung zu den buschigen Hügeln flüchten würde.

Man hatte dem Erzbischof seinen Falken gereicht. Der galante alte Herr hatte ihn nicht genommen, sondern einer der Damen zum Gebrauch überlassen. Mit einem Jagdspieße in der Hand ritt er längs dem Wege hin und her, mit lebhaften Blicken das Thun der Hunde und Menschen beobachtend. Nicht weit von ihm hielt näher zum Wasser die Muhme. Sie ließ kein Auge von dem Schilfdickicht vor ihr, in welchem einige Hunde patzten und stöberten.

Noch näher zum Flusse wurde bald hier, bald da ein Hund laut, sei es, daß ihn die Entenspuren in der Nase kitzelten, sei es, daß er an trockeneren Stellen die noch nicht ganz erkaltete Spur eines Häschens witterte. Auch Menschenrufe ließen sich hören. Ge-

wichtige Mäzzenten stiegen auf. Mit schrillum, zitterndem Flügelschlage schossen Pfeif- und Kricken durch die Luft. Die Habichte und Falken wurden der Rappen entledigt, verständnißvoll ersahen sie sich, sobald sie die Augen an das Licht gewöhnt hatten, die Beute und schwangen sich auf, um dieselbe niederzuzuholen. Dazwischen schwirrten Armbrustfehen und mancher der leichten, haarscharfen Jagdbolzen bohrte sich in den Leib eines feisten Mäzzerpels, der sich mit klatschendem Flügelschlage faul über das Rohr erhob und getroffen sehr schnell niederstürzte, wodurch er dem glücklichen Schützen zum Wiederbesiß des Bolzens verhalf. Freilich entwischte den Stoßvögeln mitunter der verfolgte Flüchtling und dabei gab es Aufregung und Aerger genug. Viel häufiger ging ein Bolzen fehl und die Neckerei und das Auslachen wollten dann kein Ende nehmen.

In dem Schilfdickicht, in dessen Nähe des Erzbischofs Mühmchen mit ihrem Falken harzte, befand sich eine große Lache. Am Rande derselben stand zwischen den Schilfhalmen und halb verdeckt von Rohrblättern eine Rohrdommel. Sie hatte den langen Hals gebeugt, den Kopf gesenkt und etwas zur Seite geneigt, so daß sie bequem einige ganz junge, winzige Krebse betrachten konnte, welche im flachen Wasser zwischen den Gewächswurzeln umherlavirten. Sie waren freilich noch sehr klein und ihre Schalen daher ziemlich weich, aber — Schalen blieben Schalen, und zum Beschlusse des heutigen Morgenimbisses hätte die Dommel gern etwas Weicheres gehabt. Da fuhr sie

plötzlich mit dem Kopfe in die Höhe und blickte starr auf eine andere Stelle des Wassers. Dort nahen einige Fischchen. Ein Stückchen schossen sie heran, hielten dann still und spielten mit den Brustflossen. Wieder schnellten sie sich vor, um von Neuem zu halten und sich am Orte hin und her zu wenden. Unbeweglich, als ob in ihr kein Leben wäre, stand die Dommel. Jetzt waren die Fischchen fast da. Unendlich langsam, so langsam, daß es kaum zu bemerken war, senkte sich der Kopf der Dommel. Immer mehr näherte sich der spitze, lange Schnabel der Wasserfläche. Ein neuer Ruck der Schwänzchen und Flossen, diesmal in anderer Richtung, seitwärts — fort waren die Fischchen!

Die Dommel zog den Hals ein, daß sich die Federn an demselben breit sträubten, und verharrte einige Zeit in dieser Aerger und Unzufriedenheit bekundenden Lage. Dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder den Krebsen zu und begann rücksichtslos einen nach dem anderem aus dem Wasser hervorzuholen und zu verschlingen. Sie vertiefte sich so in diese Beschäftigung, daß sie Anfangs gar nicht beachtete, wie es in dem Schilf immer näher bei ihr stampfte, rauschte und platschte. Als das unheimliche Geräusch sich nicht mehr überhören ließ, drang auch schon ein Hund durch das Dickicht.

Ein einziger zuckender Ruck ließ sich an der Dommel wahrnehmen. Dann war sie verschwunden. Wo sie eben noch gestanden hatte, ragte jetzt ein unebener, knorriger Stock zwischen den Rohrstengeln

empor, etwa der Stamm eines abgebrochenen, verkrüppelten Bäumchens. Ein Uneingeweihter wäre auf drei Schritte Entfernung eine Wette eingegangen, daß dieser dunkle, etwa anderthalb Ellen hohe, schmale Gegenstand nicht die Dommel sei, welche die Flügel abwärts gestreckt, den Leib senkrecht aufgerichtet, den Hals und Kopf mit dem Schnabel in gerader Linie emporgezogen hatte.

Der Hund trat aus dem Rohre und fuhr mit der Nase umher. Es roch ihm verdächtig. Irgend ein besiedertes Wesen mußte es in der nächsten Nähe geben. Aber wo? Der knorrige Stamm? Nein, hinter dem konnte sich kein Vogel bergen. Der Hund patzte langsam und vorsichtig weiter, an dem Stamme vorbei. Gerade hier war die Witterung aber am stärksten, er wandte den Kopf und windete nochmals. Er schob die Nase näher zum Stamme und — laut aufheulend fuhr er zurück. Der schwere, spitze Schnabel hatte ihn mitten vor die Stirn getroffen. Ein Blut tropfen quoll hervor.

Den Schreck des Feindes benutzte die Dommel zur Flucht. Sie schnellte sich auf und schwang die Flügel. Aber das Heulen des Hundes hatte die Aufmerksamkeit der Jäger draußen erregt. Kaum zeigte sich darum die Dommel über dem Dickicht, als sie von mehreren Stimmen genannt wurde. Keine Hand und kein Geschöß erhob sich gegen sie. Jedem war sogleich klar, dieses Wild gehöre dem Mühmchen des gebietenden Herrn, welcher sich selbst nicht weit davon befand.

Das Fräulein hob gewandt die Kappe vom Kopfe des Falken.

„Steig auf, Soliman! Steig auf, mein guter Falke!“ sprach sie ihm zu, während sie das Pferd näher zum Schilfe trieb.

Soliman stieg aber einstweilen noch nicht auf. Im Gegentheil, er zog den Hals ein, wie vorhin die Rohrdommel. Für einige Augenblicke schloß er die vom Sonnenlicht geblendeten Augen. Darauf blinzelte er und wandte den Kopf links und rechts.

„Steig auf, steig auf, Soliman!“ rief das Fräulein ungeduldig und setzte das Pferd in Trab, der Dommel nach, welche jetzt ruhig dahinstrich.

Nun hatte Soliman den langbeinigen Vogel erblickt. Er richtete sich auf. Mit einer kurzen Bewegung warf das Fräulein ihn von der Hand. Er breitete die langen Flügel aus, schwang sie mächtig und hatte rasch die Dommel eingeholt, in deren Rücken er sich ohne Weiteres krallen wollte. Man sah, wie er die scharfen Fänge vorstreckte. So leicht sollte es ihm aber nicht werden. Die Dommel hatte den Berfolger zeitig bemerkt. Im entscheidenden Augenblick wich sie zur Seite, und wie der Falke nun neben ihr hinschoß, stach sie mit dem gefährlichen Schnabel nach ihm und hätte ihn fast getroffen.

So ging es nicht, das sah der Falke ein. Er bog ab und stieg höher auf, um sich von oben her auf den Feind zu werfen. Die Dommel begriff die Absicht und strebte auch in die Höhe. So kreisten beide eine Weile um einander.

Alle Augen waren auf die beiden Vögel gerichtet und Niemand bemerkte den Fuchs, welcher aus demselben Dickicht hervorschlüch, aus welchem die Dommel erschienen war. Den Bauch an den Boden gedrückt, den buschigen Schwanz nach sich ziehend, schlüpfte das schlaue Thier durch das dichte Gras zu den Hügeln. Der Aufmerksamkeit des Erzbischofs entging es jedoch nicht. Für Alle unerwartet, hob derselbe plötzlich den Wurfspieß, wiegte ihn in der Hand und schleuderte ihn, indem er mit lautem Rufe das Roß zum Sprunge vordrängte. Die Fertigkeit hatte sich der alte Herr bewahrt, denn die Waffe flog mit peinlicher Genauigkeit gegen den Fuchs; aber die lange Unthätigkeit hatte dem Arme die Kraft geraubt, denn der Speer fiel um einige Schritte zu kurz. Die Spitze bohrte sich in den feuchten Rasen, der Schaft schwankte in der Luft hin und her. Der Fuchs gab das Schleichen auf und rettete sich mit großen Sätzen in den nahen Busch.

Höher und höher hoben sich die Vögel in die Luft. Die Dommel mußte sich überzeugen, daß sie es auf diese Weise mit dem Falken nicht aufnehmen konnte, welcher sich schon weit über ihr befand. Sie änderte plötzlich ihren Flug, oder vielleicht kam jetzt zum Vorschein, was sie von Hause aus im Sinne gehabt hatte. Sie begann die Flügel aus aller Kraft zu gebrauchen und entfernte sich geschwind in gerader Linie schräg abwärts. Der Falke schlug oben dieselbe Richtung ein, und als er sie überholte, preßte er die Flügel an den Leib und fiel wie ein Stein auf sie

nieder. Aber ebenso schnell warf die Dommel den Kopf zurück, daß derselbe auf dem Rücken zu liegen kam und richtete den Schnabel aufwärts. Wäre der Falke gerade auf sie niedergestossen, wie er es beabsichtigte, so hätte er sich gespießt. Er schoß etwas fehl, und das rettete ihn; er kam mit dem Verlust einiger Federn davon, welche langsam zur Erde sanken.

Weiter flog die Dommel und der Falke stieg wieder auf und schwebte über ihr. Unter den Vögeln galopirte das Fräulein nebst mehreren Begleitern durch Dick und Dünn, durch Sumpf und Wasser. Der Erzbischof war ebenfalls warm geworden und folgte, wenn auch mit mehr Vorsicht. Von Neuem zog der Falke die Flügel an und stürzte. Wie das erste Mal fuhr der Kopf der Dommel zurück und der Schnabel empor, aber der Falke erreichte den Schnabel nicht. Er hatte einen Scheinangriff ausgeführt, schwang kurz vor der Dommel die Flügel, und während sie ihre Vertheidigungsstellung einnahm, prallte er ihr gegen den gebogenen Hals, daß sie überrascht und erschreckt die Beine von sich streckte und den Kopf vorschob. Ihr kurzes Schwanken genügte. Schnell wie der Blitz war der Falke ihr auf dem Nacken. Wohl krümmte sie jetzt schlangenartig den Hals und versuchte den Feind mit dem Schnabel zu erreichen. Umsonst! Die Länge der Waffe war ihr in diesem Kampfe hinderlich. Wieder und wieder fuhr der krumme Schnabel des Falken auf ihren Schädel nieder. Sie ließ zuletzt die Beine, die Flügel und den Kopf hängen, und der Sieger auf ihr mußte mächtig die Schwingen brauchen, um von ihrer Schwere nicht zu schnell zu Boden gezogen zu werden.

Die Sumpfniederung war durchstößert. Der Boden wurde trockener, buschiger. Hasen kamen den Jägern zu Gesicht und entflohen in die Hügel. Einen erlegte ein Ritter mit dem Wurffpieße, ein anderer wurde durch einen Bolzen zu Fall gebracht.

„Ein Wolf! Uuh, Wolf! Ululuh! Uuh!“ schrieen Stimmen im Busche. Ein Hund schlug an. Kläffend und heulend gesellten sich andere zu ihm. Wer eine Armbrust oder einen Spieß in der Hand hatte, eilte zu dem Orte, woher der Lärm ertönte.

Zwischen den Büschen zeigte sich das Raubthier. In seinem üblichen steifen Galop suchte es zu entkommen. Bolzen und Spieße flogen über das Thier weg oder schlugen in seiner Nähe in die Erde. Da war es schon außer Schußweite.

Der Unterprior der Dominicaner hatte sich bis jetzt auf trockenem Grunde gehalten. Wie eine Spähwache war er der Jagd gegenüber auf und nieder geritten, während sein Vorgesetzter, der Prior, wie ein Schatten dem Erzbischof folgte. Bei dem Rufe „ein Wolf!“ faßte der Unterprior den Speer zum Wurfe und trabte dem Geschrei zu, aber höher, näher an den Hügeln, um dem Raubthiere den Weg abzuschneiden. Da galopirte es an ihm vorüber. Er hob die Hand, schüttelte aber den Kopf. Es war zu weit, zu unsicher. Er drückte die Hacken an, der knochige Gaul griff aus, er hatte den Wolf ebenfalls gesehen, er schnaubte und legte sich in's Zeug. So ging es zwischen den Büschen hin zu den Hügeln: voran der Wolf, welcher nun um sein Leben rannte; hinter ihm

das langbeinige Pferd, dem Niemand so gewaltige Sätze zugetraut hatte. Einige Secunden blieb der Abstand unverändert, dann wurde es klar, daß das Pferd gewann. Hoch aufgerichtet stand der Mönch in den Bügeln. Jetzt holte er mit dem Arme weit aus, der Speer flog und — der Unterprior mußte ein Meister im Waffenhandwerk sein — saß fest im Genick des Wolfes, welcher platt niederfiel und kaum zuckte. Er war todt. Der Unterprior hatte Mühe, sein Pferd zu beruhigen, welches durchaus das Raubthier mit den Vorderhufen zerstampfen wollte. Die herbeieilenden Leute hatten ebenso sehr mit den Hunden zu kämpfen, welche sich gar nicht abhalten lassen wollten, das Fell des Wolfes zu zerzausen.

Der Erzbischof ritt dahin, befah mit Rennerblicken den erlegten Räuber und den Fleck, an welchem ihn die Waffe des Mönchs getroffen hatte, lobte die sichere Hand des Lektoren und befahl, die noch zerstreuten Jäger zusammenzurufen. Die Hörner erklangen. Die Gesellschaft sammelte sich, und fort ging es ungefähr dort, wo heutzutage der Kirchhof der Altgläubigen liegt, in die Sandberge, damit an dem jenseitigen waldigen und sumpfigen Fuße derselben die Jagd ihre Fortsetzung finden könne.

IV.

Nicht ungeschickt hatten die Kaufleute, welche durch ihre Wohnhütten und Waarenniederlagen den ersten Anlaß zum Entstehen Rigas gaben, den Platz dazu

gewählt. Sie hatten mit sicherem und erfahrenem Auge nichts unberücksichtigt gelassen: die Bequemlichkeit für den Handel, die günstige Lage zur Vertheidigung bei Ueberfällen, die Möglichkeit der Ueberschwemmung zur Zeit des Hochwassers, an alles das hatten sie gedacht.

Darum lag der Kern der Stadt nicht an der Düna, sondern auf dem Hügel an der Rige. Die Ringmauer zog sich in einiger Entfernung von der Düna von dem unteren Theile der Schaalstraße in der Gegend der Rämmereisstraße quer über die Sünder-, Schwimm- und Marstallstraße zur Rigemündepforte, welche sich unweit des Ortes befunden haben muß, wo die große Münsterei- und die Herrenstraße zusammentreffen. Von dort führte die Mauer zur Badestubenpforte, dann in der Richtung der Schmiedestraße bis zur Pferdestraße und längs dieser und der Rosenstraße über die Kramer- und kleine Neustraße wieder zur Schaalstraße, wo eine Pforte den Ausgang zur Düna gewährte.

Das war die alte Stadt, wie sie in den ersten Jahrzehnten sich gebildet hatte, als jeder Pilger um sein Seelenheil an der Mauer arbeiten und einige Steine zu derselben eigenhändig herbeischaffen mußte.

Fast in der Mitte des Raumes ragte der Thurm Sanct Peters empor, und von dem Friedhofe dieser Kirche durch eine Straße getrennt, lag Sanct Jürgen, das Haus der Ordensritter mit seinem Hofe, seinen Nebengebäuden und seiner Kirche des heiligen Georg. Der Mittersitz reichte bis an die Stadtmauer, wo er, wie früher erwähnt, sein eigenes Thor besaß, welches in den Hof führte. Zwei Thürme vertheidigten diesen

Theil der Stadtmauer, das Thor und die Brücke über die Rige, welche am Thorende Zugbrücke war.

Neben den Rittern, und zwar an die Ställe derselben stoßend, aber immer Sanct Peter gegenüber, nur etwas näher zur Badestubenspforte, saßen die schwarzen Predigermönche, die Dominicaner, in der steinernen Residenz früherer Bischöfe, an welche sich ihre zahlreichen Nebengebäude mit der Kirche des heiligen Johannes schlossen. Auch sie hatten ihr Thor in der Stadtmauer und ihre Brücke über die Rige.

An der nördlichen Ecke, wo jetzt die Schmiede- und Pferdestraße zusammentreffen, hatten die Minoriten des heiligen Franciscus, nach Rigaschem Sprachgebrauche die grauen Barfüßermönche ihr Kloster mit der Katharinenkirche und ebenfalls einem eigenen Thore und einer Brücke. Ein Theil ihrer Zellen war sogar außerhalb der Mauer erbaut.

Zur Zeit des Erzbischofs Johannes des Dritten war der Umfang der Stadt nach Norden hin bereits um mehr als ein Drittel größer. Weit außerhalb der Ringmauer, jenseit des niedrigen Grundes, der bei hohem Wasser überschwemmt wurde, stand Sanct Jacob mit seinem Friedhofe und dem Maria-Magdalenen-Kloster der Cistercienserinnen nebenan, beide mit Mauern umgeben. An der Ringmauer, zum Theil in der Niederung und näher zur Düna, lag die Kirche der heiligen Jungfrau Maria (Domkirche) mit dem Kloster der Augustiner, dem Domstift der Capitelherren, dem Palast des Erzbischofs und der Capelle des heiligen Michael, mit den vielen Räumen für die Dienstkleute,

für die Niederlagen, die anwesenden Vasallen und die Pilger. Diese umfangreiche Ansiedelung war von einer besonderen Ringmauer umschlossen und stand, wie Anfangs gesagt, durch ein Thor mit der alten Stadt in Verbindung, so daß sie die Fortsetzung der Stadt an der Düna bildete.

Zwischen Sanct Jacob, dem Dom und den Minoriten waren an verschiedenen Stellen von allerlei Leuten, Bürgern und Anderen, Häuser und Hütten hingesezt und der Rath hatte diesen ganzen neuen Stadttheil nach Möglichkeit mit einer Mauer umgeben, durch welche die Sandpforte neben dem Sandthurme (höchst wahrscheinlich dem noch heute vorhandenen Pulverthurme), die Jacobspforte bei Sanct Jacob und wohl auch schon die Küterpforte zur Düna in das Freie führten.

Die so vergrößerte Stadt hatte eine Lage, wie sie bei den damaligen Kriegsmitteln zur Bertheidigung gar nicht besser gedacht werden konnte. Wenn der Hügel, auf welchem die alte Stadt sich befand, auch nicht hoch sein mochte, so beherrschte er doch das noch niedrigere Land am Flusse wie nach Norden, so auch nach Süden, und nur von Nordosten her trat ein Ausläufer der Sandberge nah an die Mauer. Darum erbaute man hier auch den ungewöhnlich festen Sandthurm. Ferner war die Stadt von Wasser umflossen und eingeschlossen, von der Nord- und Südostseite sogar vielfach. Im Norden lag niedriges und buschiges Weide- und Sumpfland, von mehreren Bächen durchschnitten und gekreuzt. Einer der Bäche floß hier fast

vom Sandthurme an dicht an der Mauer hin und fiel, wo jetzt das Schloß steht, in zwei Armen in die Düna. Ein anderes Wasser, ebenfalls aus der Gegend des Sandthurmes, nahm seine Richtung südwärts und bildete als Rige im Osten den Stadtgraben. So wie dieses Wasser bei dem Thore und der Brücke der Minoriten die sandige Gegend verließ, erweiterte es sich und nahm bei Sanct Jürgen und dem Kloster der Dominicaner ein ziemlich breites Bett ein. Bei der Badestubenbrücke war es wieder schmaler, wurde aber gleich unterhalb an dem Südostende der Stadt so geräumig, daß der Chronist Heinrich der Letzte von einem See Rige spricht. Dieses Wasserbecken zwischen der Badestubenbrücke und der Düna besaß noch in der Nähe der Mündung, wo die Ufer aneinander rückten, eine Breite von über 300 Fuß. Darum haben die ältesten Aufzeichnungen Recht, wenn sie die Rige nie einen Bach nennen. In späteren Zeiten traf das Wort „Bach“ zu, als die Rige schmaler geworden war. Sie wurde aber ziemlich schnell schmaler, denn erstens war sie wohl nie sehr tief und die flachen Ufer traten jährlich vor, indem jedes Hochwasser Sandablagerungen hinterließ, und zweitens engten die Kaufleute sie künstlich ein, indem sie zum Anlegen der Schiffe und Bote Bollwerke bauten, welche in Folge der allmählichen Verflachungen des Bettes beständig weiter geschoben wurden.

In den oberen Theil dieses breiten Beckens fiel bei der Badestubenbrücke von Südosten ein Bach, der sich gleich oberhalb erweiterte, in einen Sumpf verwandelte und die große nasse, zum Theil unter Wasser

stehende Niederung bildete, in welcher die erzbischöfliche Jagd abgehalten wurde. Diese Niederung, von der noch vor nicht gar langer Zeit bedeutende Spuren an der Kurmanow- und Popowstraße sichtbar waren, zwang die nach Osten in das Land führende Straße zu einem scharfen Umwege und vereinigte sich, schmaler werdend, kurz hinter der jetzigen Krassnaja-Gorka mit dem seichten Dünaarm, welcher den heutigen Rojenholm umfloß. Aus dieser am Fuße des theils buschigen, meist aber sandigen Hügelzuges liegenden Sumpfniederung zweigten sich Bäche ab, die das Wasser des Sumpfes in die Düna führten. Es ist wiederum verhältnißmäßig gar nicht lange her, daß man noch deutlich unterscheiden konnte, wie ein solcher Bach in der Nähe der Kurzen Straße in die Düna gefallen sein muß. Ein zweiter, größerer Bach mündete ohne Zweifel in das Rigebecken und zwischen dem linken Ufer dieses Baches und der Düna lag der Rigeholm, die spätere Lastadie. An seinem rechten Ufer aber und bis zur erstgenannten Verbindung der Sumpfniederung mit dem oberen Ende des Rigebeckens erstreckte sich der Holm, welcher in städtischen Aufzeichnungen Keller's Acker heißt.

In der Frühjahrszeit, wenn der an dem Laufe der Düna und ihrer Nebenflüsse in den Wäldern und Mooren lagernde Schnee schmolz und in Folge dessen das Wasser des Stromes mächtig schwoh, so daß es aus den Ufern trat und alle anliegenden Niederungen füllte, drang es natürlich auch in die Sümpfe oberhalb und unterhalb der Stadt und nahm seinen Weg nicht selten über den Fuß des fast bis an die Mauer

reichenden Sandhügels. Dann durfte nicht allein die beschriebene Sumpfniederung mit ihren Bächen als Düna-arm betrachtet werden, sondern die Stadt selbst bildete eine Insel, wie die theilweise überschwemmten Hölmer. Begann das Hochwasser abzunehmen, und kamen die Sommerufer wieder an das Licht, so stellte es sich jedes Mal heraus, daß die Eisschollen und Unterwaschungen an dem eigentlichen Flußufer übel gewirthschaftet hatten. Um ferneren Wegspülungen vorzubeugen und um zugleich bequeme Anlagestellen für Schiffe und Böte zu besitzen, war das Ufer, so weit die Stadt reichte, von den Bürgern schon früh mit einem tüchtigen gerammten Bollwerk versehen. Seit einem Jahre wurde an einem eben solchen Bollwerk auf dem Rigeholm gearbeitet, wo bereits viele Leute sich angebaut hatten und mancher angesehenere Bürger sein Grundstück besaß. Namentlich gab es dort viele Gärtner, welche die Städter mit Gemüse versorgten und bedeutenden Gewinn erzielten. Auch in kriegerischer Hinsicht hatte das neue Bollwerk einigen Sinn. Die Bewohner des Rigeholmes konnten sich hinter dem schwer passirbaren Sumpfe gegen feindliche Angriffe fast ebenso sicher fühlen, wie die Städter hinter ihrer Mauer. Die Hauptgefahr drohte ihnen von der Düna aus. Ein räuberischer Anfall, in Böten ausgeführt, ließ sich vom Bollwerk viel leichter und gefahrloser abschlagen, als am flachen Ufer, wo es gleichen Kampf galt.

Die Ritterbrüder in Sanct Jürgen mit dem Komthur an der Spitze sahen scheinlich auf den Bau des Bollwerks, wie sie mit Mißvergönnen auf Alles blickten,

was Ausbreitung der städtischen Macht und des städtischen Handels befundete. Mit dem Erzbischof — das war den Rittern klar — mußte es über kurz oder lang zu einem Entscheidungskampfe kommen, denn zwei Herren im Lande waren ein Unding, welches nicht lange fortbestehen konnte. Die Bürgerschaft der Stadt aber, welche täglich und stündlich an Zahl, Reichthum und Selbstbewußtsein zunahm, war ihnen dabei sehr un-gelegen. Nach den Begriffen des Ordens durften die Bürger Kriegsdienste leisten, arbeiten und gehorchen, aber durchaus nicht eine geschlossene Macht darstellen, die bei dem zu erwartenden Rechnungsabschlusse zwischen dem Orden und dem Erzstifte in's Gewicht fallen konnte.

Die Rigasche Ordenskomthurei in Sanct Jürgen besaß mit Recht oder Unrecht in der Umgegend der Stadt ausgebreitete Aecker, Wiesen und Gärten. An den Sandbergen, im grasigen Grunde auf den Hölmern — überall gab es dem Orden pflichtige Leute, welche Bodenerzeugnisse zogen oder Viehzucht und Fischerei trieben. Der Absatz dieser Producte bildete eine ganz ansehnliche Einnahme der Komthurei. Die Befestigung des Ufers am Rigeholme, welche den Handel der dort Angesiedelten mit eben solchen Producten erleichterte und förderte, vergrößerte dem Handel der Komthureileute die Concurrnz.

Darum hatten die beiden Ordensritter, welche in den Sitzungen des städtischen Rathes zugegen zu sein pflegten, weil die Komthurei ja einen Theil der Stadt ausmachte und gewissermaßen Bürgerrechte besaß, sich gegen die Anlage des Bollwerks ausgesprochen, dieselbe

aber natürlich nicht hindern können. Als jedoch im Rathe beschlossen wurde, den Rigeholm durch eine Brücke stehend mit dem Stadtufer der Rige zu verbinden, da hatten sie im Namen des Komthurs förmliche Einsprache erhoben. Die Brücke bringe keinen Nutzen — behaupteten sie — und greife thatsächlich in die Rechte der Komthurei, denn sie sperre die Rige, an welcher die Komthurei sich befinde, und auf welcher den Handels- und Fischerfahrzeugen des Ordens ungehinderte Bewegung zustehet.

Es hatten wegen der Brücke Verhandlungen zwischen dem Rathe und dem Komthur stattgefunden, bei welchen von beiden Seiten nicht aufrichtig zu Werke gegangen wurde. Die Rathmänner gaben vor, die Brücke habe nur einstweiligen Zweck, nämlich den, das Material zum Bau des Bollwerks auf den Holm zu schaffen und während des Baues zum Hin- und Herwandern der Arbeiter zu dienen. Sie verschwiegen wohlweislich, daß der Beschluß, die Brücke in Angriff zu nehmen, hauptsächlich von den Rathsgliedern und einflußreichen Bürgern durchgesetzt war, welche Grundstücke auf dem Rigeholme hatten und sich nach einem beständigen und bequemen Verbindungswege sehnten. Der Komthur ließ nicht merken, daß er im Interesse des Ordens die weitere Ausbreitung der Stadt nicht zulassen wolle, sondern betonte nur die Sperrung der Rige, zu welcher die Stadt kein Recht habe.

Trotz dieses Protestes hatte der Rath begonnen, die Brücke zu bauen, und zwar in der Nähe der Mündung, wo die Rige schmaler war. Trotzdem betrug die Länge der Brücke wenigstens 300 Fuß.

In der richtigen Voraussetzung, daß unter den waltenden Umständen der Bau am sichersten zu Stande komme, wenn er schnell vor sich gehe, hatte der Rath den ganzen Winter, so lange das Eis trug, fleißig Pfähle rammen und verbinden lassen, und wie nur das Hochwasser abzunehmen begann, wurde die Arbeit fortgesetzt. Hunderte von Armen rührten sich.

Im Mai stand der Bau fertig da. Nur die obere Bekleidung fehlte noch. In der Mitte, wo das Wasser die größte Tiefe hatte, war eine Durchfahrt offen gelassen, die für ganz ansehnliche Schiffe genügte, denn sie hielt über dreißig Fuß. Diese Durchfahrt sollte durch eine vom Baumeister künstlich herzurichtende Zugklappe überbrückt werden. Näher zu den Ufern gab es noch einige schmalere Durchfahrten für Böte.

Am dem Morgen, an welchem der Erzbischof mit seiner Begleitung sich in der Sumpfniederung an den Sandbergen auf der Jagd ergötzte, spazierte auf der neuen Brücke der den Bau leitende Lübeckische Meister auf und nieder. Eine große Zahl von Zimmerleuten und anderen Arbeitern war mit dem Zupassen und Verzapfen der Dielen beschäftigt. Lustig klapperten die Aexte und Hämmer zu dem Geräusch des großen Hobels und dem Knirschen und Kreischen der Sägen. Mit Stolz und Genugthuung blickte der Baumeister auf das fast fertige Werk. Er durfte es. Auch das ungeübteste Auge hätte sofort gemerkt, daß dieser Bau kein zeitweiliger war, sondern Generationen überdauern konnte. Von der Art und Beschaffenheit desselben giebt der Aeltermann „Tonnieß Frölyck“ — so schreibt

er seinen Namen — einen Begriff. Er erzählt, daß er im Jahre 1610 die Rigemündung vertiefen ließ — also nach mehr als dreihundert Jahren, als diese Mündung zu einem schmalen, von einem Gewölbe überspannten Canal eingeschrumpft war. „Wie men aber binnen walss zwischen dem gewelbe und dem breden Risinge kam,“ sagt er, „fandt man ein seltzam gebew under in der erden mith starken eyken und furen balken und masten durch einander verbunden und durch gerammet, dass men alles ausshouven muste.“

Das Werk hatte Menschenalter hindurch dem Winde und Wetter, dem Hochwasser und Eisandrangetroht. Es war uur an einer unpassenden Stelle angelegt, denn als der Marstallthurm gebaut und die Ringmauer der Stadt dadurch bis in die nächste Nähe der Rigemündung versetzt wurde, verlor die alte Rigemündepforte wie auch die Brücke ihre Nothwendigkeit, da die neue Marstallpforte das Bedürfniß einer Brücke über die verschmälerte Rigemündung dicht an der Düna mit sich brachte. Als dann noch später bei der Vorschiebung der äußeren Festungswerke über die Rige diese zum Theil zugeschüttet wurde, mochte die Brücke als hinderlich abgetragen worden sein. Der Unterbau aber war geblieben, bis der Aeltermann Tönnis Fröhlich die Hand an ihn legte.

Der Baumeister spazierte hin und her, strich sich wohlgefällig den breiten blonden Bart und erteilte mitunter einzelnen Arbeitern kurze Weisungen. Dazwischen schaute er hinaus auf die Düna, wo oberhalb am Rige-

holmuser ebenso rege das Bollwerk seinem Ende entgegengeführt wurde und unterhalb einige größere Seeschiffe im Begriff waren, ihre Ladung zu löschen. Oder er beschattete die Augen mit der Hand und ließ die Blicke gegen die Morgensonne über die Rige gleiten, wo es an der Stadtmauer hin bis zur Badestubenbrücke an den Anlegestellen von fleißigen Menschen wimmelte, die an den vielen Fahrzeugen beschäftigt waren, während kleine Böte von einem Ufer zum anderen über das Wasser glitten. An den Mastspitzen der meisten Fahrzeuge flatterte lustig die Rigafche schwarze Flagge mit dem weißen Kreuze.

Da erschien von der Badestubenbrücke her eine schlanke Segelgaleere. An den beiden Masten waren die Segel beschlagen, die langen Ruder wurden von geübten Händen in Bewegung gesetzt, denn sie langten weit und tactfest aus. Auf dem Deck befanden sich einige Schiffskleute. Neben dem Steuernden stand ein Mann mit einem Schwerte an der Seite und einem Federbarett auf dem Kopfe. Sein langer, weißer Rock ließ keinen Zweifel daran, daß die Galeere ein Ordensfahrzeug war. Uebrigens besagte das auch die weiße Flagge mit dem schwarzen Kreuze, welche vom Heck bis zum Wasser niederhing.

Der Galeere wegen mußte ein Theil der Zimmerleute die Arbeit unterbrechen und die langen, schmalen Bohlen wegziehen, welche einstweilen über die Brückendurchfahrt einen Steg bildeten, um den Arbeitern das Ueberschreiten zu ermöglichen. Raum war die letzte Bohle weit genug eingezogen, so schoß auch schon die Galeere in die Oeffnung.

„Glückliche Fahrt, Herr Ritter!“ rief der Baumeister dem Manne im weißen Rocke höflich zu. Als Fremder hegte er nicht den Groll gegen die Angehörigen des Ordens, wie die in der Stadt Angeseffenen ihn in den letzten Jahren immer mehr an den Tag legten. Auch der Zimmermann Bruno, welcher bei den Bohlen mitgeholfen hatte, zog zum Gruß die Kappe.

Der Ritter dankte kalt. Wenn er auch wußte, daß der Baumeister kein Rigascher war, so blieb derselbe doch immer Angehöriger einer Hansestadt, und daß der Orden von der Hanse nicht viel freundliches Entgegenkommen zu erwarten hatte, darin täuschten sich die Ordensbrüder nicht.

„Seht doch den Bruno!“ sagte ein Zimmermann. „Er grüßt den gottlosen Ordensherrn, als ob da einer von den würdigen Herren des Stiftes vorüberführe.“

„Ach,“ versetzte ein Anderer, „laßt den Bruno. Er ist kein Hiesiger. Feind oder Freund, das gilt ihm gleich.“

„Der Bruno ißt aber kein Brod hier!“ rief ein Dritter und blickte dabei nicht auf den Genannten, sondern von der Seite auf den Baumeister. „Wer bei uns das Brod verdient, soll wissen, wer unsere Widersacher sind.“

Der Baumeister achtete nicht auf die Rede. Er schaute der Galeere nach, auf welcher, wie sie aus der Rige in die Düna trat, die Ruder eingezogen wurden. Die Segel breiteten sich an den Masten aus. Das Fahrzeug nahm seinen Weg stromabwärts.

„Es ist wahr, Bruno,“ fügte ein Vierter hinzu,

„wenn Du auch ein Fremder bist, sollst Du zu uns halten, so lange Du hier arbeitest.“

„Ich bin gar kein Fremder und will auch keiner sein,“ versetzte Bruno. „Ich bin freilich nicht hier geboren, aber ich habe mich eingebürgert und bleibe gut rigasch. Warum soll ich aber unartig gegen den Herrn sein, der mir nichts gethan hat?“

„Nichts gethan? Hört ihr es? Der Ordensmann! Der Feind der Stadt und unseres Herrn Erzbischofs!“ riefen die Umstehenden.

„Die Stadt steht in keinem Kriege mit dem Orden,“ sagte Bruno und griff an eine der Bohlen, welche wieder über die Durchfahrt geschoben werden mußten.

„In keinem Kriege!“ hieß es von allen Seiten. „Niemand kann leben vor den Ordensleuten. Sie schmälern die Arbeit, sie haben ihre eigenen Gewerker, keine Straße, kein Weg ist sicher vor ihnen. Unsere Weiber müssen sich vorsehen, daß sie ihnen nicht in die Hände fallen. Man greift nach den Waffen, wie man nur einen Ordensmann sieht, und das soll kein Krieg sein!“

„Als es zuletzt Krieg gab,“ beharrte Bruno, „da war es gegen die litauischen Heiden. Da war ich eben als Pilger in das Land gekommen, hatte mich für das Kreuz anwerben lassen; da habe ich mit den Rigaschen und den Rittern zusammen gegen die wilden Heiden gefochten.“

Diese Mahnung brachte die meisten zum Schweigen.

„Ja, siehst Du, Bruno,“ entgegnete ein älterer Mann, „damals war ich auch dabei. Da hielten es

Die Ritter noch mit den Bürgern. Das ist jetzt anders. Jetzt sind sie uns feind, ärger als die Litauer. Du sollst sehen, es giebt bald offenen Krieg.“

„Ja wohl,“ fielen wieder mehrere ein, „ärger als Heiden. Der Erzbischof selbst hat es gesagt, sie seien schlimmer.“

„Das ist richtig,“ sprach der Mann weiter. „Ich war vor Pfingsten zu Sanct Michael im Stift. Der Erzbischof selbst hielt die Messe. Und da redete er zu den Leuten — es waren viele Bürger gekommen — und ermahnte sie, sich von den Rittern fern zu halten. Ich verstand nicht Alles und habe auch nicht Alles behalten, aber er sagte, die Ritter sollten ihm gehorchen und thäten es nicht. Sie sollten eine Zierde des Christenthums sein, und statt dessen seien sie ärger als die litauischen Heiden und schlimmere Feinde als der litauische König.“

„In Sanct Marien soll ein Stiftsherr gesagt haben, die Ritter seien der Beelzebub und müßten vom Angesicht der Erde vertilgt werden,“ berichtete ein Zimmermann, welcher mit Bruno die Bohlen vorzuschieben versuchte.

„Ich war — aber — nicht — da,“ fügte er hinzu, indem er alle Kräfte anstrebte, um das schwere Holz in Bewegung zu setzen.

„Das glaube ich,“ lachte ein Kamerad, „denn Dich sieht man nie da, wo eine Kirche in der Nähe ist.“

„Na, angefaßt!“ ärgerte sich der so Beschämte.

„Hagel und Hobelspähne! Sollen wir zwei allein uns die Arme ausrenken!“

„Wartet einen Augenblick,“ befahl der Baumeister. „Laßt das Boot durch.“

Vom Flusse bog eben ein großes Segelboot in die Rige und auf die Durchfahrt zu. Die breite Leinwand faßte noch immer den leichten Wind, so daß die Geschwindigkeit sich nicht minderte. Schäumend stieg das Wasser am Bug auf.

„Greift an! Hinüber die Bohlen!“ riefen einige Arbeiter und sprangen zu. „Das sind wieder die verdammten Fischer aus der Komthurei!“

„Halt!“ schrie der Baumeister und war mit einem Sprunge bei ihnen. „Gewartet wird, sage ich, oder alle Teufel sollen — Wer hat hier zu befehlen?“

Die Leute traten murrend zurück.

„Mit Verlaub, Meister,“ sagte der ältere Zimmermann, welcher vorhin erzählt hatte, „für Böte sind die kleineren Durchfahrten. Die Kerle können da ihre Segelstange niederlegen.“

„Seht ihr denn nicht, Mensch,“ lenkte der Baumeister ein, „daß sie schon zu nah waren. Die Durchfahrt ist gerade offen. Sonst müßten sie natürlich durch den Nebenraum.“

„Ho, Ihr Zimmerleute!“ rief herausfordernd ein Mann aus dem Boote, welches bereits die Brücke passirte, zu denen oben hinauf, „deckt nicht weiter. Die Durchfahrt lassen wir uns nicht verbauen.“

Wohl ein Duzend meist junger dienender Ordensbrüder gab es in dem langen Fahrzeuge. Sie waren vor Tage hinausgefahren, um ihre vielen Fischwehren zu untersuchen und die in den Stellnetzen gefangene

Beute heimzuholen. Daß der Fang ergiebig ausgefallen war, bewiesen die großen Körbe voll schöner Fische, welche vor und hinter dem Segel standen. Sie hatten zugleich auch die Aufgabe gehabt, etwaigen Fischdieben auf die Finger zu sehen und zu klopfen, und daß sie es mit diesem Geschäft ernst nahmen, darauf deuteten die Schwerter, Spieße und Armbrüste, welche links und rechts auf der Segelbank lagen.

Niemand von den Zimmerleuten antwortete auf die fecke Anrede, obwohl dieser und jener eine Verwünschung vor sich hinbrummte.

Die übermüthigen Ordensleute gaben sich damit aber nicht zufrieden.

„Hört, Ihr Holzleute!“ rief der am Steuer Sitzende zur Brücke zurück, während die Anderen das Segel niederließen und die Ruder zur Hand nahmen, „wenn Ihr uns das Loch zumacht, dann werden wir Feuerleute und brennen Euch den ganzen Kram nieder.“

„Daß man nicht Euch sammt Eurem Neste verbrenne, Raubgesindel!“ schrie nun ein Arbeiter ihnen nach.

„Halbpaffen, Halbaffen!“ höhnte ein Anderer.

„Mönche des Teufels!“ fügte ein Dritter hinzu.

„Schweiget, ihre Lente!“ befahl der Baumeister.

„An die Arbeit! Es ist genug Zeit verloren. Ein guter Gewerker rührt die Hände und nicht das Maul.“

„Ihr liebt es nicht, Meister, wenn wir mit den Schurken reden, wie sie es verdienen,“ brummte der alte Zimmermann, indem er sein Werkzeug aufnahm. „Ihr werdet es noch erleben, sie schädigen uns wirklich einmal die Brücke.“

„Dann bin ich der Erste, welcher ihnen auf die Kappe klopft; das dürft Ihr mir glauben, Alter,“ versetzte der Baumeister ernst. „Aber vor der Zeit keinen Hader.“

V.

Im Hause Walter's des Kaufmannes an der Ecke der Badestubenstraße und der Quergasse gab es an demselben Tage einige Gäste zu Mittag. Der greise Walter speiste mit seiner Ehefrau Johanna selten allein. Außer wenigen, ebenfalls reichen Leuten, mit denen er Geschäfte hatte, waren es Ordensritter, die das Haus besuchten und gern erschienen, denn die beiden Alten, welche für ihre Person die Mäßigkeit auf's Aeußerste trieben, tischten ihren Gästen überreichlich auf, und auch die zu den Gästen gehörige Dienerschaft war zu jeder Zeit willkommen und fand in den Gesinde-räumen im unteren Stockwerk zu essen und zu trinken die Hülle und Fülle.

Walter hatte keine Schiffe zur See und keine Böte auf der Düna. Er trieb meist Handel mit den Eingeborenen, den Lieven, Letten, Esten und Russen. Sie führten ihm hauptsächlich im Winter ihre Rohwaaren an, welche er in großen Partien an andere städtische Kaufleute absetzte. Darum beschäftigte er nur wenige Leute, während seine Lagerräume groß waren, bis zur Badestube reichten und sich auch ziemlich weit an der Quergasse hinzogen, die zur Rigemündestraße führte. Er besaß außerdem ein Grundstück auf dem Rigeholme und ging schon lange mit der Absicht um, sich dort ein

Haus zu bauen, um in der Sommerzeit im Grünen zu leben.

Walter hatte mit Frau Johanna mehrere Kinder gehabt, für welche er sich mühte und an denen sein Herz hing. Sie waren aber alle in kurzer Zeit von einer herrschenden Seuche dahingerafft. Nachdem das Ehepaar den Schmerz einigermaßen überwunden hatte, lebte es in frommer Ergebung. Es hatte große Summen zu kirchlichen Stiftungen verwandt und ließ es immer noch an gottesfürchtigen Spenden nicht fehlen. Es gehörte auch zu den eifrigsten Besuchern der Messe. Die nächsten Kirchen waren außer Sanct Peter die Johanniskirche der Dominikaner und nebenan die Sanct Georgscapelle der Ordensritter. Die drohend blickenden, in ihren Kirchenreden mit Hölle und Verdammniß um sich werfenden schwarzen Predigermönche machten einen unheimlichen Eindruck auf die beiden alten, herzenguten Eheleute. Darum fühlten diese sich mehr zu der Capelle der Ritter hingezogen, wo die Betenden freundlicher ausschauten und die Priester milder und hoffnungsverheißender sprachen. Sie hielten ihre Andacht zuletzt immer in Sanct Georg, und selbstverständlich ließen sie es an Geschenken und Beiträgen zu würdiger Ausstattung dieses Gotteshauses nicht fehlen. Ihre Gaben flossen so reich, daß ihnen von Seiten der Ordensobrigkeit das Anerbieten gemacht wurde, sich in die Brüderschaft aufnehmen zu lassen.

Der Ordenspriester Bruder Albertus wurde vom Komthur zu diesem Zweck zu ihnen geschickt. Er that ihnen kund, welche große Gunst und Ehre der Orden

ihnen erweisen wolle. Sie hätten dann als Mitbruder und Mitschwester, erklärte er, Theil an aller Bevorzugung und Gnade, welche durch die Fürbitte und den Schutz der heiligen Jungfrau den Streitern Christi in diesem Leben erwiesen würde, und vor allen Dingen gleichen Theil an der Herrlichkeit, welche diese Streiter nach ihrem seligen Ende in jener Welt erwarte. Freilich ginge ihr Vermögen gewissermaßen an den Orden über, aber das sei eigentlich nur scheinbar, denn so lange sie lebten, blieben sie die Verwalter desselben, und erst nach ihrem Tode könne der Orden Anspruch darauf erheben. Namentlich ihre Häuser und Grundstücke müßten auch nach ihrem Eintritt in den Orden auf ihren Namen verzeichnet bleiben, da der Orden in der Stadt außer Sanct Jürgen keine Besitzlichkeiten haben dürfe.

In Walter steckte noch immer so viel vom Kaufmann, daß ihm die Entfremdung seines Vermögens, wenn sie auch nur eine formelle sein sollte, Bedenken machte, aber — leibliche Erben hatte er doch nicht mehr, und nach seinem und der Frau Tode hätte er ja so wie so die Ordenskirche zu seiner Erbin eingesetzt. Darum sprach er sich bereitwillig aus, wenn er auch noch nicht fest zusagte. Frau Johanna war ganz einverstanden.

Walter zahlte unaufgefordert einen beträchtlichen Theil seines Vermögens als Ungeld in die Ordenskasse. Die beiden Alten wurden nun in der Capelle mit Auszeichnung behandelt und hatten ihren Platz vornan bei dem Romthur und den höheren Beamten des Hauses. Sie erhielten Einladungen zu allen religiösen Feierlich-

Teiten und wurden von den Priestern und Rittern bereits Bruder und Schwester genannt. Sie gefielen sich in diesem Verhältniß und thaten, was sie konnten, damit es ihren Ritterbrüdern — so nannten auch sie schon die Ordensherren — bei ihnen im Hause ebenfalls gefallen möchte.

Heute hatten sich wieder einige Ritter bei dem Bruder Walter eingefunden, und während die Schwester Johanna in der Küche nach dem Rechten sah, plauderten die Gäste in Erwartung des Essens und warfen sehnsüchtige Blicke zu der Thür, durch welche die Speisen aufgetragen zu werden pflegten, und komisch neidische auf einen von ihnen, der bereits an der Tafel saß und sich wie aus Zerstretheit einen Becher mit Wein gefüllt hatte, an welchem er nippte. Dieser zerstreute Gast trug daselbe weiße, umgürtete Gewand wie die übrigen, aber auf der Brust mit einem schwarzen Kreuze. Er hatte weder Schnurr- noch Kinnbart und sein Haupthaar war auf dem Wirbel verdächtig kurz. Es sah fast aus, als ob dem Kopfe die Tonsur nicht fremd gewesen sei.

Der Wirth hatte den Gästen eben beschrieben, wie der Erzbischof am Morgen zur Jagd ausgeritten sei. Er war bereits auf und am Fenster gewesen und hatte den Zug gesehen.

„Ja, diese Pfaffen, hoch oder niedrig!“ meinte ein Ritter und schüttelte den Kopf. „Sie verstehen es. Sie leben zu ihrem Vergnügen und denken nicht einmal an ihre Gelübde.“

Der Wirth seufzte. Der Mann am Tische lächelte

wohlgefällig und füllte sich nochmals den Becher aus der Kanne.

„Es ist eine Schande!“ polterte ein derb aussehender Ritter. „Die Priester sollen die Laien lehren, die Seligkeit durch gute Werke zu erwerben. Aber seht ihre eigenen Werke an. Saufen und Fressen, Tagen und Spielen! Lauter Lüge, lauter Betrug! Was für ein Beispiel können die Laien sich daran nehmen! Der Teufel soll sie alle holen!“

„Ich hoffe, bei diesem frommen Wunsche nehmt Ihr den demüthigen und unwürdigen Priester Albertus aus, Bruder Türk,“ sagte lächelnd der Mann am Tische.

„Ach was!“ entgegnete der Türk Genannte. „Von Euch kann keine Rede sein, Pater Albert. Ihr seid ein ritterlicher Priester, so zu sagen Priester und Kriegsmann zugleich. Euch wird doch Niemand mit den Prämonstratensern und Barfüßern und Predigern, und wie die Kerle heißen, über einen Kamm scheeren.“

„Wem könnte es einfallen, die Priester der heiligen Jungfrau mit dem Schandgesindel auf eine Stufe stellen zu wollen!“ rief ein anderer Ritter.

Der Wirth nickte verständnisvoll zu dem Ausrufe.

„Gewiß,“ sagte er. „Wenn die Priester des Ordens der mildherzigen Jungfrau nicht heiliger wären als die anderen, dann hätte der heilige Vater auf dem Stuhle Petri nicht verordnet, daß es gut sei, nach der Messe in einer anderen Kirche noch die Messe bei einem Ordenspriester zu hören.“

„Ja,“ bestätigte einer der Ritter, „vierzig Tagen

Buße ist ein solcher Besuch der Ordenskirche gleich. So hat der Papst Urban verordnet."

Türk winkte verächtlich mit der Hand.

"Braucht es zur Bestätigung der Verordnung des Papstes! Hunderte von Beweisen giebt es dafür, daß nur das, was zum Orden gehört, gut und gottgefällig ist. So wahr ich Türk von Sellheim heiße!"

"Es ist wohl erstaunlich," sagte bedächtig ein anderer Ritter, „was die Gnade Gottes für unsere Brüderschaft bereits gethan hat! Ich habe es schon vor Jahren gehört und kann es noch nicht vergessen, wie die Heiden einmal zwei gefangene Ordensbrüder bei lebendigem Leibe haben verbrennen wollen. Wieviel Holz sie auch zutragen und aufschichteten, es war alles vergeblich. Die beiden Brüder sagten laut das Pater noster und Credo her und blieben mitten in der Flamme unverfehrt, so daß die Heiden zuletzt in Angst geriethen, zu Boden fielen und heulten und winselten wie geprügelte Hunde."

"Darum haben wir unsere eigenen Priester," sprach Türk von Sellheim, „weil andere Mönche und sonstige Pfaffen nicht heilig genug sind, unsere Beichte zu hören."

"Darum stehen unsere Priester auch nur unter dem Meister und dem Papste und haben mit Bischöfen und dergleichen nichts zu thun," setzte der vorige Erzähler hinzu.

"Ihr seid also gar nicht, auch nicht ein klein klein wenig abhängig von dem Herrn Erzbischof Johannes, würdiger Pater Albertus?" fragte der Wirth.

Der Priester schüttelte den Kopf.

„Aber der Erzbischof hat so große Vollmachten vom apostolischen Stuhle, fuhr der Wirth fort und es klang wie ein leiser Zweifel. „Er kann sogar in den Bann thun und vom Banne lösen.“

„Wenn der Erzbischof den Pater Albert in den Bann thut,“ versicherte Türk von Sellheim, so thut der Pater Albert den Erzbischof in den Bann.“

Die Ritter lachten.

„Nein, Bruder Walter,“ sagte der Priester, „so ist es nicht. Der Türk nimmt immer den Mund zu voll. Aber der Erzbischof darf über einen Ordensbruder oder über den ganzen Orden den Bann nicht aussprechen. Dazu hat der heilige Vater ihn nicht bevollmächtigt. Thut er es doch, so hat, wer zum Orden gehört, sich daran nicht zu kehren, und wir Ordenspriester halten nach wie vor die Messe und hören die Beichte. Ein solcher ungesetzlicher Bannfluch fällt auf das Haupt. . . .“

Das Stampfen in schneller Flucht hinstürmender Rosse wurde auf der Straße laut. Ein Ritter trat zum offenen Fenster und beugte sich hinaus. Da verlor sich schon der Schall nach der inneren Stadt zu.

„Auf das Haupt dessen zurück, der ihn ausgesprochen hat,“ schloß der Priester.

„Die jagen, als ob es um's Leben gehe,“ sprach der Ritter, indem er den Oberkörper aus der Fensteröffnung zurückzog.

„Waren es Brüder?“ fragte Türk.

Der Ritter zuckte die Achseln.

„Sie waren verschwunden, ehe ich sie recht sehen konnte. Uebrigens nein, ich glaube nicht. Ritterbrüder waren wenigstens nicht dabei. Kein weißer Mantel.“

Frau Johanna erschien und bat zu Tisch. Der Vater Albertus sprach ein kurzes Gebet, die Gäste machten sich über die aufgetragenen Speisen her, als gelte es, Heiden im Interesse ihrer Befehrung zum Christenthum zu vertilgen. Der Hunger war noch nicht gestillt, als wieder der Hufschlag mehrerer galopirender Pferde ertönte, diesmal von der Stadtseite. Ein Ritter sprang auf und zum Fenster. Hell schallte gleich darauf das Stampfen der Eisen vom Pflaster der gewölbten Badestubenpforte herüber. Dann war nichts mehr zu hören.

„Was das Jagen bedeuten mag?“ sagte der Ritter, indem er zum Tische zurückkehrte. „Die Reiter schleppten etwas Großes zwischen sich — einen Kasten — oder eine Sänfte — ich konnte es nicht unterscheiden.“

„Ob die Erzbischöflichen nicht irgend einen schlimmen Anschlag gegen unsere Leute draußen im Gebiet ausführen?“ sprach zögernd ein bejahrter Ritter mit einem fast ganz kahlen Kopfe.

„Der Teufel soll sie holen, wenn sie es wagen!“ rief Türk und stieß seinen Becher hart auf den Tisch. Sein Gesicht begann von dem genossenen Weine zu glühen.

„Sie sind zu Allem fähig,“ entgegnete der Kahlkopf. „Es wäre nicht die erste schändliche That von ihnen.“

„Sie wagen es nicht!“ beharrte Türk.

„Ich habe mit Grausen zugehört,“ nahm Frau Johanna das Wort, „wie der würdige Pater Bruder Anselmus am Sonntage das Unrecht herzählte, welches der liebe Orden von dem Erzbischof und dessen Leuten hat leiden müssen. Ich hätte nie geglaubt, daß ein so hoher Herr, noch dazu ein Diener Gottes, so schlecht handeln könnte, und an wem? An den frommen Streiftern Gottes und der Jungfrau.“

„Die Schrift wurde an demselben Tage in allen Kirchen und Capellen unseres Ordens verlesen,“ sagte der Pater Albert. „Sie enthielt die Antwort auf die Schmähungen und Lügen, welche im Stift gegen den Orden geschleudert worden waren.“

„Dann kam die Schrift vom Herrn Meister?“ fragte der Wirth. „Dann hat sie also um so größere Bedeutung.“

Das Essen war abgetragen. Frische Weinkannen wurden aufgesetzt und dazu würzige Süßigkeiten von dem Kräutner Bernhard, welcher seine Kräutnerei im Hause gegenüber hatte.

Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein. Der Ritter Türck von Sellheim hatte den Becher mehrmals gelehrt und wurde in seinen Behauptungen von der Feigheit der Erzbischöflichen immer kühner.

Von der Badestubenpforte her ließ sich von Neuem Lärm vernehmen. Es klang wie Pferdege-trappel und zugleich wie die Tritte und Stimmen zahlreicher Menschen.

Die ganze Gesellschaft erhob sich und stellte sich an die Fenster. Zur Stadt herein wälzte sich ein

Hauſe von Männern, meiſt Schiffsleuten und Hafenarbeitern, welche die Köpfe zu einer von vier ſtämmigen Kerlen getragenen Sänfte wandten. Nebenbei ritt des Erzbischofs Muhme. Sie neigte ſich und blickte beſorgt durch die an dieſer Seite geöffneten Vorhänge der Sänfte. Mehrere Reiter umgaben die Gruppe und hinterher ritten die beiden Domherren und die beiden Dominicaner, welche am Morgen mit dem Erzbischof zur Jagd ausgezogen waren. Darauf folgten noch mehrere Perſonen zu Pferde. Ein erzbischöflicher Stallknecht führte das reiterloſe Roß des hohen Herrn am Zügel. Den Schluß bildeten wieder Arbeiter und verſchiedene Leute der niedrigſten Art, welche bald gingen, bald ſtehen blieben, einander erzählten, mit den Armen ſochten und gereizte Kuſe auſſtießen.

Frau Johanna brach zuerſt das Schweigen in der Stube.

„Da iſt ein Unglück mit dem Herrn Erzbischof vorgefallen!“ ſagte ſie.

„Wenn er ſich den Hals gebrochen hätte, wäre es mir am liebſten,“ ſprach Türk und ging zum Tiſche, wo er ſich friſch einſchänkte.

„Das kommt davon, wenn Pfaffen ritterliche Luſt treiben wollen,“ meinte der kahlköpfige Ritter.

„Aber wenn die Pfaffen neben Euch ritterlich das Schwert ſchwingen, wo Ihr in Noth ſeid, dann habt Ihr nichts dagegen, Bruder Schetteler!“ fuhr der Prieſter Albert empfindlich auf.

„Gott ſoll mich ſtrafen,“ rief der Alte, „wenn ich Euch Schlechtes habe ſagen wollen, Pater Albertus.“

Ihr seid unser ritterlicher Bruder und Genosse, und daß Ihr Priester seid, ändert nichts. Wir müssen auch Priester haben, die uns beistehen, wo wir sonst in Sünde verfallen könnten, und namentlich, wenn unser letztes Stündlein kommt.“ Er bekreuzte sich. „Wenn ich von Pfaffen rede, verstehe ich immer nur die verfluchten — Gott verzeihe mir das Wort — die Erzbischöflichen und die andere graue und schwarze Brut, welche uns Streitern der Jungfrau das Brod nicht gönnt.“

„Was haben aber nur die Leute?“ fragte Frau Johanna. „Sie scheinen in Wuth zu sein, und ich glaube, sie bedrohen uns. Seht nur, sie deuten mit den Fäusten hier herauf.“

„Gewiß, das gilt uns,“ sagte ein Ritter. „Das Volk ist durch etwas gereizt und ärgert sich, daß es hier unsere weißen Gewänder sieht. Treten wir von den Fenstern zurück, liebe Brüder.“

Es galt allerdings den Rittern im oberen Geschoß des Hauses Walter's, des Kaufmannes. Aufmerksam gemacht durch die hin und her galopirenden erzbischöflichen Reiter, hatte sich ein Theil der an der Rige arbeitenden Knechte und Tagelöhner dem aus der Sumpfniederung nahenden Zuge zur Badestubenbrücke entgegen begeben. Daß in der Sänfte der Erzbischof getragen wurde, und daß er krank war, begriff gleich jeder. Aber wie krank? Wovon krank? Am Morgen war er frisch und gesund ausgeritten. Vermundet vielleicht? Wodurch? Von wem? Die Männer, welche zunächst an der Sänfte waren, sich zwischen die Reiter

gedrängt hatten und am Tragen des Landesherrn theilnahmen, wußten es vielleicht, hatten von einem oder dem anderen der Reiter Auskunft erhalten. Die später Ankommenden und hinten Nacheilenden waren aufs Rathen angewiesen. „Von Ordensleuten angefallen!“ hatte möglicher Weise Jemand ausgerufen. Oder Niemand hatte es zuerst ausgesprochen, sondern der Gedanke war in mehreren Köpfen zugleich entstanden, als die Augen zufällig die weißen Röcke oben an den offenen Fenstern erblickten. Kurz, die Ueberzeugung war plötzlich da, der Erzbischof sei von Ordensleuten verwundet, vielleicht erschlagen.

Immer mehr Volk strömte zur Pforte herein. Der Haufe vor Walter's Hause wuchs. Die Straße füllte sich. Weiber aus den anliegenden Gassen gesellten sich dazu. Die Rufe wurden lauter, die Geberden drohender. Das Gerede steigerte sich zu Geschrei, aus welchem sich einzelne Sätze heraus hören ließen.

„Holt sie herunter, die Mörder! An den Galgen mit ihnen! Genug gelitten! Kennt die Thür ein! Haut sie in Stücke! Die Schandbuben, die Teufelsdiener.“

„Das kann ernst werden, Brüder,“ meinte der fahlköpfige Schetteler. „Das Volk ist außer sich vor Wuth. Wir werden wohl um unser Leben fechten müssen, denn die Schreier draußen sind von der gefährlichsten Art, der Auswurf von der Rige und von den Hölmern.“

„Wir wollen unser Leben wenigstens theuer ver-

kaufen," sprach entschlossen ein anderer Ritter und holte sein Schwert, das in der Ecke lehnte.

Die Ritter schnallten und hatten sämmtlich die Wehren an den Gürtel und setzten die Hüte und Barett's auf.

"Bruder Schetteler," rief Türk von Sellheim, "Ihr sitzt ja im Rathe der Stadt, seid auch Rathmann. Vor an das Fenster! Befehlt den Schurken im Namen des Rathes. Dem Rathe müssen die Kerle doch gehorchen."

Der Alte lächelte wehmüthig.

"Die Gese des Volkes da unten hört auf nichts, wenn sie in Wuth geräth. Der Unblick meines weißen Rockes würde die Sache gleich zum Ausbruch bringen."

Türk ging zur Thür und riß sie auf. Dort steckte er zwei Finger in den Mund und ließ einen gellenden Pfiff erschallen. Sogleich eilte Jemand die Treppe herauf. Es war Türk's Knappe.

"Wie viele seid Ihr da unten?"

"Unser dreizehn, Herr Ritter."

"Habt alle Eure Wehren?"

"Ja wohl, Herr. Der Bodo aus des Komthurs Gefolge hat sogar seine Armbrust mit."

"Die Jungfrau verläßt uns nicht!" sagte Türk und seufzte erleichtert auf. "Unten dreizehn und wir sieben! Noch leben wir. Berrammt die Thüren vorn und hinten. Hörst Du?"

"Ist schon geschehen, Herr," sprach der Knappe.

"Die Thüren sind dick und fest und die Schlösser und Riegel stark."

„Dann hinunter und gute Wache gehalten. Wir kommen nach, sobald es mit dem Angriff Ernst wird.“

Er warf sich auf einen Stuhl am Tische und trank.

Niemand hatte unterdessen auf die Wirthin geachtet. Jetzt bemerkte der alte Schetteler Frau Johanna, welche bleich und ihrer Sinne kaum mächtig auf einem Sessel an der Wand saß.

„Um Gottes willen, Schwester,“ sprach er zu ihr, „mäßigt Euren Schreck. Noch kann Alles gut ablaufen.“

„Muth, Schwester Johanna!“ rief Türk vom Tische her. „Ich stehe Euch dafür, daß wir das Haus eine halbe Stunde halten, vielleicht auch länger. In der Zeit werden die in Sanct Jürgen wohl von dem Tumult hören und uns aus der Mausefalle befreien. Ich hoffe so.“

„Es geschieht nichts ohne den Willen Gottes, liebe Schwester,“ sagte nun auch der Priester Albert, indem er zu ihr trat und beschwichtigend die Hand an ihre Stirn legte. „Die heilige Jungfrau wird uns auch diesmal ihre Fürsprache nicht entziehen. Sie hat ihren Streitern schon aus größeren Gefahren geholfen.“

Draußen ging das Geschrei in Wuthgeheul über und einige Schläge ließen sich hören, wie von Steinen, die gegen die Thür und Mauer geworfen wurden.

Türk von Sellheim goß noch einen Becher hinunter und stand auf.

Da trat der Wirth aus dem Nebenzimmer. Er hatte eine verrostete Blechhaube aufgesetzt und hielt ein

altes Schwert in der Hand. Er hebte vor Aufregung und Schwäche, aber die Augen schauten entschlossen.

„Walter, Walter!“ rief Frau Johanna und streckte die Arme nach ihm aus.

„Wenn wir untergehen sollen, Frau,“ sprach er mit matter Stimme, „so will ich mit unseren Brüdern fallen.“

Es gelang ihr, sich zu erheben. Sie schwankte auf ihn zu, umflammerte ihn und sank an ihm nieder. Sie war ohnmächtig.

Der Priester sprang ihr bei.

„Tragen wir sie auf ihr Bett, Bruder Walter,“ sprach er. „Die Jungfrau ist vielleicht so gnädig und wendet Alles zum Besten, ehe sie erwacht.“

„Gebt her, Bruder Walter,“ sagte der alte Schetteler und nahm dem Wirth die Haube vom Kopfe und das Schwert aus der Hand. „Das ist nichts für Euch. Sorgt für die Schwester. Mit Gottes Hilfe soll es uns wohl gelingen, Euer Haus zu schützen und die wilde Schaar von Euch fern zu halten.“

Auf der Straße war es plötzlich ganz still geworden. Die Ritter sahen sich fragend an und horchten. Einige Worte wurden von Jemand gesprochen, und dann brach das Geschrei und Geheul von Neuem los. Gleich verstummte es aber wieder, und nun war deutlich zu hören, wie eine kräftige Stimme etwas vom Erzbischof sprach und die Leute aufforderte, auseinander und an die Arbeit zu gehen.

Die Ritter guckten vorsichtig hinaus. Mitten

in dem Gedränge hielten Reiter. Es war der Rest des erzbischöflichen Jagdzuges, mehrere Vasallen des Stiftes mit ihren Damen und hinter ihnen Dienstleute und Knechte mit der Jagdbeute. Einer der Stiftsritter hatte nach der Ursache des Auslaufes gefragt und erklärte nun, daß der Erzbischof mit dem Pferde gestürzt sei und sich das Bein beschädigt habe. Er befahl im Namen des Erzbischofs, vom Hause abzustehen und jede Gewalt einzustellen. Er drohte, falls die Ruhestörung fortbauere, aus dem Stift die Reiter und Pilger kommen zu lassen. Unter allgemeinem Schweigen entfernten sich die Stiftischen.

Gesumm wie in einem Bienenkorbe begann. Hunderte von Stimmen besprachen die Nachricht, fragten, erklärten und übersetzten. Der größere Theil der Lärmenden bestand aus lettischen und livischen Tagelöhnern, welche sogleich besänftigt und befriedigt waren, als sie erfuhren, daß die Ordensleute an dem Unfall keine Schuld hatten. Sie begannen einzeln und in Gruppen zur Pforte hinauszumwandern. Die ruhigeren und anständigeren der theiligten Städte schämten sich nach des Ritters Worten ihrer Ueber-eilung und Unbändigkeit. Auch sie entfernten sich nach verschiedenen Seiten. Es blieben zuletzt nur einzelne Häufchen, welche freilich noch immer die Straße ungewöhnlich belebt erscheinen ließen, sich aber im Ganzen ziemlich harmlos unterhielten.

Nur in einem der Haufen ging es laut und drohend her. Ein langer Kerl in einem spitzen Hute hatte einige Duzende zerlumpter Schiffs- und Packleute

um sich versammelt, fuhr mit den Armen in der Luft umher, ballte die Fäuste gegen das Haus und schien sich alle Mühe zu geben, einen neuen Ansturm gegen dasselbe in's Werk zu setzen. Seine Zuhörer stimmten ihm laut bei und ergingen sich in Flüchen und Schimpfreden.

Türk von Sellheim, welcher vor Freude über das Einschreiten des Stiftsritters und das Schwinden der Gefahr schärfer getrunken hatte als vorher, gerieth über den hartnäckigen langen Kerl in Wuth. Er wollte Dominicaner werden, betheuerte er zuletzt, wenn er ihm die Sache nicht versalze. Er ging zur Thür und ließ wieder seinen gellenden Pfiff ertönen.

„Den Bodo her mit der Armbrust! befohl er seinem Knappen.

„Was wollt Ihr thun, Bruder?“ fragten die Ritter.

„Türk, treibt keinen Wahnsinn,“ mahnte Schetteler.

Bodo trat in die Stube. Es war der feste junge Ordensmann, welcher am Morgen vor demselben Hause den Streit mit dem Barfüßer gehabt hatte. Die Armbrust trug er in der Hand. Der Köcher mit den Bolzen hing ihm am Riemen auf dem Rücken.

„Bruder Bodo“, sagte Türk, „kannst Du einen Mann sicher treffen auf achtzig Schritte?“

„Sollte denken, Ritter,“ lachte der Gefragte. „Der Mann müßte sehr klein und dünn sein, wenn ich es nicht könnte.“

„Dann tritt hier an's Fenster und schieße mir den langen Schreier mit dem spitzen Hute.“

„Hört auf, Türk!“ riefen die Ritter.

Er winkte abwehrend mit der Hand.

Schieße zu, Bodo.“

„Ja, Ritter,“ lachte der Knappe, „von dem Kerl sehe ich aber nur den Kopf.“

„Schieße ihm in den Kopf, am besten in's Auge oder in sein verfluchtes Maul.“

„Er hält auch den Kopf nicht still,“ sagte Bodo zögernd. „Ich könnte einen Anderen verletzen.“

„Das schadet ja aber nichts, Bruder. Schieße erst vier, fünf Andere zu Schanden, wenn Du zuletzt nur ihn auch triffst. Bolzen hast Du doch wohl genug.“

„Ja, wenn es so steht, Ritter von Sellheim“, meinte Bodo und griff gemächlich über die Schulter zu dem Köcher.

Nun legten sich aber die Ritter und besonders der Pater Albert ernstlich in's Mittel. Bodo sah sich genöthigt, die Stube zu verlassen. Er that es lachend und mit leichtem Bedauern, daß der spaßige Einfall Türks nicht zur Ausführung komme.

Auch Türk lachte und trank.

„Wenn Ihr den langen Kerl so liebt,“ sprach er, „daß Ihr durchaus verlangt, er solle leben, mag er leben. Aber denkt an mich, er wird Euch noch zu schaffen machen.“

„Wir wollen ihm wenigstens sagen, daß er sich nächstens hüten solle,“ versetzte Schetteler. „Auf Brüder! Es ist Zeit, daß wir gehen. Die Straße sieht nicht mehr gefährlich aus. Setzt kann ich als Rathmann mit den Leuten reden.“

Die Ritter nahmen die Mäntel mit dem schwarzen Kreuze um und traten auf die Straße, gefolgt von den dreizehn niederen Brüdern in ihrer dunklen Tracht. Es war trotz der geringen Zahl eine stattliche Schaar, die so fest und kühn auftrat, so selbstbewußt und kampfgewandt ausfah, daß die noch vorhandenen Ueberbleibsel der Ruhestörer sich wohl hüteten, laut zu werden.

Voran ging der alte Schetteler. Die Uebrigen folgten paarweise. Türk von Sellheim, welcher sein Wort gegeben hatte, keinen Streit anzufangen, wurde von dem Priester am Arme geführt, denn die Beine gehorchten ihm nicht ganz und der Pater Albert traute seinem Versprechen nicht völlig.

Schetteler schritt gerade auf den Rädelshörer mit dem spitzen Hute zu. Die denselben Umgebenden machten eilfertig Platz und traten zur Seite.

„Was tobst Du hier und wiegest die Leute auf?“ herrschte der Ritter.

Der Lange machte freilich ein trotziges Gesicht, man sah ihm aber doch Verlegenheit und Unentschlossenheit an.

„Rede,“ befahl Schetteler. „Ich frage im Namen des Erzvogtes und des Rathes, denn ich bin einer der Rathleute.“

„Die Rathmänner der Stadt tragen keine weißen Mäntel mit dem schwarzen Kreuze,“ gab der Mann endlich finster zur Antwort.

„Schurke!“ rief der Ritter, „willst Du meine Worte Lügen strafen! Ich bin einer der Ordensherren, die im Stadtrathe sitzen, und im Namen des Rathes

Befehle ich Dir: Du gehst sogleich fort an Deine Beschäftigung. Verstanden?"

Der Lange schwankte. Er blickte um sich. Es stand da freilich wildes Volk genug umher und bewaffnet waren alle, wenn zum Theil auch nur mit ihrem Handwerkzeuge. Er trat von einem Fuße auf den anderen.

„Die Ordensherren selbst sind im Rathe nicht gut gelitten,“ brachte er endlich etwas unsicher heraus.

Beifälliges Murmeln ließ sich umher vernehmen, und die Leute drängten sich näher.

„Dann befehle ich Dir im Namen des Herrn Meisters, Du Gump,“ brauste jetzt der alte Ritter auf und rückte so dicht an den Längen heran, daß dieser zurückweichen mußte. „Und nun merke Dir, wenn ich bis zehn zähle und Du bist noch nicht um die Ecke, so baumelst Du an der nächsten Hauspforte, ehe Du ein Pater noster beten kannst. Fort!“

Der Mann wandte sich und ging, aber er that es zögernd. Schon nach wenigen Schritten kehrte er plötzlich um. Die Augen blitzten, die Hand griff an das Messer. Die Lippen öffneten sich. Zum Sprechen kam er nicht. Türk von Sellheim's Geduld war zu Ende. Ehe der Priester Albert es ahnen konnte, hatte der Betrunkene sich von seinem Arme befreit und fuhr, das Schwert aus der Scheide reißend, wie ein Pfeil vom Bogen auf den Längen los. Der Hieb, den er führte, war so gut gemeint, daß er dem Manne den Kopf bis zum Halse gespalten hätte, wenn der Ritter nicht gestolpert und der Hieb dadurch zu kurz gefallen wäre.

Die Wirkung, welche dieses Wuthstückchen Türk's auf den Längen hervorbrachte, war entscheidend. Der Mann, welcher vielleicht zum ersten Male den sicheren Tod so nahe gesehen hatte, sprang zurück — er hätte fast den spitzen Hut verloren — und lief dann aus Leibeskraften.

Die Uebrigen folgten nun schweigend, wenn auch mit haßerfüllten Blicken der Mahnung Schetteler's und zerstreuten sich.

VI.

In der Kräutnerei dem Hause Walter's gegenüber hatten die Insassen während des Auflaufes nicht geringe Angst ausgestanden. Bernhard, der Kräutner, hatte seine Hausthür fest verriegelt und in der Verkaufsstube auch die Fensterläden geschlossen.

„Ich habe oft gesagt“, sprach er zu seiner Frau Alheid, welche nach einem eben durchgemachten Unwohlsein heute zum ersten Male aufgestanden war, „immer habe ich gesagt, der Walter drüben mit seiner verrückten Ritterfreundschaft bringt uns noch einmal in's Unglück.“

Gegen den Abend war jedoch alle Furcht der Kräutnerfamilie vergessen. Die Fenster waren geöffnet und strömten den das Innere der Verkaufsstube füllenden Duft auf die Straße, um die Vorübergehenden daran zu erinnern, daß hier Manches zu haben sei, was gut schmecke.

Wer hineintrat, wurde durch den Anblick der vielen leckeren Sachen noch mehr zum Naschen aufgefordert, wenn er überhaupt solchen Genüssen zugänglich

war. An der einen Seitenwand zog sich ein Tisch hin und auf demselben reiheten sich verführerisch die Gefäße mit Bernhards eigenem Zuckermachwerk und Gebäck aneinander. Da gab es vor allen Dingen die verschiedenen beliebten Krautsorten: Aniskraut, Ingwerkraut, Caneelkraut, Kardamomkraut, Korianderkraut, Muscatkraut, und wie die theils zu Kügelchen, theils zu Flädchen oder Stäbchen geformten würzigen Confecte sonst noch hießen. Daneben fand sich gröberes Backwerk, jedoch ebenfalls stark gewürzt. An der hinteren Wand, von der Stube durch den Ladentisch geschieden, hatte in offenen Kästen Rohrnaschwerk seinen Platz, wechselnd mit fremdländischem Tisch- und Küchenbedarf: Datteln, Feigen, Ingwer, Caneel, Rümmele, Mandeln, Muscatblütthe und Muscatnüsse, Kräutnelken, Pfeffer, Rosinen, Safran, Senf, Zucker und ähnliche Sachen. Die andere Seitenwand nahmen geschlossene Kisten mit Apothekerbedarf ein, mit Alaun, Kampfer, Quecksilber, Rhabarber, Salpeter und allen möglichen Spezereien, welche von den damaligen handwerksmäßigen Ärzten zu ihren verben und einförmigen Arzneien verwandt wurden. Oben aber bis zur Decke hinauf hingen Bündel von getrockneten Pflanzen, von Melisse, Minze, Camillen, Schafgarbe, Thymian, Wermuth und anderen bei leichtem Unwohlsein als Aufguß benutzten Gewächsen.

Der Handel war in vollem Gange. Die angenehme Abendluft lud zum Spazieren ein und viele Leute machten sich das Vergnügen, an die Rige hinauszugehen, einen Blick auf die vielen Fahrzeuge zu werfen, Bekannte zu treffen und sich Bekannten zu zeigen.

Wer aber Zeit und Lust zum Spaziergehen findet, dem fehlt es häufig nicht an Appetit zum Naschen und mitunter auch nicht an dem dazu nöthigen Gelde. Fast keinen Augenblick blieb die Stube leer. Bald trat mit breitspurigem Gange ein ausländischer Schiffer ein, begleitet von seines Rigaschen Gastfreundes Töchtern. Lächelnd schmeckte er, was sie ihm als schmackhaft anpriesen, und lächelnd bezahlte er, was sie auf den Spaziergang mitnahmen. Er wußte, bei dem Abendessen werde er Gelegenheit finden, den süßen Geschmack gründlich ab- und hinunterzuspülen. Bald erschienen städtische Stuker in theuren Wämfern, mit Federn auf den Hüten und Silberbeschlag an den Griffen und Scheiden der Schwerter. Sie suchten und schmeckten und mäkelten lange, feilschten wohl auch hartnäckig um den Preis, kauften zuletzt aber doch. Seltener kam ein biederer Gewerker mit seiner ganzen Familie. Er machte nach dem Schlusse der Arbeit vor dem Essen noch einen kurzen Gang zu einer Stadtpforte hinaus und zur anderen herein, um Luft zu schöpfen. Er ließ bei der Gelegenheit etwas draufgehen und regalirte die Frau und Kinder mit einigen Confecten. Dazwischen sprangen eilig Lehrjungen in die Thür und kauften hastig einige süße Bissen, scheu um sich blickend und rasch wieder verschwindend. Mägde holten für ihre Herrschaften zum folgenden Tage Gewürz. Sparsame Hausfrauen wollten vielerlei zu so kleinen Theilen, daß sich jedes Gewicht und jedes Maß zu groß erwies.

Bernhard, der Kräutner, war überall, war seiner Frau Alheid behilflich und war ihr überall hinderlich.

Er reichte zu, kramte weg und schüttelte die Kasten und Gefäße, um den in Unordnung gebrachten Inhalt wieder zu glätten. Er entfernte sich auch in den hinteren Raum, um neue Vorräthe zum Nachschütten zu holen. Raum war er aber weg, so rief Frau Alheid bereits mit leidender Stimme: „Bernhard!“ Und wenn er dann eilig gelaufen kam und das Gefäß, welches er in der Hand trug, unsanft auf den Tisch stellte, daß es klappte, dann zuckte Frau Alheid zusammen und sprach tadelnd und kläglich: „Aber, Bernhard!“ Machte er sich jedoch daran, eine Kiste auf- oder zuzubinden, so daß sie einige Zeit keine Unterstützung von ihm hatte, dann sank sie ermattet auf einen Stuhl nieder und klagte: „Ach, Bernhard!“

Solche Anfälle von Schwäche hatte die junge, eben vom Krankenlager aufgestandene Frau gewöhnlich dann, wenn es eben keine eleganten Herren in der Stube gab. Die einfachen und alten Leute, Lehrlingen und Mägde mußten von Bernhard selbst bedient werden. Einmal, als Bernhard lange im hinteren Raume blieb und auf ihren Ruf nicht erschien, während einigen Weibern Kleinigkeiten verabfolgt werden mußten, erhob die Frau ihre Stimme und schrie laut: „Gertrud! Gertrud!“ Und es klang diesmal gar nicht leidend, sondern recht scharf und weithin hörbar.

Durch den offenen, schmalen Gang, welcher die Verkaufsstube mit der Wohnung verband, kam eilig ein Mädchen gelaufen, welches den feinen Körperbau mit dem Kräutner Bernhard gemein hatte, dabei aber ein so niedliches Gesichtchen zur Schau trug, wie Frau Alheid es sich vergeblich wünschen mochte.

„Gertrud, man muß Dich immer erst lange rufen, wenn man Dich nöthig hat,“ sagte Frau Alheid und begann die Worte mürrisch und zankend, endigte aber freundlich lächelnd in sanftem Tone, denn eben betrat ein zierlicher Kaufmannssohn die Stube und Frau Alheid erhob sich leicht und gefällig, um nach seinem Begehren zu fragen. Gertrud bediente die harrenden Weiber.

Der Kaufmannssohn ließ sich vielerlei abwiegen und einpacken, hörte willig auf die Empfehlungen der Verkäuferin und ging auf ihre Scherze ein. Zum Schlusse aber glaubte Frau Alheid zu bemerken, daß er die Augen dabei an Gertrud haften ließ, und da wurde sie kurz und beinahe abstoßend. Raun war er fort, so fuhr sie Gertrud an und schalt sie wegen ihrer Langsamkeit und Ungeschicklichkeit.

„Sie ist doch zu nichts zu brauchen,“ sprach sie klagend, als gerade Bernhard aus dem hinteren Raume trat, und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

Der Kräutner setzte die Kiste ab, welche er schleppte, und half dem Mädchen die Weiber abfertigen.

„Gieb Dir Mühe, Trude,“ sagte er dabei vorwurfsvoll.

„Ich gebe mir gewiß Mühe, Vater,“ erwiderte Gertrud.

Frau Alheid seufzte.

„Das letzte Wort muß sie immer haben,“ klagte sie.

Aus der Wohnung ließ sich das Schreien eines Kindes hören.

„Gertrud! Gertrud!“ kreischte Alheid und erhob sich halb.

Gertrud lief bereits durch den Gang fort.

Und wieder kamen Käufer aus den besseren Ständen. Frau Alheid trug ihr freundlichstes Lächeln zur Schau und war von ausgesuchtester Dienstfertigkeit, schäkerte und lachte. Da schrie aber wieder das Kind und setzte das Schreien hartnäckig fort. Frau Alheid schien es gar nicht zu hören. Wie aber die Herren die Thür kaum hinter sich hatten, fuhr sie, alle Schwäche vergessend, wie ein Racheengel in den schmalen Gang und sogleich erklang ihre Stimme häßlich keifend aus der Wohnung.

„Fort, nichtsnutzige Dirne! Du bist unzuverlässiger als die dumme Magd. Daß meine Augen Dich nicht sehen! Fort!“

Gertrud kam langsam in die Verkaufsstube geschlichen. Thränen standen in ihren Augen.

Bernhard hatte die Stirn in düstere Falten gezogen.

„Trude,“ sagte er nach einer Weile, „Du machst mir das Leben schrecklich schwer.“

„Water,“ schluchzte sie, „ich kann es ihr nicht recht machen! Ich gebe mir die größte Mühe. Sie will Alles schlecht finden.“

„Höre, Trude,“ sprach er streng, „so darfst Du mir nicht reden. Alheid verlangt gewiß nichts Unrechtes. Du müßtest dankbar sein für jedes Wort, welches sie Dir sagt. Sie will aus Dir einen brauchbaren Menschen machen. Darum achtet sie auf Dich besser als die eigene Mutter — Gott habe sie selig! Die war eine gute Frau, aber sie hat Dich etwas vernachlässigt.“

Alheid ist Dir Mutter und Freundin zugleich, eine wahre Freundin.“

Gertrud war während der Rede des Vaters in den Winkel geschlichen. Dort kauerte sie sich auf ein Bänkchen nieder und weinte still.

„Guten Abend zusammen!“ grüßte mit feiner, widerlich klingender Stimme ein großer, fetter Mann in einem schlecht sitzenden Wams aus gutem Zeuge. Man merkte der ungeschlachten Gestalt an, daß der Mann bemüht war, sich stugerhaft zu tragen, aber er sah trotz der theuren Kleidung ziemlich schäbig aus.

„Habt Euren Kram noch offen, Kräutner,“ fuhr er fort, indem er den Hut und Stock ablegte. „Recht so. Kommt doch noch dieser oder jener und kauft etwas. Ich habe schon geschlossen und vertrete mich. Kann es, denke ich. Bin ich nicht Gottfried, der seinen Wechselstisch an der Marktecke hat! Gott sei Dank! ich brauche nicht zu sitzen, bis der Mond aufgeht. Kann früh Feierabend machen und nach meinen Häusern sehen. Ihr lebt und handelt gut in meinem Hause, Kräutner? Wie? Ja, billig habt Ihr die Miethen. Schlage aber nicht auf, brauche es nicht. Bin Gottfried, der Wechselser. Weiß jeder, was das zu bedeuten hat. Nicht, Trudchen? Guten Abend, Trudchen!“

„Trude,“ befahl der Vater, „begrüße den Herrn Gottfried.“

Das Mädchen trocknete sich die Augen und stand widerwillig auf.

„Händchen geben, Kind!“ rief der Wechselser und schob seine dicke, schmutzige Hand über den Ladentisch,

„Händchen geben und lustig aussehen! Hast geweint, Kleine? Kommt vor, daß dem Menschen traurig zu Muthe ist. Schadet nichts. Ist einem jungen Blut das Glück manchmal am nächsten, wann die Trauer am größten. Eingeschlagen, so!“

Er faßte mit der Linken ihre Hand und patzte dieselbe hinein in seine Rechte, mit der er sie festhielt.

„Lustig aussehen, sage ich. Bin Wittwer. Habe meine Frau verloren. Kann sie freilich noch nicht vergessen, bin aber lustig. Brauche jetzt eine andere Frau. Na, nicht so unwirsch, Trudchen!“

Sie hatte ihre Hand aus der seinen gerissen und war vom Tische zurückgetreten.

„Sehe mich um unter den jungen Mädchen, hihi, unter den jungen und hübschen. Alte und häßliche kann ich nicht brauchen. Reich oder arm ist mir gleich. Kann das. Ah, Frau Alheid!“

Die junge Frau kam eben zum Vorschein.

„Guten Abend, Frau Alheid! Händchen geben! So. Immer schöner, immer jünger, Frau! Habt es mir rein angethan, Frau. Vermiethe Euret wegen dem Bernhard das Haus so billig. Kann es freilich, geschieht aber doch nur Euret wegen. Oh, Frau! Hat mir der Bernhard einen schlimmen Streich gespielt, als er Euch heirathete. Seid auch schuld, weil Ihr ihn genommen habt. Suche jetzt selbst eine Frau. Müßte Euch haben, würde keine andere nehmen als Euch. Wie, Frau? Wäre ein Mann, der Gottfried, der den Weschlertisch hat an der Marktecke! Hihi, will es wohl glauben. Nun, ist nichts dabei zu ändern. Muß mich unter noch Jüngeren umsehen.“

Er kniff pfiffig ein Auge zu.

„Trudchen! Eh, Trudchen! Wieder in der Ecke! Komm her, Trudchen. Sehe da etwas, sieht aus wie eine neue Art von Kraut. Gieb mir ein Kügelchen davon in den Mund. Wird süß schmecken aus Deinem Händchen, Kind.“

Er blickte auf Frau Alheid und schloß wieder ein Auge.

„Komm näher, Gertrud,“ sagte Alheid mit ihrer sanftesten Stimme, „bediene den Herrn Gottfried.“

Der Wechsler blinzelte ihr zu und schwatzte auf Gertrud ein, welche ihm die verschiedenen Krautforten der Reihe nach wies und nannte. Er probte alle, und zwar nicht zu einzelnen Kügelchen, sondern mit ganz tüchtigen Griffen. Er kaute und schmatzte, daß ihm Schaum in die Winkel der dicken, bläulichen Lippen trat. Dabei tätschelte er das Mädchen auf die Finger, und wenn es ihm gelang, auch auf die Schulter.

Ein neuer Ankömmling nahm die Aufmerksamkeit in Anspruch. Es war ebenfalls ein großer Mann in feiner Kleidung, die ziemlich vernachlässigt aussah. Er schritt mit seinem langen, silberbeschlagenen Stocke selbstbewußt und würdevoll einher. Er sprach laut und ohne Uebereilung, stets mit dem Ausdruck großer Entschiedenheit. Bernhard beugte sich tief. Frau Alheid dachte nicht an ihre Schwäche und trug einen Stuhl herbei.

„Guten Abend, Kräutner. Guten Abend, Frau, Ihr seid es, der dominus Godofredus, campsor, der Wechsler von der Marktecke, de angulo fori. Salve!“

Er schüttelte Gottfried die Hand.

„Sieht man Euch auch in dieser Gegend, wohlgelehrter Meister Tidemann!“ lachte der Wechsler. „Hihi, es giebt nirgends so schönes Kraut wie bei dem Bernhard, und die Händchen, welche es uns reichen . . .“

„Dummheit, Godofrede! Ich komme wegen keines Krautes. Und die Händchen, domine, von denen solltet Ihr schweigen. Ihr seit kein Jüngling mehr, kein adolescens. Ihr könnt Euch freilich noch zu den juvenes zählen, aber, Meister, die molesta senectus ist Euch auch nicht mehr gar fern. Wenn Ihr auf meinen Rath hören wollt, denkt weniger an die Händchen, und das süße und scharfe Kraut genießt ebenfalls nicht zu viel. Saccharum im Uebermaße belastet den Magen, macht Beschwerden, molestias stomachi.“

„Aber, Meister chirurgicus,“ sprach Gottfried empfindlich, „Ihr redet, als ob ich ein alter Mann wäre. Gott sei Dank, ich . . .“

„Ich rede nach der doctrina,“ schnitt Tidemann kurz ab. „Ob es Euch gefällt, Meister argentarie, darauf darf der medicus keine Rücksicht nehmen. Das habe ich auch den Stiftsherrn gesagt. Sie denken, sie hätten die Weisheit mit Löffeln gefressen, und der eine nennt sich gar einen medicinae arte eruditum, einen Meister in der Heilkunde, einen artifex. Ich behaupte, er ist ein homo ad medendum non utilis. Er wird den Erzbischof in das Grab befördern, wenn der sich ihm anvertraut.“

„Habt Ihr Kunde von dem Herrn Erzbischof, Hochgelehrter Herr und Meister?“ fragte Bernhard be-

scheiden. „Der Ritter sagte vorhin, der Herr sei mit dem Pferde gestürzt.“

„Ja, er ist mit dem Beine unter dem Pferde geblieben. Jetzt liegt er und schreit. Das Bein ist angeschwollen. Das ganze Haus ist außer sich, am meisten die Muhme. Er hat seinen eigenen medicus, der weiß aber nicht, was er thun soll. Und dann ist da noch ein Domherr, welcher auch ein medicus sein will. Aber der weiß auch nicht, was er thun soll. In der Noth ließen sie Tidemannum medicum holen, welchen sie sonst im Stifte nicht nöthig zu haben glauben. Ja, Noth lehrt beten.“

„Ihr habt das Bein gesehen, Meister?“ fragte Gottfried und trat näher, indem er vor Interesse an der Sache seine Empfindlichkeit vergaß. „Ist es gefährlich? Ist das Bein gebrochen?“

„Ja, ta, ta, ta!“ sagte Tidemann. „Gefährlich! Gebrochen! Das ist leicht gefragt, aber die Antwort ist nicht so leicht, wenn sie nicht leichtfertig sein soll. Der eine von den Beiden, welche dort im Stifte medici sein wollen, sagt auch leichtfertig fractura, gebrochen, der andere dagegen behauptet contusio, gequetscht. Ich aber meine, es kann auch ejectio ossis sein, motus suo loco, denn bei dem Sturze ist der Knochen stark seitwärts gedrückt worden. Das Bein ist häßlich geschwollen und in die Geschwulst kann Niemand hineinschauen. Darum sage ich, die Geschwulst muß erst weg. Damit das geschehe, muß Eis an das Bein, äußerlich, extra, und in interiora purgationem und immer wieder purgationem. Das vertreibt die Hitze, den ardor.“

Mit der Hitze schwindet die Geschwulst. Das verstehen die Beiden aber nicht. Eis schlagen sie ihm freilich um, aber sie geben ihm Wein. Zur Stärkung, sagen sie. Wohl bekomme es ihm! Ich wasche meine Hände.“

„Und sie haben nicht auf Euch gehört?“ rief Bernhard und schlug verwundert die Hände zusammen.

„Ich habe mich nicht aufgedrängt,“ sprach Tidemann stolz. „Ich habe meine Meinung gesagt, wie die eruditio es mir vorschreibt. Aber, Kräutner, ich habe hier eine kleine collectionem und enumerationem aufgeschrieben. Seht nach, ob Ihr Alles habt. Wenn Euch eine species fehlt, so besorgt sie gleich morgen. Der Erzbischof sieht vielleicht ein, daß seine medici ecclesiastici auf falschem Wege sind. Dann möchte ich durch Euch keinen Aufenthalt und kein Hinderniß finden.“

Der Meister Tidemann erzählte, durch Fragen Bernhards und Gottfrieds angeregt, noch ziemlich lange von den Vorgängen im Stifte. Es dunkelte bereits, als er mit dem Wechsler zusammen in eifrigem Gespräch die Stube verließ. Der Kräutner schloß den Laden. Frau Alheid war schon in die Wohnung gegangen und rief nach Gertrud.

Als Tidemann mit seiner Schilderung die Aufmerksamkeit der Zuhörer in Anspruch nahm, war Gertrud still aus der Stube gehuscht. Gleich darauf öffnete sie das Pfortchen, welches vom Hofe auf die Straße führte, und da war auch schon Bruno, der Zimmermann, denn die Dämmerung begann eben sich bemerkbar zu machen und alle Bauarbeiten hatten bereits vor einer Stunde ihren Abschluß gefunden.

Vor sechs Jahren hatte Bruno mit anderen Pilgern zum ersten Male den Fuß an die Gestade der Düna gesetzt. Als alleinstehender und nichts besitzender Jüngling hatte er dem Werben der in Deutschland umherziehenden Franciskaner gehorcht und weniger um des Sündenablasses willen als aus Thatendrang und um die Welt zu sehen, auf ein Jahr das Kreuz genommen. Er war mit Waffen und Rüststücken ausgestattet worden und hatte gleich nach seiner Ankunft guten Muthes einen Zug gegen die Lithauer mitgemacht. Von diesem Zuge war er heil und unverfehrt nach Riga zurückgekehrt, und während er den übrigen Theil des Jahres ziemlich unbeschäftigt im Domstifte hauste, war er bei seinen Gängen durch die Stadt in die Kräutnerei Bernhards gerathen, wo die kaum erwachsene Gertrud ihn so angezogen hatte, daß er oft wiederkam, zumal da er merkte, wie das niedliche Mädchen ihn ebenfalls nicht gleichgiltig ansah. Die jungen Leute hatten sich bald verständigt, und als Brunos Pilgerjahr um war, fuhr er nicht in die Heimath, sondern beschloß, in Riga zu bleiben und Arbeit zu suchen.

Seine erste Arbeit hatte er in der Kräutnerei bei Bernhard gefunden. Dieser war schon lange mit dem Plane umgegangen, seine Verkaufsstube neu und bequem einzurichten, hatte aber nicht die Mittel dazu gehabt, da ihm die Krankheit seiner ersten Frau Geld gekostet und überhaupt das Geschäft zurückgebracht hatte. Zu der Zeit, als Bruno frei wurde, war Bernhard im Begriff, sich mit Alheid zu verheirathen, und nun mußte wohl oder übel der Laden in Stand gesetzt werden,

Denn mit der neuen Frau sollte auch der Handel zu neuem Aufschwunge kommen. Der junge Zimmermann war bescheiden in seinen Ansprüchen und Bernhard wurde schnell mit ihm einig. Nun arbeitete Bruno singend und pfeifend und schaffte für zwei, so daß bald des Kräutners Verkaufsstube mit den neuen blizenden Tischen, Kästen und Wandfächern so sauber aussah wie wenige ähnliche Stuben in der Stadt.

Bernhard hatte seine Freude an dem lustigen, geschickten Arbeiter, und als dieser ihm zum Schluß den Vorschlag machte, er möchte ihm die Tochter geben, sobald er die neue Frau in sein Haus führe, wußte er wenig dagegen einzuwenden. Nur die große Jugend Gertruds machte ihm Bedenken. Bruno sollte ein Jahr warten und sich in der Zeit nach festem Erwerbe umsehen.

Frau Alheid schob einen Riegel vor. Anfangs gefiel ihr der hübsche, schlanke Zimmermann über alle Maßen. Bald aber fand sie an ihm Mängel ohne Zahl und wurde nicht müde, dem Kräutner vorzupredigen, wie gewissenlos es sei, die Tochter einem Manne zu geben, der nichts habe, und wie anderseits eine bessere Partie Gertruds auch ihnen auf die Beine helfen könnte. Sie brachte es dahin, daß Bernhard erst zögerte und dann wirklich seine Einwilligung widerrief. Bruno erhielt die Weisung, das Haus nicht mehr zu betreten.

Bald darauf starb die Frau des alten Wechslers Gottfried, welcher dann und wann in der Kräutnerei erschienen war, um nach dem Hause zu sehen. Er

hatte stets alle Süßigkeiten geprobt, aber selten eine Kleinigkeit gekauft. Der Geldmensch war von jeher gegen Gertrud aufdringlich zärtlich gewesen. Als er Wittwer wurde, bekamen seine Reden Sinn, und Alheid wie auch Bernhard gelangten zu der Ueberzeugung, daß der Alte wirklich mit Heiratsabsichten umgehe. Gertrud zweifelte ebenfalls nicht daran und hegte vor Entsetzen, wenn sie daran dachte. Sie hoffte jedoch, der Vater werde sie nicht zwingen. In der letzten Zeit fühlte sie, wie auch diese Hoffnung schwand.

Sie stand jetzt bei ihrem Bruno an dem Pfortchen, wie sie es schon oft gethan hatte, und klagte ihm mit Thränen an den Wimpern ihre Sehnsucht und ihre Angst, und er blickte sie mit ebenfalls feuchten Augen an und klagte ihr seine Ungeduld und seine Verzweiflung, und keiner von ihnen wußte, wie dem Unglück zu steuern sei.

„Wenn der Vater mich zwingt, Bruno,“ fuhr sie schauernd auf, „so entlaufe ich und stürze mich“ in die Düna.“

„Um Gottes willen, Trudchen!“ bat er, „rede nicht so sündiges Zeug. Wenn wir nur etwas ausdenken könnten, wodurch dem filzigen alten Kerl das Kommen verleidet würde! Die Finger krampften sich mir zusammen, als ich ihn vorhin eintreten sah. Trudchen, wenn es nicht bald anders wird — ehe es zum Aergsten kommt, schlage ich ihn todt.“

„Gott und die Jungfrau behüten Dich, Bruno!“ rief sie entsetzt. „Was sprichst Du für schreckliche Sachen. Ich bitte Dich, Bruno“ — sie faltete die Hände — „gehe mit solchen Gedanken nicht um.“

Er mußte trotz seinem Kummer lächeln.

„Ich werde es ja auch nicht thun, Trudchen. Aber wie helfen, wie helfen?“

„Ja, wie helfen, Bruno?“

Da trat Tidemann laut sprechend aus der Kräutnerei und neben ihm, aufmerksam zuhörend, Gottfried. Zugleich ließ sich aus dem Hause die ungeduldig rufende Stimme Alheids vernehmen. Trudchen schlug das Pförtchen zu und eilte hinein.

Sie kam aber doch schon zu spät. Frau Alheid empfing sie mit einem gewaltigen Zornausbruch und nannte sie eine Herumtreiberin, die liederlichen Männern auf den Straßen nachlaufe. Schluchzend schlich das Mädchen in die Verkaufsstube, wo der Vater bei einem Lämpchen mit dem Zusammensuchen der von Tidemann verzeichneten Kräuter und Salze beschäftigt war.

„Trude, sei vernünftig und schlage Dir den Bruno aus dem Kopfe,“ sagte Bernhard. „Es kann nun und nimmer aus Euch etwas werden, denn er ist ein Hungerleider und Du hast erst recht nichts.“

„Sprich gar nichts, Kind,“ wehrte er, als Gertrud den Mund öffnete, „sprich gar nichts. Ich weiß, was Du sagen willst. Das ist aber dummes Zeug. Wir verstehen es besser. Der reiche Gottfried ist ein wahrer Schatz. Mit ihm wirst Du eine der reichsten Frauen in der Stadt. Und auch an uns mußt Du denken. Heirathest Du den Gottfried, so fällt auch für uns etwas ab, und wenn er auch nicht freigebig ist, so jagt er den Schwiegervater wenigstens nicht aus dem Hause, wenn er die Miethe nicht bekommt.“

„Darauf rechne nicht, Vater,“ rief sie. „Seine eigene Frau soll meist vor Hunger gestorben sein, so geizig ist er.“

„Und wenn das auch so wäre, Trude! Es heißt dann nur etwas aushalten. Wie lange kann er leben! Und dann, Trude, begreifst Du, dann bist Du eine reiche junge Wittve und kannst in Sammet und Seide gehen und auch Deinen Eltern helfen.“

„Nie,“ rief Gertrud, „nie, Vater! lieber sterben!“

„Märrin,“ versetzte er, „dann kannst Du ja noch immer Deinen Zimmermann heirathen und er kann sich dann als Baumeister aufthun.“

Das Mädchen öffnete die Augen weit, sah den Vater starr an und hörte sogar auf zu weinen. Der Gedanke war ihr neu und überraschend. Nach einer Weile schüttelte sie aber entschieden den Kopf.

VII.

In den hohen, gewölbten Prachtgemächern des Erzbischofs gab es lauter Trauer. Die Dienerschaft ging auf den Fußspitzen umher. Die Herren und Damen, welche theils im Palaste einquartiert waren, theils herbeigeeilt kamen, um sich persönlich sichere Kunde zu holen, wagten in den Vorfällen kein lautes Wort. Sogar die Reifigen in den Nebengebäuden und Höfen vermieden jeden Lärm, und wenn unter einem der Reiter das Roß laut wieherte, so fuhr der Wachtmeister wüthend auf den Mann los, daß der schnell mit beiden Händen das Maul des Thieres umflammerte und zusammendrückte. So still war es auch in den

Räumen, welche den Pilgern zugetheilt waren, früher nie hergegangen, zumal zu der Zeit, wann für die meisten das Kreuzjahr ablief und sie sich zur Einschiffung nach Deutschland rüsteten. Und nur noch weiter vom Palaste, im eigentlichen Kloster der Augustiner und nebenbei in den Sälen der Domherren, der *fratres ex conventu beatae Virginis Mariae*, ließ sich keine Aenderung des alltäglichen Lebens bemerken. Die Mönche und Domherren verhielten sich ziemlich kühl zu der Krankheit des Erzbischofs, denn starb dieser Erzbischof, so bekamen die Mönche eben einen neuen, und die Domherren wählten denselben und hatten ihre Rechte und Ansprüche gegen ihn ebenso zu wahren wie einstweilen gegen Johannes den Dritten.

Vier Tage hatte der hohe Herr seine Schlafstube nicht verlassen, hatte vor Schmerzen geschrien und gestöhnt, hatte weder essen noch schlummern, weder liegen noch sitzen können, und die Aerzte waren nicht im Stande, ihm Erleichterung zu schaffen. Auch die zuletzt in Anwendung gekommenen Mittel Tidemann's hatten nicht den gewünschten Erfolg. Die Männer der *ars medendi* hatten ihre Streitigkeiten aufgegeben und sahen sich sehr niedergeschlagen und hoffnungslos an. Die Ruhme wich keinen Augenblick von dem Oheim Erzbischof, sie ließ es sich nicht nehmen, eigenhändig die Umschläge zu besorgen und die Arzneien und kühlenden Tränke an die Lippen des Leidenden zu führen. Sie war vor Schlaflosigkeit welf wie ein Schatten, guckte geisterhaft aus den großen Augen und hielt sich kaum auf den Füßen.

Von wem war das Wort ausgegangen? Hatte der Erzbischof selbst in seiner Pein sich plötzlich an früher Gehörtes erinnert? Hatte einer der Domherren, der Rittervasallen oder der Pilger irgendwo im Stifte es zuerst ausgesprochen? Hatte vielleicht gar einer der drei medici den Einfall gehabt — wie das stets Sitte gewesen ist bei den hochgelehrten Heilkünstlern, sobald sie in ihrer Weisheit bei einem reichen oder vornehmen Patienten nicht mehr aus oder ein wissen — den Kranken in die Ferne zu schicken? Man wußte nicht, woher es ursprünglich kam, aber es stand plötzlich fest, der Erzbischof könne, wenn Heilung überhaupt möglich sei, diese nur in Flandern finden, wo es artifices gebe, die in der Herstellung verstauchter, verrenkter und gebrochener Arme und Beine geradezu Wunder leisteten. Alle waren davon überzeugt, und der Leidende trieb selbst zur Reise, noch mehr legte sich aber das Mühmchen in's Zeug, um die Abfahrt bald zu Stande zu bringen. Die Ausrüstung zur Heimkehr der Pilger wurde beschleunigt. An die beiden Schiffe, in denen die Letzteren Platz finden mußten, sollte sich ein drittes für den Erzbischof nebst Begleitung und ein viertes, ganz besonders stark bewaffnetes, zur Verstärkung der Flottille gegen etwaige Seeräuber schließen. Der Kranke faßte neuen Muth und die Hoffnung ließ ihm den Schmerz erträglicher erscheinen. Oder begann seine kräftige Natur die Oberhand über das Uebel zu gewinnen?

So einfach konnte der regierende Herr aber nicht abreisen. Er mußte an die Sicherheit seines Reiches während seiner Abwesenheit denken, mußte Bestimmungen

über seine Stellvertretung treffen, und das war bei den herrschenden verzwickten Zu- und Umständen nicht leicht. Es wurde viel an seinem Bette berathen und gestritten. Er instruirte den Stiftsvogt. Er conferirte mit dem Dompropste, welcher seinerseits das Domcapitel zu Rathe zog. Er berief den Erzvogt, welcher an der Spitze des Rathes der Stadt vorstand. Er faßte zuletzt einen ziemlich complicirten Entschluß.

Er ließ seinen pater secretarius die nöthigen Schreiben verfassen. Es währte zwei ganze Tage, bis dieser unter beständiger Anfrage bei dem Erzbischof damit zu Stande kam, den Willen des Letzteren in verständlichem Latein niederzuschreiben. Es dauerte drei Tage, bis der Schreibkünstler des Stiftes die Reinschriften auf Pergament malte. Dann brachte der secretarius noch einen halben Tag damit zu, die Siegel in Wachs anzufertigen, sorglich in Blechkapseln zu schließen und durch Pergamentstreifen an die Schreiben zu befestigen.

Der Schreiben waren aber im Ganzen nur drei und sie legten Zeugniß davon ab, daß der Erzbischof doch wohl nicht der richtige Mann dazu war, in so schweren Zeiten an der Spitze der Geschicke Livlands zu stehen.

Das eine Schreiben, an den erzbischöflichen Vogt und die Rathmänner der Stadt Riga gerichtet, beauftragte diese Herren, die Stadt bis zur Rückkehr des Erzbischofs selbstständig zu verwalten, und legte ihnen an's Herz, für Alles, was zum Wohle der Stadt und Bürgerschaft beitragen könne, umsichtig und unverdrossen

Sorge zu haben. Durch diese Bestimmung war die Stadt von den übrigen Theilen des Erzbisthums gelöst und einstweilen auf sich selbst angewiesen.

Das zweite Schreiben galt dem Ordensmeister — zu der Zeit dem stellvertretenden livländischen Landmeister Bruder Bruno, welcher im Schlosse zu Wenden seinen Sitz hatte. Der Erzbischof übertrug ihm während seiner Abwesenheit den Schutz und die Aufsicht, mit anderen Worten die Herrschaft über die erzbischöflichen Lande. Als der Komthur in Sanct Jürgen dieses Schreiben zur Weiterbeförderung erhielt und natürlich nichts Eiligeres zu thun hatte, als es sich vom Pater Anselmus mit Hilfe des Paters Albertus verdeutschen zu lassen, da schlug er vor Verwunderung die Hände zusammen und berief schleunig die in der Komthurei anwesenden Brüder. Als diese den Inhalt gehört und begriffen hatten, thaten sie wie der Komthur und schlugen ebenfalls die Hände zusammen. „Zeus quem perdere vult prius dementat!“ hätte der Pater Anselmus ausgerufen, wenn er mit den weltlichen lateinischen Schriftstellern bekannt gewesen wäre. Da er aber nur die Kirchenväter ein wenig gelesen hatte, so begnügte er sich damit, die Achseln zu zucken und zum Pater Albertus grob zu sagen: „Delirat senex! Der Alte ist verrückt, ganz verrückt!“

Und der Bruder Lommen nickte dazu beistimmend mit dem Kopfe und meinte: „Sa wohl, toll wie ein Märzhase.“

Dem Feinde, welcher mit ihm um die Herrschaft stritt, übertrug er die Herrschaft, wie jeder gleich

merkte, in der schlauen Voraussetzung, ihm dadurch die Hände zu binden. Und noch eine andere Seite hatte die Sache: er gab dem Meister einen Auftrag, erinnerte ihn also daran, daß er ihn als Untergebenen betrachte, und doch mußte er wissen, daß diese Mahnung gerade jetzt, wo er selbst abreiste, den Meister leicht zu gewaltsamem Thun aufstacheln konnte.

Das Schreiben wurde in scharfem Ritze nach Wenden gebracht. Dort mußte der Bruder Schreiber es verlesen und erklären. Der Meister Bruno sah den Erklärenden starr an, hieß ihn nochmals lesen und sah ihn wieder starr an. Dann ging er klirrend und rasselnd im Gemach auf und nieder. Endlich lachte er grimmig und sagte: „Der närrische Pfaffe mag seinen Willen haben. Wir wollen im Lande die Aufsicht führen, daß er daran denken soll.“

Das dritte Schreiben trugen erzbischöfliche Reiter nach Dorpat. Der Dörptsche Bischof Bernhard erhielt die höflich ausgedrückte Weisung, über die kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten des ganzen Erzstiftes zu wachen.

Dem Bischof Bernhard gab das Schreiben zu denken. Wozu belästigte der Erzbischof ihn? Da war ja das Domcapitel mit dem Propste an der Spitze. Für den Fall des Ablebens oder der Abwesenheit des Erzbischofs fiel selbstverständlich sowohl die weltliche wie auch die geistliche Vertretung desselben dem Domcapitel zu. So war es auch im Dörptschen Stifte, wo er, Bernhard, ebenfalls sein Domcapitel als den rechtlichen und natürlichen Stellvertreter anerkannte. Und

zweitens mahnte der Auftrag auch hier daran, daß der Erzbischof sich noch nicht von dem Gedanken loszagen mochte, er sei Gebieter auch über die Stifte Dorpat und Desel und betrachte die Bischöfe als seine Vasallen. Herr Bernhard verzog die Lippen zu ärgerlichem Lächeln und legte das Schreiben ad acta.

So hatte der Erzbischof Johannes, indem er meinte, es recht politisch anzufangen, Allen vor den Kopf gestoßen, am meisten seinen Domherren mit ihrem Propste, hatte einen recht tüchtigen Brei eingerührt, und nun war Alles zur Abreise fertig.

In Sanct Marien und in der erzbischöflichen Kirche zu Sanct Michael, in Sanct Peter und in Sanct Jacob, in allen Kirchen und Capellen der Mönche und Nonnen läuteten die Glocken. Ueberall wurden Gebete zur Jungfrau und zu allen Heiligen emporgeschickt, um dem Erzbischof eine schnelle und gefahrlose Reise und glückliche, baldige Heilung des Beines zu erlehen. Dann setzte sich der Zug zu den Schiffen in Bewegung. Als die Sänfte des Leidenden aus der Pforte getragen wurde, welche aus dem Stifte zum Flusse führte, gefolgt von der Ruhme, den Dienern und der bewaffneten Schaar, die mit dem Herrn das Schiff besteigen sollten, war das Ufer, so weit das Auge reichte, bedeckt mit Leuten, welche sich alle zum Abschiede eingefunden hatten. Dort standen die Klosterbrüder und Klosterschwesterinnen mit dem Prior der Dominikaner, dem Guardian der Franciskaner und der Aebtissin der Cistercienserinnen. Da waren die städtischen Würdenträger und mit ihnen die Gilden des heiligen Kreuzes und der Kaufleute auf-

marschirt. Links und rechts drängten sich, so nah sie konnten, Städter und Städterinnen und Tausende der livischen und lettischen Bewohner der nächsten Umgegend, Männer und Weiber, die letzteren in überwiegender Zahl. Und wie der hohe Herr, am Bollwerk angekommen, sich in der offenen Sänfte nach Möglichkeit aufrichtete und die Arme ausstreckte, um den Segen zu ertheilen, da sank die Mehrzahl des Volkes auf die Kniee, und wie das Rauschen des Windes in den Wipfeln eines Kiefernwaldes zog sich am Ufer hin das leise Murmeln der Segenswünsche, mit welchen die fromme Heerde den vielleicht auf lange scheidenden obersten Hirten geleitete.

Die Schiffe hatten die Segel gelöst und gerichtet. Der seit einigen Tagen wehende Ostwind trieb sie langsam stromab, versprach aber um so schnellere Fahrt im offenen Meere. Es war kalt geworden und am Himmel zogen graue Wolken auf. Es war, als ob zum Anfange des Juni ein Endchen des Frühjahrswetters nachkommen wollte.

Die Stiftsbewohner, welche vom Ufer zurückkehrten, hatten ziemlich trübe Gedanken und sprachen dieselben zum Theil auch aus. Die ritterlichen Lehnsleute traten im Hofe zusammen und liehen ihren Bedenken Worte.

„Also wären wir jetzt laut des Erzbischofs Befehl so zu sagen Vasallen des Herrn Meisters,“ meinte ein alter Graukopf. „Wer von Euch hätte sich das je träumen lassen, Ihr Herren?“

„Wenn der Meister ruft, müssen wir Heerfolge leisten,“ sagte kopfschüttelnd ein anderer Ritter. „Und wir haben uns Jahre darauf vorbereitet, gegen den Orden zu kämpfen.“

„Hole es der Teufel!“ rief ein Dritter. „Möglicher Weise müssen wir dem Meister Bruno oder seinem Marschall helfen, wenn es gilt, des Erzbischofs Burgen zu brechen, Treyden, Kofenhufen, und vielleicht dieses Domstift, in dem wir uns jetzt befinden. Eine saubere Geschichte das!“

„Eine krause Geschichte, eine ganz krause Geschichte!“ stimmten mehrere bei.

„Ich denke, liebe Herren und Freunde,“ sprach bedächtig wieder der Alte, „so lange wir uns abseits halten können, halten wir uns abseits und versengen uns den Pelz weder vom Haar noch vom Leder. Wir ziehen ohne Säumen ab und setzen uns jeder in die eigene Burg oder Behausung. Wenn der Herr Meister kraft der ihm übertragenen Gewalt uns fordert, so dürfen wir uns freilich nicht viel weigern, aber wir können die Sache hinziehen, Wochen und Monate hinziehen, ehe wir in den Panzer kriechen.“

„Ja, so wird es am besten sein! Ja wohl, jeder auf seine Burg! Natürlich fort von hier und gleich!“ So sprachen die Ritter durcheinander. Sie wechselten kräftige Handschläge und gingen, um satteln zu lassen.

Der Dompropst berief den Stiftsvogt zu sich.

„Hm, ob er wohl kommt?“ brummte er in der Erwartung. „Er wäre nach der verrückten Anordnung im Stande, das Stift als Ordensburg und das Capitel mit dem Propst als von ihm selbst abhängig zu betrachten.“

Der Vogt erschien jedoch gleich und mit sehr besorgter Miene stellte er die Frage:

„Wie soll es werden, hochwürdiger Herr?“

„Wie meint ihr das, Vogt?“

Der Mann zuckte die Achseln.

„Der Erzbischof hat nur wenige Reifige hinterlassen. Die Pilger sind fast alle abgesegelt. Die Ritter mit ihrem Gefolge ziehen fort. Womit soll ich das Stift vertheidigen, falls — Gott behüte — der Orden gegen uns etwas plant oder die lithauischen Heiden uns überfallen oder gar die Kuren mit ihren Bötten vom Wasser aus?“

„Man hört ja wohl nichts von Unruhen oder Rüstungen der Lithauer oder Kuren,“ meinte der Propst.

„Aber der Orden ist um so auffälliger gewesen in der letzten Zeit und jetzt hat er gar das Heft in Händen.“

Nun zuckte der Propst die Achseln.

„Hochwürdiger Herr,“ begann der Vogt wieder, „wer dem Orden die Spitze bieten kann, das ist nur die Stadt. Wir müßten uns eng an die Stadt schließen und mit dem Erzvogt gemeinschaftliche Sache machen auf Leben und Tod.“

Der geistliche Herr ließ eine Weile die Daumen um einander kreisen.

„Hört, Stiftsvogt,“ sprach er dann leise, „es gieb noch besseres Auskommen. Wir sitzen ganz still und lassen uns weder sehen noch hören. Sollten die Ordensritter und die Stadt streiten, so warten wir ruhig ab, wer Recht behält. Und je schärfer und länger sie hadern, desto unbemerkbarer sind wir, und desto weniger Zeit haben sie, an uns zu denken. Darum — ich weiß nicht, ob Ihr mich völlig versteht — wir wollen

— ich will nicht sagen, daß wir sie aneinander hegen wollen, aber — begreift Ihr — hinderlich wollen wir gerade auch nicht werden, es sei denn, daß es zu wirklichem Kampfe komme. In dem Falle müßten wir natürlich versuchen, zu vermitteln, denn in der Hitze des Kampfes könnte sich der eine oder der andere Theil auch an uns vergreifen.“

Der Vogt dachte nach und nickte verständnißvoll.

„So soll es wohl am besten sein, hochwürdiger Herr.“

VIII.

Auch während des heißen Sommerwetters stand die Badestube des Meisters Johannes nicht unbenutzt. Alte Leute, für welche das Bad im Flusse zu kühl oder zu unbequem war, Unpäßliche, welche sich schröpfen oder zur Ader lassen wollten, Arbeiter verschiedener Art, welche vor einer gründlichen Abwaschung das Haar oder den Bart zu verkürzen wünschten, fanden sich immer ein, wenn auch nicht in großer Anzahl. Gab es aber kalte und regnerische Tage, wie nach der Abreise des Erzbischofs, dann war der Besuch oft nicht viel geringer als im Winter.

Wer am Badenachmittage durch die Hauptthür des langen Steingebäudes der städtischen Badestube an der Badestubenpforte eintrat, gerieth in ein geräumiges Vorhaus mit Holzbänken für die Wartenden an den Wänden und mit einem Tische in der Mitte, an welchem Anna, die schlanke Tochter des Badepächters Johannes, das Badegeld in Empfang nahm. Aus dem

Vorhause führte ein Gang in die Tiefe des Gebäudes und am Gange lagen zu einer Seite zwei umfangreiche Stuben zum gemeinschaftlichen Baden und zur anderen mehrere kleinere Stuben.

Von den beiden erstgenannten großen Stuben war nicht die eine für Männer und die andere für Weiber bestimmt — mit solcher Scheidung der Geschlechter gab man sich nicht ab — sondern das Baden in der helleren, bequemer eingerichteten und besser ausgestatteten kostete mehr als in der anderen, welche von den allerärmsten und schmutzigsten Leuten benutzt wurde.

Für die, welche gesondert baden wollten, waren die theuren kleinen Stuben. In diesen thaten sich Bekannte zusammen, oder eine ganze Familie nahm eine Stube in Beschlag — Mann und Frau sammt Kindern und Diensthoten. War eine Familie nicht so zahlreich, daß sie die Stube einigermaßen anfüllte, so verabredete sie sich auch wohl mit einer Nachbarfamilie, eine Stube der Wohlfeilheit wegen zusammen zu nehmen, wie man jetzt zusammen eine Theaterloge nimmt.

Ueber solches gemeinsames Baden der Geschlechter in jener Zeit darf man sich nicht sehr wundern. Die Sitten waren damals überhaupt viel ursprünglicher und einfacher als jetzt, und das peinliche Verhüllen des Körpers vor den Augen des anderen Geschlechts war noch nicht erdacht. Es konnte solches Verhüllen auch gar nicht streng durchgeführt werden, denn die Leute schliefen nicht wie in unseren Tagen in Nachtgewändern, sondern nackt. Das Volk machte sich über die Mönche und Ordensritter lustig, welche durch ihre Regel ange-

halten waren, bekleidet zu schlafen. Wo jetzt ein Familienglied das andere oder die Herrschaft und Dienerschaft einander manchmal im Hemde sieht, da sahen sich Hausgenossen und Nachbarn damals nackt, und zwar viel häufiger, weil man meist enger und zusammengedrängter wohnte.

Wenige Tage nach der Abfahrt des Erzbischofs saß des Badepächters Tochter Anna gegen Abend wieder am Tische im Vorhause und empfing von den ein Bad begehrenden Leuten die Zahlung im Voraus, machte aber auch keine Einwendungen, wenn Bekannte oder Vornehmere erklärten, sie würden nach dem Bade den Betrag entrichten. Einzelne kauften sich außer dem Eintrittsrechte auch noch einen Besen — eine Quaste, wie sie sagten — denn die lettische Sitte des Bearbeitens der erhitzten Haut mit frischen Birkenruthen begann bei den Deutschen ebenfalls Nachahmung zu finden. Zu dem Zweck war an einer Wand des Vorhauses eine Menge solcher duftiger Birkenbesen aufgeschichtet.

Der Vater, mit wenig mehr als einer langen Schürze angethan, wanderte unterdessen von einer Stube zur anderen, öffnete die Thür und rief:

„Ich bin Johannes, der Bader,
 Ich schröpfe und schlage die Ader,
 Ich schneide und scheere und schmiere ein —
 Soll ich hinein?“

Wurde er darauf angerufen, so wandte er sich unter Scherzen und derben Witzen zwischen den Badenden hindurch, setzte seinen zeitweiligen Patienten auf ein Bänkchen am Fenster und nahm den verlangten Reini-

gungs-, Heilungs- oder Verschönerungsproceß mit ihm vor, zu welchem Zweck er alles nöthige Zubehör in einer großen Ledertasche unter dem Arme trug.

Anna hatte im Vorhause so viel mit dem Entgegennehmen des Geldes zu thun, daß ihren Augen der Wechsler Gottfried fast entgangen wäre, welcher mit einem Bündelchen Wäsche unter dem Arme an ihrem Tische vorbei wollte. Sie bemerkte ihn aber doch noch und rief ihn an.

„Herr Gottfried, Herr Gottfried! In welche Stube wollt Ihr?“

Sie sprach das mit feindseligem Tone und verächtlich.

Er verzog das Gesicht zu freundlichem Grinsen und trat zu ihr.

„Guten Abend, schöne Anna! Habe Dich nicht erkannt. Glaubte, eine Andere säße hier. Wirfst mit jedem Male vornehmer von Aussehen, Kind. Hih, ich alter Narr suche und suche. Will mir eine Frau nehmen. Kann es, denke ich. Will nicht mehr allein hausen. Sehe mir überall die Mädchen an. Finden sich hübsche Gesichter genug in der Stadt. Hast aber doch eines der hübschesten, Kind. Und der Wuchs! Hih, so stolz gewachsen ist nicht leicht . . .“

„In welche Stube wollt Ihr?“ unterbrach sie ihn spöttisch. „In die bessere natürlich. Ihr seid ja der reiche Wechsler von der Marktecke. Oder nehmt Ihr eine kleine Stube allein für Euch? Zahlt aber erst das Geld ein.“

„Nein, Kennchen,“ versetzte er süßlich schmunzelnd,

„nicht in die bessere. In die billige, wie immer. Wozu das Geld unnütz fortwerfen! Fällt mir nichts ab davon, daß ich mit schlechten Leuten habe. Weiß jeder, wer ich bin, und was ich bin, das bleibe ich.“

Er nickte ihr zu und wollte weiter.

„Zahlt erst,“ sagte sie streng und streckte die Hand nach ihm aus. „Ihr seid eigentlich noch vom letzten Male schuldig, denn da legtet Ihr ein schlechtes Geldstück auf den Tisch, welches Niemand nimmt. Und das vorletzte Mal — ich möchte darauf schwören — habt Ihr Euch vorbeigedrückt, ganz ohne zu zahlen. Diesmal lasse ich mich nicht mehr betrügen.“

„Hihihi,“ lachte er und warf böse Blicke auf die Menschen, welche umher standen und ihr Vergnügen an dem Gespräch zu haben schienen, „hihi, schöne Anna, bist heute aufgelegt zum Späßen. Siehst dabei noch lieblicher aus. Gefällst mir, Mädchen. Bist wahrlich eine schöne Dirne.“

Er streckte zwei Finger aus und wollte sie in die Wange kneifen. Wie sie entrüstet den Kopf auf die Seite warf, um seinem Griffe auszuweichen, machte er ihr eine Rußhand und eilte zum Gange.

„Ihr sollt nicht, hört Ihr! Zahlt erst!“ rief sie ihm nach. Er winkte mit der Hand und hatte schon den Gang erreicht.

Sie sprang auf und wollte ihm nach. Es standen jedoch mehrere Leute da, welche abzufertigen waren, und — er mußte ja zurückkommen. Dann wollte sie ihn gewiß nicht vorbeischlüpfen lassen.

Ein feiner Herr!“ sagte ein Arbeiter, der eben sein Eintrittsgeld auf den Tisch legte.

„Ja wohl, fein,“ meinte ein anderer Mann, „und reich und dabei ein Knicker, der am liebsten jedes Stück Brod zwei Mal essen möchte.“

„Er geht in den Bäckerläden umher und bricht sich überall ein Stückchen Brod zum Versuchen ab,“ erzählte ein Weib. „So sammelt er sich seinen Tagesbedarf.“

„Vor Geiz ist er gar nicht, das weiß die ganze Stadt,“ sprach ein junges Mädchen.

„Jesus, Maria und Joseph!“ lachte ein härtiger Schiffer. „Der Große, Dicke, der hier eben wegging? Na, wenn man vom Nichtessen so fett wird, dann fange ich gleich morgen an, nicht zu essen. Nur heute nach dem Bade will ich mich zum letzten Male gut vollstopfen.“

„Seine Frau hat er aber verhungern lassen, das ist wahr,“ behauptete Jemand.

„Ja, sie ist vor Hunger krank geworden und auch noch während der Krankheit hat er ihr das Brod täglich in kleinen Stücken zugewogen, der karge Filz!“ wurde von der anderen Seite des Tisches gerufen.

„Dergleichen kann nur von Gottfried, dem Wechsler, gesprochen werden,“ sagte ein Zimmermann, welcher mit der Art, also gerade von der Arbeit, in die Badestube kam. „Dann ist es aber auch wahr. Der Bluteigel saugt Jedem, den er unter die Finger kriegt, das Mark aus.“

Leute kamen und gingen. Anna empfing Geld, gab aus und verkaufte Besen. Sie vergaß aber keinen Augenblick den Wechsler. Sie war entschlossen,

dem Geizhals diesmal das Spiel zu verderben und ihn nicht ohne die Zahlung entwischen zu lassen. Sie freute sich darauf, wie sie ihn bei der Gelegenheit noch necken und ihm sein süßliches Grinsen verbittern wolle.

Der Kaufmann Walter von nebenan nahm sich mit Frau Johanna und einer Magd eine Stube. Die Frau redete freundlich mit Anna, welche bei ihr sehr in Gunst stand, und bestellte sie nach einer halben Stunde. Es war wieder die Woche und der Tag, wann die Eheleute Walter sich schröpfen ließen.

Endlich tauchte aus dem Gange des Wechslers Gesicht auf, purpurröth von dem reichlich benutzten heißen Wasser.

„Kommt nur hierher, Herr Gottfried,“ rief Anna, trat ihm einen Schritt entgegen und lachte ihn feck an. „Hier ist mein Wechslertisch. Hier sollt Ihr gleich Ausgabe haben aus jeder Münze; an Geld fehlt es nicht.“

Mürrisch näherte er sich. Er mochte wirklich beabsichtigt haben, sich vorbeizustehlen. Da ihm das nicht gelungen war, hielt er es für unnütz, den Liebenswürdigen zu spielen. Er warf das erforderliche kleine Geldstück auf den Tisch und wollte sich entfernen.

So billigen Handels dachte Anna ihn aber nicht zu entlassen. Sie blickte um sich. Es war gerade Niemand außer ihnen im Vorhause. Sie wollte ihn in die Enge treiben, wie er es sich nie hatte träumen lassen, sich an seiner Verlegenheit weiden und ihn dann auslachen.

„Lieber Herr Gottfried,“ sagte sie mit weicher Stimme, indem sie sich nah an ihn drängte, „Ihr spracht davon, das Ihr“ — sie senkte verschämt das Gesicht — „daß Ihr Euch eine — eine Frau suchet, Herr Gottfried“ — sie faßte mit den Fingern spielend eine der Nefeln seines Wamses — „ich bin gewiß kein häßliches Mädchen — Ihr habt es selbst gesagt — ich —“

Sie hielt zögernd an.

„Was?“ fragte er grob und schob ihre Hand von seinem Hocke.

„Nehmt mich zur Frau,“ flüsterte sie und sah ihn schelmisch an.

Er wich einen Schritt zurück — so unerwartet kam ihm der Vorschlag.

„Dich?“ fragte er.

Sie richtete sich stramm auf.

„Gefalle ich Euch denn nicht?“ sagte sie stolz und selbstbewußt.

„Dich!“ rief er. „Ich — Dich! Bin ich nicht der dominus Gottfried, der seinen Tisch hat an der Marktecke! Kann ich nicht wählen unter den Besten! Ich sollte Dich ehelichen, Dich, die — Badestubendirne!“

Er spuckte verächtlich aus und schritt rasch aus dem Hause.

Auf einen solchen Ausgang ihres Muthwillens hatte Anna nicht gerechnet. Sie erleichte, die Augen funkelten, die Hände ballten sich. Es war gut, daß der Wechsler sich so schnell aus dem Staube gemacht

hatte, sonst hätte sie sich vielleicht auf ihn gestürzt wie eine Tigerin. Und gleich darauf trübte sich ihr Blick. Um den Mund zuckte es schmerzhaft. Sie schlich stumm zu ihrem Sitze und stützte die Stirn in die Hand.

Bitteres Weh fühlte sie im Herzen. So schlecht war sie, die Badestüberstochter, so verworfen, daß ein derartiger Unhold bei dem Gedanken an eine Verbindung mit ihr ausspuckte. Sie wußte, daß ihr Vater von Vielen mit Mißachtung angesehen wurde, weil er die Badestube hielt. Die Leute selbst schämten sich nicht, sich nackt zu zeigen, aber der Mann, welcher ihre nackten Körper bediente, galt in ihren Augen für niedriger stehend als andere Gewerbetreibende. Und natürlich wurde die Geringschätzung vom Vater auch auf die Tochter übertragen, zumal da sie das Geschäft vom Vater gelernt hatte und bei einigen Familien von alter Kundschaft, wie zum Beispiel bei den Walters, auf deren Wunsch die Stelle des Vaters vertrat. Dazu kam noch, daß bei dem Bader Johannes, wie in den übrigen Badestuben, in später Nachtzeit manchmal Dinge getrieben wurden, welche das Licht scheuten, und Jedermann wußte das und war nicht in Zweifel darüber, daß der Bader um seines Vortheils willen gewissermaßen den Schirmer und Schützer nächtlicher unzüchtiger Orgien vorstellte. Und wieder wurde die Verachtung, welche viele Leute dem Bader deswegen zollten, auch der Tochter zu Theil, die natürlich ebenfalls wissen mußte, was in den Stuben vorging.

Anna war ein kluges Mädchen und darum begriff sie es völlig, daß einzelne Herren der besseren

Stände sie kurz behandelten und daß namentlich stolze Damen mitunter vermieden, mit ihr zu reden. Sie setzte sich über diese Zurücksetzung hinweg und ertrug mit gutem Muth, was nicht zu ändern war. So rohe Verachtung, wie die des Wechslers, hatte sie jedoch vorher noch nicht erfahren, und der Zorn und die Scham übermannten sie so, daß sie für einige Zeit die Umgebung vergaß.

Ein Weib kam aus der Tiefe des Ganges und rief sie.

„Der Herr und die Frau warten schon. Kommt Ihr bald?“

Es war die Magd Walter's.

Anna sprang auf und beauftragte eines der in der Badestube dienenden Mädchen, einstweilen am Tische ihre Stelle zu vertreten. Dann suchte sie den Vater auf, nahm die nöthigen Geräthe und eilte in die Stube zu den Walters. Dort warf sie das Kleid ab und begann mit leichter Hand die Schröpfköpfe in der gewünschten Anzahl erst dem Kaufmann und dann der Frau Johanna auf den Rücken zu setzen. Sie besorgte das gewandt wie immer, aber Frau Johanna merkte doch gleich, daß sie nicht in der gewöhnlichen heiteren Stimmung war, und befragte sie darum.

Anna machte kein Geheimniß aus der Begegnung mit dem groben Wechsler, versicherte aber mit blißenden Augen, sie wolle das dem reichen Hungerleider heimzahlen.

„Das ist schon gut, Kind,“ sagte Frau Johanna, „aber der Gottfried ist nicht der einzige. Du mußt

Dir das nicht zu Herzen nehmen, aber es ist wirklich so, daß jeder eingebilbete Narr glaubt, gegen eines Badestübers Tochter dürfe er anders auftreten als gegen andere Mädchen.“

„Ich mache mir nichts daraus, Frau.“

„Aber es ist Dir doch nah gegangen,“ lächelte Johanna. „Kind, Kind, Du mußt aus der Badestube fort.“

„Aus der Badestube?“ wunderte sich das Mädchen. „Wohin?“

„So lange Du hier bleibst, kriegst Du keinen ordentlichen Mann,“ schaltete Walter ein.

„Aber, Herr, wozu brauche ich einen Mann!“ rief Anna und ließ vor Erstaunen die Hände sinken.

„Nun höre einer das Mädchen!“ lachte Johanna.

„Einen Mann muß ein Mädchen haben,“ belehrte Walter. „Das ist schon einmal so.“

„Soll ich?“ wandte sich Johanna an den Kaufmann.

„Wie Du willst,“ entgegnete er. „Mir ist es recht.“

Frau Johanna erzählte nun dem Mädchen, wie sie seit dem Auflaufe, als das Volk über die Ritter in ihrem Hause herfallen wollte, sich so schwach fühle, daß sie gern Jemand in ihren Dienst nehmen möchte, der ihr an die Hand gehen könne und zuverlässig sei.

„Noch eine Magd?“ fragte Anna.

„Nein,“ sagte die Frau, „eine Gehilfin, die an meiner Stelle die Wirthschaft leiten möchte, wenn ich zu unwohl bin. Und da habe ich gleich an Dich ge-

dacht. Was meinst Du, Kind? Es wäre unser beider Vortheil.“

Anna dankte. Sie könne sich das nur nicht recht vorstellen, meinte sie. Der Vater allein ohne sie?

Der werde gut auskommen, versicherte Walter. An dem Zählische in der Badestube könne auch ein gemietheter Mensch sitzen.

Sa, gab Anna zu, der Vater sage das oft. Er habe ihr schon mehrmals zugeredet, sie solle sich von der Badestube fern halten. Er behaupte ebenfalls, lachte sie, in der Badestube bekomme sie keinen Mann. Aber sie habe gewiß keinen nöthig, fügte sie hinzu.

Frau Johanna setzte ihr genau auseinander, was sie bei ihr im Hause zu thun haben würde. Walter schnitt jedoch das Gespräch ab und rieth, die Frau solle damit nicht drängen. Anna müsse sich die Sache überlegen. Er hoffe, sie werde selbst finden, daß der Vorschlag gut gemeint und ihr von Nutzen sei.

Anna dankte nochmals, küßte Frau Johanna die Hand, zog das Kleid an und nahm wieder ihren Platz im Vorhause ein.

IX.

Es war noch nicht sehr spät, aber bereits dunkel, denn der Himmel war dicht bewölkt. Von Zeit zu Zeit fiel ein feiner Sprühregen. Da verließ eine fröhlich schwazende Gesellschaft die Badestube. Es war der junge Handelsherr und Rathmann Hermann, genannt Kaufmann, mit seiner Frau, und sein noch jüngerer Bruder Konrad Kaufmann, ebenfalls mit seiner Ehe-

frau. Mit ihnen war im Vorhause der ältere Rathmann Johann zusammengetroffen, welcher sein Haus dicht an der Rigemündepforte besaß und darum als Johann von der Rigemünde oder noch kürzer Johann Rigemünde bezeichnet wurde. Der letztgenannte alte Herr war Wittwer, immer fröhlich und als Gesellschafter beliebt, aber auch jähzornig und, wenn es galt, zum Dreinschlagen bereit. Die beiden Kaufmanns waren Nachbarn Rigemünde's und darum gingen sie zusammen nach Hause.

In kurzer Entfernung folgten die beiden Mägde der Kaufmanns und ihnen leistete Rigemünde's Diener lustige Gesellschaft, so daß sie nicht minder herzlich lachten als ihre Herrinnen vor ihnen über die Späße des alten Rathmannes.

So bog die Gesellschaft um das Haus Walter's und schritt durch die Quergasse zur Rigemündestraße.

Ein Haufe von etwa einem Duzend ebenso heiter lachender Leute begegnete ihnen, rücksichtslos die Straße einnehmend und nicht an das Ausweichen denkend. Hermann Kaufmann wurde fast umgerannt und die Frau Konrads erhielt einen so derben Ruck, daß sie aufschrie.

„Ach die groben Kerle!“ sagte entrüstet Hermanns Frau, welche nicht gestoßen worden war. Als Ehehälfte eines Rathmannes machte sie gewohnheitsgemäß Anspruch darauf, daß man ihr und ihren Begleitern überall höflich Raum gebe, selbst in der Dunkelheit.

„Thut die Augen auf, Ihr ungeschickter Geselle!“ rief zugleich Herr Hermann, indem er sich umwandte, dem Manne nach, an welchen er geprallt war.

„Das gefällt mir,“ sagte der Mann und hielt ebenfalls den Schritt an. „Ihr werft einen Menschen fast um und schimpft noch. Wo habt Ihr Eure Augen?“

„Komm, laß den Narren,“ sprach lachend ein anderer Mann und faßte den Ersten am Arme, um ihn fortzuziehen. „Du siehst, er geht mit Weibern. Da ist er blind wie der Muerhahn auf der Balz.“

„Gleich schweigt Ihr, lose Buben!“ schrie nun Johann von Nigemünde, den der Zorn bereits übermannte, und that einige Schritte gegen den Lachenden.

„Ihr macht Euch ohne ein Wort aus dem Staube, oder Ihr sollt es bedauern!“

Die Männer gingen jetzt aber nicht. Noch ein Dritter kehrte um.

„Macht Euch nicht breit, alter Zaunkönig,“ hieß es zur Antwort. „Ihr solltet erst recht fern von den Weibern bleiben. Schämt Euch!“

Die Rede wurde durch entsetzliches Kreischen der beiden Mägde, durch lautes Schelten des Dieners und durch unbändiges Lachen mehrerer Stimmen übertönt.

„Euch Schandbuben soll das Wetter!“ schrie Herr Johann und riß das Schwert aus der Scheide.

„Hilfe!“ „Hilfe!“ gellte es von den Mägden her.

Herr Johann holte schon mit dem Schwerte gegen den vordersten der Männer aus, mit welchem der Wortwechsel begonnen hatte. Die Brüder Kaufmann stürzten an ihm vorüber, dorthin, wo die Mägde in Noth waren. Es gab einige Augenblicke wilden Lärmens. Schon sprangen aber zwei Männer zu den allein-

stehenden Frauen der Kaufmanns, packten die des Herrn Hermann an beiden Armen und schleppten und schleiften sie eilig fort. Sie war vor Schreck so betäubt, daß sie weder schrie noch sich wehrte. Ein langer Kerl umfaßte lachend Konrads Gattin. „Komm, laß Dich tragen, Liebchen,“ sagte er dabei, hob sie auf und wollte sie sich wie einen Klotz auf die Schulter laden.

Die ganz junge, kleine Frau verlor aber nicht die Besinnung wie ihre Schwägerin. Auf sie wirkte die Angst in anderer Art. Sie strampelte und zappelte, biß, kratzte, schlug und zeterte aus Leibeskräften. Sie wand sich richtig dem Kerl aus den Händen, und das war sein Glück, denn schon lief Herr Konrad herbei und hätte ihm das Schwert durch und durch gerannt, wenn er nicht hurtig entflohen wäre.

Die kleine, tapfere Frau hatte sich an ihren Mann geklammert, weinte und bebte wie Espenlaub. Rund um das Ehepaar umher war es ganz still geworden, als ob es außer ihnen Niemand in der Straße gebe. Herr Konrad hielt die Frau im linken Arme, während er bereit war, mit dem Schwerte in der Rechten einen neuen Angriff abzuwehren. Es erfolgte aber keiner und kein Mensch ließ sich hören. Die Straße schien ausgestorben zu sein.

Erst nach einigen Minuten näherten sich Schritte und Jemand stöhnte. Es war Herr Hermann, der sich mit einer Hand den anderen Arm hielt und ein Bein kaum benutzen konnte. Der Diener Rigemünde's stützte ihn und wischte sich dabei beständig das Gesicht, von dem es naß an seinem Halse niederfloß. Von der Frau

Herrn Hermanns, von Herrn Johann und den Mägden, wie von den fremden Männern keine Spur!

Herr Konrad und der Diener begannen zu rufen, erst nach den Thyrigen, dann nach Hilfe. Es währte lange, bis auf das Schreien endlich Thüren in der Nachbarschaft geöffnet wurden, und nachdem Herr Konrad erklärt hatte, daß hier ein Ueberfall auf Rathmänner und deren Familien stattgefunden hatte, traten einige Bürgerleute aus den Häusern. Auch brennende Rieuspähne wurden geholt, und bei ihrem Lichte fand man Herrn Johann betäubt am Boden. Er kam bald zu sich, war aber Anfangs unfähig zu denken oder zu sprechen. Er hatte einen wuchtigen Hieb mit etwas Stumpfen auf den Kopf erhalten.

Immer mehr Leute fanden sich ein. Weitab von der Stelle, wo der alte Rathmann gelegen hatte, und fast schon an der Ecke Walter's wurde eine der Mägde aufgehoben. Der Rock ihres eigenen Kleides war ihr über dem Kopfe zusammengebunden, um die Beine war ein Männergurt geschnürt, und als man sie losband, mußte man ihr auch noch ein Tuch aus dem Munde ziehen, welches so fest hineingestopft war, daß sie fast erstickt wäre. Die andere Magd und des Rathmannes Hermann Frau blieben verschwunden.

In einem der Häuser wurde Herrn Hermann sowohl der Arm wie das Bein verbunden. In beiden hatte er je eine häßliche Stichwunde. Wie der Verband angelegt war, machte er sich trotz des Schmerzes mit mehreren Männern, die sich in der Eile bewaffneten, auf die Suche nach seiner Frau, und zwar nach dem

Dominkanerkloster und Sanct Jürgen zu, denn Alle waren der Meinung, der Schurkenstreich müsse von Ordensleuten verübt sein.

Herr Konrad begleitete seine Ehefrau nach Hause und bot dann in der Eile seine und des Bruders Leute auf, um Herrn Hermann zu unterstützen.

Am schärfften aber ging Johann von Nigemünde in's Zeug, als er sich den Kopf genügend mit kaltem Wasser genezt hatte und wieder zu klarem Verstande gekommen war.

Die Schurken, welche sich schon oft an städtischen Weibern vergriffen, sich diesmal sogar an Rathmännerfrauen gewagt und ihn niedergeschlagen hatten, nicht mit einem scharfen Hiebe, wie es unter kämpfenden Männern Sitte ist, sondern zum Hohn mit der flachen Klinge oder gar mit dem Griffe des Schwertes — sie mußten gefunden werden und hängen, oder er wollte nicht leben. Angehörige des Ordens, behaupteten die Leute — gut, so mußten die Angehörigen des Ordens hängen! Der Komthur und die Ritterbrüder würden die Schuldigen nicht herausgeben, meinten die Leute — gut, so mußte der Komthur mit den Ritterbrüdern hängen. Der Alte verschwor sich mit heiligen Eiden, er wolle nicht ruhen, bis diese ihm und seinen Nachbarn angethane Schmach durch die Hinrichtung der Schuldigen abgewaschen sei, und wenn Sanct Jürgen und die halbe Stadt dabei zu Grunde gehen sollten.

Er gab seinem Diener, dessen tüchtige Schmarre im Gesicht auch bepflastert worden war, Aufträge und

lief selbst umher. Er brachte es zu Stande, daß er bald nach Mitternacht fast mit einem Hundert Bewaffneter angezogen kam.

Er langte zu spät an, um der Frau Kaufmanns nützlich sein zu können. Sie hatte sich schon eingefunden, schmutzig, mit zerrissenen Kleidern, bleich und mit starren Augen. So hatte sie plötzlich auf der Straße gestanden. So hatte man sie erkannt und ihrem Manne zugeführt. Sie lag bereits in ihrem Bette und der aus dem Schlafe geholte gelehrte Meister Tidemann mühte sich um sie und bot seine ganze Kunst auf, die Folgen der erlittenen Geisteserschütterung von ihrem Gehirn abzuwenden.

Noch fehlte die Magd. Unter der Leitung Rigmündes und einiger älteren Kaufleute begannen nun förmliche Absuchungen der Grundstücke von dem Orte, wo der Ueberfall stattgefunden hatte, zum Eckhause Walter's und vondort zu Sanct Johannes und Sanct Jürgen nebst den Quergassen. Die Bewohner wurden geweckt, wo sie noch schliefen. Die Häuser, Höfe und Gärten wurden geöffnet. Wo ein Hauswirth sich weigerte, geschah es mit Gewalt. Bei Fackelschein zogen kleine Abtheilungen der Schaar durch alle Räume, guckten in alle Winkel, durchforschten alle Scheunen und Keller, musterten Lauben und Buschpartien. Es geschah mit Ruhe und Ernst, aber mit unerbittlicher Strenge, denn die Leute, welche sich diesem Geschäft unterzogen, waren nicht zusammengelaufene Schreier wie jene, welche damals das Haus Walter's hatten stürmen wollen, sondern ehrsame Bürger, meist Kaufleute, deren Gesellen

und Knechte. Sie hatten es sich zur Aufgabe gemacht, die Schuldigen zu finden oder, falls dieselben in der Umgebung nirgend angetroffen wurden, dadurch festzustellen, daß dieselben nur in Sanct Jürgen geborgen sein könnten. Hätten sie sie aber ertappt, so hätten sie sie ebenso ruhig und unvermeidlich zum Galgen geschleppt und gehängt. Weit hätten sie sie zu dem Zweck nicht zu führen gebraucht, denn es gab einen Galgen am Dünaufer gleich außerhalb der Rigemündepforte und einen zweiten noch näher jenseit der Rige etwas links von der Badestubenbrücke.

Der Tag brach unterdessen an. Die Fackeln wurden unnütz. Die Nachforschungen gingen nun schneller von Statten. Da lief die Nachricht ein, daß auch die vermißte Magd sich eingestellt habe, greulich mißhandelt und ohne angeben zu können, wo sie gewesen sei. Mit verhülltem Kopfe war sie in einen dunklen Raum getragen worden, und mit verhülltem Kopfe hatte man sie wieder fortgeschleppt und weit geführt. Als sie sich frei fühlte und die Hülle vom Gesicht riß, sah sie sich in der Nähe des Einganges zu Sanct Peter und nahm den Weg nach Hause.

Die Führer traten jetzt zusammen und beriethen sich. Die hervorragenden Bürgern angethane Schmach mußte gerächt werden, darüber waren Alle einig. Ebenso zweifelte Niemand daran, daß die Buben in Sanct Jürgen zu Hause seien; aber die Frage war, wie man sie belangen könne. Mit Gewalt ließ sich kaum etwas ausrichten, denn an einen offenen Angriff auf den Rittersitz wagte selbst Johann Rigemünde nicht zu denken.

Mit Unlust und Widerwillen gab auch er zu, daß die einzige Möglichkeit bleibe, auf gesetzlichem Wege vorzugehen und die Sache vor den Rath zu bringen, damit der Erzvogt bei dem Komthur Klage erhebe. Mehr als einmal waren Weiber belästigt, überfallen und auch fortgetragen worden. Sie hatten später bestimmt ausgesagt, daß es Ordensleute gewesen seien, die das Verbrechen begangen hätten. Das waren aber immer Weiber der allerniedrigsten Klassen gewesen. Noch nie war es vorgekommen, daß Frauen der besseren Stände solche Schmach angethan und daß der Raub mit bewaffneter Hand und in blutigem Kampfe vollzogen worden wäre.

Mit dem Aufgang der Sonne begann der städtische Pöbel sich einzustellen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde, daß ein Angriff auf die Ritter in Sanct Sürgen im Werke sei. Von allen Seiten liefen Hafensarbeiter und andere Tagelöhner, auch beschäftigungslose Strolche verschiedener Nation herbei. Die Straßen füllten sich, Geschrei erhob sich, herausfordernde Reden erfüllten die Luft. Der lange Kerl mit dem spitzen Hute, welcher sich bei dem Auflauf vor Walter's Hause bemerklich gemacht hatte, war auch hier und stachelte die Leute zur Rache gegen die Ordensherren auf.

Früh war die Nachricht von dem angehenden großen Tumult zu dem Erzvogt gelangt, welcher noch zur rechten Zeit in voller Rüstung mit einer in der Hast aufgebotenen Schaar geharnischter Bürger angeritten kam. Den Pöbel ermahnend, Ruhe zu halten, und wo der Lärm am ärgsten war, gebieterisch Stille fordernd, gelangte er in die Gegend der Ordenscapelle zu Sanct

Georg, wo er auf den Rathmann Johann und dessen Begleiter stieß.

Raum hatte er von ihnen den Sachverhalt erfahren, als das hier befindliche Thor in der Mauer von Sanct Jürgen sich öffnete und ein Ordenspriester in seinem langen, weißen Rock mit dem schwarzen Kreuze auf der Brust heraustrat. Neben dem Priester schritt im Panzer und im Helme, die Linke stolz auf den Griff des Schwertes gestützt, mit dem weißen Mantel um die Schultern, der Ritter von Bekendorf. Innerhalb des Thores waren gewappnete dienende Ordensleute in großer Zahl sichtbar.

„Man sagt mir, Ihr seid der Vogt der Stadt,“ sprach der Priester laut. „Ist das so?“

„Ich bin der Vogt und Obrichter der erzbischöflichen Stadt,“ erfolgte in strengem Tone die Antwort. „Wer seid Ihr und was habt Ihr mir zu melden?“

„Der oberste Richter der Stadt ist nach dem Briefe des Kaisers Rudolph der Herr Meister,“ versetzte der Priester. „Ich aber bin der demüthige Knecht Bruder Pater Anselmus, der Schreiber des Hauses zu Sanct Jürgen. Der Hauskomthur läßt Euch fragen, was es bedeuten soll, daß Eure unmittelbaren Untergebenen, die Stadtbewohner, an unserer Mauer bewaffnet und gerüstet nächtlichen Lärm vollführen, als wollten sie die Brüder des heiligen Ordens, welche zugleich ihre Mitbürger sind, mit Gewaltthätigkeit bedrohen. Der Komthur fordert Euch auf, solchem Unfug ein Ende zu machen, widrigenfalls er sich genöthigt sehen wird, einzuschreiten.“

Unzufriedenes Gemurmel erhob sich unter den umherstehenden Städtern.

Der Erzvogt schwieg einen Augenblick. Er kämpfte seine Entrüstung nieder.

„Das ist eine kühne Rede, Pater, die Ihr Euch erlaubt,“ bemerkte er dann.

„Die Rede ist nicht mein,“ erwiderte der Priester trocken. „Der Komthur spricht so durch mich, seinen Schreiber.“

„Hm,“ meinte der Erzvogt spöttisch, „er ist vielleicht so gnädig, durch Euch anzugeben, wie er auf städtischem Grund und Boden einzuschreiten gedenkt?“

„Wenn der Tumult nicht schnell ein Ende nimmt,“ sagte nun Bebendorf, indem er sich noch stolzer auf richtete, „so läßt der Komthur aufsitzen und niederreiten, was sich um unseres Hauses Mauer her uns in den Weg stellt.“

„So spricht der Hauskomthur durch mich, den Ritter Bruder von Bebendorf,“ setzte er hinzu, während um ihn her der Unwille über die Drohung sich laut Luft machte und in dem wachsenden Lärmen des Pöbels seinen Widerhall fand.

„Vergeßt nicht, Ritter,“ fuhr der Erzvogt auf, „daß es in der Stadt Thürme giebt, in welchen Gefellen wie Ihr, die vom Niederreiten reden, leicht gezähmt werden dürften.“

„Als ich dieses Zeichen nahm,“ growlte Bebendorf, indem er die Rechte auf das schwarze Kreuz an der linken Seite seines Mantels legte, „mußte ich geloben, das Schwert nur im Dienste der heiligen Sung-

frau und zur Förderung des christlichen Glaubens zu ziehen. Wäre das nicht, wollte ich für diese Worte wohl ritterliche Verantwortung von Euch fordern.“

„Weiß der Komthur nicht, daß die Ansammlung der Gewaffneten durch einen Bubenstreich hervorgerufen ist, den Ordensleute verübt haben?“ fragte der Erzvogt.

„Darüber haben wir keinen Auftrag,“ sagte der Pater Anselmus und zuckte die Achseln. „Doch wird er schwerlich davon etwas wissen, denn es ist, so viel mir bekannt, kaum möglich, daß Glieder des heiligen Ordens sich mit Bubenstreichen abgeben sollten, wie Ihr annehmt.“

„Ihr seid mit der Zunge schnell bei der Hand, Pater Schreiber,“ sprach der Erzvogt böse. „Berichtet Eurem Komthur, daß der Rath sich heute versammeln und eine Botschaft an ihn schicken wird, um Rechenschaft für das Bubenstück der Nacht zu fordern. Habt Ihr verstanden?“

„Das wird kaum nöthig sein,“ versetzte Anselmus, „denn der Komthur hat uns beauftragt, zu erklären, die im Rathe sitzenden Ritter würden in der ersten Sitzung, also noch heute, in seinem Namen dem Rathe befehlen, Sorge zu tragen, daß es nie wieder an den Mauern von Sanct Jürgen solchen Tumult gebe, welcher ihn zwänge, wie heute, die Brüder zu den Waffen zu rufen.“

Ein neuer Ausbruch des Unwillens wurde umher laut.

„Dem Rathe befehlen!“ rief der Erzvogt. „Pfaffe, bist du toll?“

„Vogt,“ erhob Bebandorf die Stimme, „vergeßt nicht, daß Ihr zu einem geweihten Priester redet, der zugleich Bruder des Ordens ist.“

„Dem Rathe befehlen!“ wiederholte der Erzvogt und drückte im Zorn die Schenkel an, daß das Pferd unter ihm sich hob. „Pfaffe, sind das wirklich die Worte des Romthurs?“

„So lautet mein Auftrag,“ erwiderte Anselmus lächelnd.

„So lautet unser Auftrag,“ bestätigte Bebandorf.

„Nach des Kaisers Rudolph Brief ist der Herr Meister der oberste Richter in der Stadt,“ setzte Anselmus hinzu, „und der Erzbischof hat beim Scheiden ebenfalls den Meister mit der Verwaltung des Erzbisthums beauftragt. An des Herrn Meisters Stelle steht aber hier in der Stadt der Hausromthur.“

„Der Kaiser Rudolph und der Erzbischof“ — brauste der Erzvogt auf, endete aber nicht den für die beiden Genannten wahrscheinlich nicht schmeichelhaften Satz.

„Lüge nicht, Pfaffe!“ rief er wüthend. Der Erzbischof hat die Stadt ausgenommen, und ehe Euer Meister oder Romthur einen Finger in die Rechte der Stadt schiebt, soll — Genug! Scheert Euch beide fort zu Eurem Romthur. Meldet ihm, der Rath ist von jetzt an für die Ritter geschlossen. Sie sollen keinen Sitz und keine Stimme mehr haben. Geht! er hat sich das selbst zuzuschreiben.“

Er wandte das Pferd, so daß die Ordensbrüder schleunigst zur Seite springen mußten.

„Nach Hause, gute Bürger und Gesellen!“ befahl

er. „Der Rath wird Eure Sache nicht ruhen lassen, sondern die Verbrecher an das Tageslicht ziehen, und keine Mauer soll sie schützen oder decken. Aber erst helfst mir, das lärmende Volk auseinanderreiben und die Ruhe herstellen.“

„Ich habe meine Freude an Euch, Bruder Be-
bendorf,“ sagte Anselmus, als er mit dem Ritter durch
das Thor schritt, welches sich hinter ihnen schloß. „Ich
fürchtete, Ihr würdet Euch zu ungebührlichem Gebahren
hinreißen lassen. Ihr habt Euch aber prächtig gehalten.
Ihr verdient, Gebietiger zu werden.“

„Ich mag die Städter wohl leiden,“ antwortete
der Ritter. „Ich bin nicht lange im Lande und bin
erst einmal gegen die Heiden gezogen. Die reisigen
Städter, welche uns dabei zur Seite standen, waren gar
gute Gefellen. Sie stachen und hieben wie ritterliche
Leute und leerten ihre Kanne, ohne mit der Wimper
zu zucken. Bei der Jungfrau! ich habe keinen Groll
gegen sie. Ich hasse nur die schwarzen Predigermönche
und die grauen Barsüßer. Die Letzteren brachten
übrigens doch nach einigen Nutzen; sie pflegten die Ver-
wundeten. Aber die Prediger zerrissen sich nur das
Maul. Wo es jedoch galt, Unbewehrte niederzumachen,
Weiber und Kinder zu schlachten, den Feuerbrand in
Hütten zu schleudern, da waren beide schnell bei
der Hand.“

X.

Einige Stunden später, zu der Zeit, um welche
sich die Rathmänner gewöhnlich zu versammeln pflegten,

wurde das Thor in der Mauer von Sanct Jürgen wieder aufgethan. Die Ritter von Schetteler und von Lommen und hinter ihnen zwei Knappen, alle vier zu Pferde, begaben sich in die Stadt. Sie nahmen ihren Weg am Friedhofe und an Sanct Peter selbst vorüber zum Markte. Sie hatten den Befehl, sich im Rathhause an keinen Widerspruch zu kehren, nöthigen Falles mit Gewalt ihre gewöhnlichen Sitze einzunehmen und im Namen des Komthurs Rechenschaft zu fordern, erstens wegen des nächtlichen Tumults und zweitens wegen der beleidigenden und ungesetlichen Drohung des Bogtes, die Ritterglieder aus dem Rathe verbannen zu wollen.

Die beiden alten Herren besprachen unterwegs den erhaltenen Auftrag. Schetteler hatte seine Bedenken. Der leichter angelegte Lommen hielt sich mehr an die komische Seite.

„Da kommen wir zwei alte Knaben an,“ scherzte er, „steigen langsam von den Säulen, blicken den Kerl bei der Thür fürchterlich an, daß ihm der Muth in die Fußsohlen niederfährt, und treten klirrend ein, daß die alten Dielen knacken und die Kerle, die Rathmänner, die Augen aufreißen und nicht wissen, ob sie uns vor sich sehen oder den Erzengel Michael. Nicht wahr, Herr Bruder?“

„Ich fürchte, Bruder Lommen,“ sagte der Andere, „daß wir da in eine unangenehme Geschichte hineinreiten. Die Rathmänner haben manchmal den Teufel im Leibe.“

„Aber, liebster Bruder, was sichts das uns an!“ meinte Lommen. „Wir reiten für den Komthur. Wir

selbst sind dabei gar nichts. Was die Kerle uns erzählen, das sagen sie nicht uns, sondern dem Komthur. Der mag sich darüber freuen, wenn er will.“

„Laßt uns jedenfalls den Auftrag noch einmal wiederholen,“ sprach Schetteler. „Wir werden wohl gleich gefragt werden, ob der Komthur nicht verstanden habe, daß man uns nicht mehr als Rathleute betrachte. Wir . . .“

„Das hören wir gar nicht,“ schaltete Lommen ein. Schetteler nickte.

„Ich frage den Rath — oder nein, ich sage, der Komthur lasse fragen — oder wollt Ihr das erste Wort, Bruder?“

„Sprecht Ihr zuerst. Ihr seid der Aeltere.“

„Also ich frage — nein der Komthur fragt — oder ich frage im Namen des Komthurs . . .“

„Das ist das Richtige, im Namen des Komthurs. Es klingt wichtiger, wißt Ihr.“

„Ich frage im Namen des Komthurs, mit welchem Rechte der Rath — hört, Bruder, der Rath hat es ja gar nicht gesagt, sondern der Vogt.“

„Ja wohl, der Vogt. Der Rath wußte damals nichts davon.“

„Darum eben. Ich frage im Namen des Komthurs, mit welchem Rechte der Vogt gesagt habe, er schließe uns aus dem Rathe. Wer ihn dazu bevollmächtigt habe, frage ich. Dann sprecht Ihr.“

„Nein, Bruder, endigt Ihr die eine Sache. Ich bringe dann die andere vor.“

„Meinetwegen. Ich drohe bei . . .“

„Im Namen des Romthurs.“

„Richtig. Ich drohe im Namen des Romthurs, bei dem Herrn Meister Klage darüber zu führen. Nun kommt Ihr.“

„Aber die Folgen, Bruder, die Folgen!“

„Welche Folgen?“

„Die Folgen, welche der Stadt erwachsen werden, wenn die Klage an den Meister kommt.“

„Aha, ja wohl. Ich mache sie aufmerksam, daß der Herr Meister sich leicht bewogen fühlen könnte, den Landmarschall rüsten zu lassen.“

„Und daß ihnen die leichtfertige . . .“

„Unbesonnene.“

„Daß ihnen die unbesonnene Rede des Vogts theuer könne zu stehen kommen.“

„Ja, so will ich sagen, Bruder Lommen. Dann ist die Reihe an Euch.“

„Ich werfe mich in die Brust: Im Namen des Herrn Meisters als obersten Richters der Stadt fordert der Romthur Rechenschaft über den Tumult, welchen bewaffnete Städter an der Mauer unseres Hauses zu Sanct . . .“

„Seht, Bruder, um des Himmels willen! Was hat das zu bedeuten?“ rief Schetteler, indem er die Hand seitwärts nach dem Genossen ausstreckte.

Sie kriegten eben die Thür des Rathhauses zu Gesicht. Zu beiden Seiten derselben stand in Reihe und Glied je eine Schaar von wohl zwanzig Bürgern in vollständiger Kriegsrüstung mit Pikeen und Schwertern, in glänzenden Hauben, Brust- und Rückenstücken, mit

Kragen, Arm- und Beinschienen, als gälte es, einen feindlichen Angriff abzuwehren.

„Sollte das uns gelten?“ brummte Lommen.

„Hm, wäre viel Ehre, viel Ehre!“

„Ha, seht, da geht eben der Rathmann Wynnmann hinein. Die Kerle geben Raum und richten sich. Sollte der Rath jetzt stets eine Ehrenwache vor der Thür haben? Seht, wie der Dicke sich stramm stellt und grüßt.“

„Der Dicke ist wohl der Wachtmeister. Betrachtet Euch nur den Kerl, Bruder Schetteler. Wieviel Raum der einnimmt und wie er steht! Bis in die Behen in Eisen! Wie die Hahnenfedern auf dem Helme stolz aussehen! Gestehet, Bruder, den Kerl dürfte Jeder für einen makellosen Ritter nehmen.“

„Mir will nicht gefallen, Bruder Lommen, daß die Kerle thun, als ob sie uns nicht bemerkten, und sie sehen uns doch schon lange. Wenn sie nur nicht etwas gegen uns haben!“

„Nun, jetzt läßt sich nichts mehr ändern, Bruder. Stolz vor! Und kaltes Blut, Bruder, kaltes Blut!“

Stolz ritten sie vor, die Rechte in die Seite gestemmt. Stolz schwangen sie sich von den Rossen, deren Bügel die Knappen übernahmen. Stolz, die Linke auf den Knauf des Schwertes gestützt, schritten sie gegen die Thür. Aber da stand schon der Dicke vor ihnen mitten in ihrem Wege.

„Wohin, Ritter? Hier sind die Rathmänner der Stadt zur Sitzung versammelt.“

„Darum kommen wir auch zur Sitzung,“ erwiderte Schetteler, und damit wollten beide, ihrem ge-

faßten Entschlüsse treu, links und rechts an dem Dicken vorüber. Er trat jedoch schnell zurück und breitete die Arme aus, um so ihrem weiteren Vorschreiten zu wehren.

„Während der Sitzung findet Niemand Einlaß als nur die Rathmänner!“ rief er, und als die Ritter noch mehr seitwärts auswichen und nicht stehen blieben, befahl er:

„Senkt die Spieße!“

Die Harnische der Bürgerwache rasselten. Die Leute stellten die Beine auseinander und nahmen die Piken quer vor sich, so das der Gang zur Thür gesperrt wurde.

„Wir sind ja aber auch Rathmänner!“ rief nun Schetteler.

„Gewesen, Ritter, gewesen!“ sprach der Dicke.

„Wir haben Befehl nur Rathmänner einzulassen, und dabei die Weisung, daß es keine Ordensritter mehr unter den Rathmännern giebt.“

„Wagt Ihr das zu behaupten?“ rief Schetteler hitzig.

„Was wagen!“ sagte der Mann. „Da ist nichts zu wagen. Ihr dürft nicht hinein, und das ist Alles.“

„Wir kommen aber mit einem Auftrage vom Romthür an den Rath,“ legte sich Lommen in's Mittel.

„Das müßt Ihr bei dem Erzvogte ausrichten. Erst wartet, bis die Sitzung zu Ende geht. Dann kann man Euch melden.“

„Ihr wollt uns wirklich den Eingang verweigern, uns, zwei Herren vom deutschen Orden?“ fragte Schetteler zornig.

„Was da Orden!“ sprach der Mann grob. „Hier gebietet nicht der Orden, sondern der Erzbvogt. Und nun scheert Euch weiter. Reitet fort oder wartet, aber sperrt nicht den Gang.“

„Solche Sprache führt Ihr!?“ rief der alte Ritter wüthend und faßte den Schwertgriff. „Mir nach, Bruder Lommen! Gebt Raum, Ihr Schurken!“

„Spieße vor!“ hatte der Dicke in demselben Augenblick befohlen. Er stand mit einem Schritte in der Gasse zwischen den Leuten der Wache, und den Rittern starrten die blanken Eisenspitzen der Pike in geschlossener Reihe entgegen.

Wie der Adler nach Beute, so blickte Schetteler scharf auf die Schaar vor ihm und dann nach beiden Seiten, ob es nicht eine Möglichkeit gebe, die Thür zu gewinnen. Lommen faßte ihn am Arme.

„Kommt, Bruder,“ sprach er. „Wir haben nicht zu säumen. Der Komthur muß Nachricht erhalten.“

Ohne ein Wort zu erwidern, wandte Schetteler sich zu den Pferden, saß auf und stieß unbarmherzig dem Thiere die Sporen in die Seiten, daß es in gestrecktem Galopp forttrante. Lommen und die Knappen konnten ihm kaum folgen.

In einiger Entfernung hatten sich die auf und an dem Markte vorhandenen Leute zu sammeln begonnen. Sie hörten die Verhandlung des Wachtmeisters mit den Rittern schweigend an. Als die Ritter aber so eilig abritten, ließen sie es sich nicht nehmen, hinter ihnen her zu pfeifen und zu johlen.

„Na warte, Du alter Narr!“ brummte ein

Bürger von der Wache vor der Rathhausthür, indem er sich wieder bequem auf seine Pücke stützte. „Den „Schurken“ wollen wir Dir auf Rechnung schreiben, bis es zur Abzahlung kommt.“

„Ja, ich will an den „Schurken“ denken,“ fügte ein Anderer hinzu. „Sch habe mir den Kerl gemerkt.“

„Braucht ihn Euch gar nicht zu merken, Nachbar,“ entgegnete ein Dritter. „Der weiße Mantel ist Merkmal genug. Wer den weißen Mantel trägt, soll für den „Schurken“ büßen, denn Alle sind sie gleich.“

„Ja, da habt Ihr auch Recht, Nachbar,“ gab der Zweite zu.

Schetteler erreichte unterdessen Sanct Jürgen. Dort warf er sich mit Hast vom Pferde und eilte so rasch die Treppen hinauf, daß Lommen den Athem verlor, da er nicht gar zu weit zurückbleiben wollte.

„Komthur, laßt satteln! Wir sitzen auf und reiten die Hunde nieder. Die Schurken aber sollen in den Thurm, bis der Meister sie richtet.“

So rief Schetteler, indem er mit Ungestüm in das Gemach des Gebietigers trat. Mit den Hunden meinte er die Bürger der Wache, die Schurken aber sollten diesmal die Rathmänner sein. Das begriff der Komthur erst nach geraumer Zeit aus der Erklärung Lommen's, welcher vom Treppensteigen ebenso glühte wie Schetteler vor Zorn.

Der Komthur nahm die Sache kaltblütiger. Er kannte die Städter und den Erzvogt und hatte die Möglichkeit einer derartigen Abweisung vorausgesehen, vielleicht sogar gewünscht. Er nickte mit dem Kopfe

und lächelte, während die Ritter den Hergang erzählten. Freilich sah das Lächeln nicht so aus, als entspringe es aus Liebe oder Wohlwollen.

„Also verjagt!“ sagte er. „Mit bewaffneter Hand verjagt! Das heißt den Frieden gebrochen ohne vorherige Absage. Schön! Jetzt ist unsere Zeit da. Jetzt können wir anfangen zu handeln.“

Vor allen Dingen mußte der Meister von den Vorgängen in Kenntniß gesetzt werden. Der Pater Anselmus wurde geholt, und als wäre das vom Pater Anselmus unzertrennlich, erschien auf dem Tische eine riesige Kanne des Muskatweines, von welchem der Komthur, wie er sagte, noch einen geringen Vorrath im Keller besaß. Die Becher wurden gefüllt und wieder gefüllt, und die vier Herren überlegten sich, wie das Schreiben an den Herrn Meister abgefaßt werden müsse, damit es Hand und Fuß habe und die Frechheit der Städter so recht grell und in die Augen fallend male.

Darüber vergingen Stunden und die Kanne wurde mehrmals zu neuer Füllung zum Bruder Kellermeister gesandt. Als man endlich so weit war, daß der Pater Anselmus sich an das Werk machen konnte, da fiel diesem ein, daß die Sache Eile habe, und daß es darum besser wäre, wenn der Bruder Schetteler persönlich dem Herrn Meister Bericht erstatte. Der Bruder Schetteler könne in wenigen Stunden den Meister erreichen, während die Abfassung und Reinschrift des Briefes wohl zwei Tage in Anspruch nehmen dürfte. Das leuchtete Allen ein, und nach einem letzten herzhaften Trunke ging der Bruder Schetteler, um sich zum Ritte zu kleiden. Auch

der Bruder von Bebandorf erhielt den Befehl, zu reiten und dem Meister über das Gespräch mit dem Erzbogte zu berichten.

Es war kurz vor der Complete, der letzten Messe, als die beiden Ritter mit einigen dienenden Brüdern über die Brücke der Rige sprangten, um sich nach Wenden zum Schlosse des Meisters zu begeben. Nach der Complete aber, als die Brüder sich in den Schlafraum zurückzogen, setzte sich der Romthur mit dem Pater Anselmus und dem alten Vommen nochmals in seinem Gemach zusammen, um die Ereignisse zu besprechen. Diesmal theilte sich an der Sitzung auch der Bruder Kellermeister und der Bruder Küchenmeister. Die Herren hefteten, vom Muskatweine angeregt, einen Plan aus, wie sie den übermüthigen Städtern noch in dieser Nacht einen recht empfindlichen Streich versetzen könnten. Der Romthur traf seine Anordnungen und gab seine Befehle. Darauf zechten sie weiter und gingen erst nach Mitternacht auseinander, satt und mit sich und der Welt zufrieden, aber nicht ganz fest auf den Beinen.

XI.

Etwa eine Stunde nach Mitternacht herrschte in der Umgebung der neuen Brücke in der Nähe der Rigemündung völlige Stille. Das Werk war bereits so weit gediehen, daß der Baumeister zur Herrichtung der Fallklappe über der mittleren Durchfahrt schreiten konnte. Die gewaltigen Eichenstämme, welche als Zugpfosten dienen sollten, standen zu beiden Seiten der

Öffnung und ein Theil der Ziehvorrichtung war auch schon aufgestellt. Wer die Sache als Kenner betrachtete, hatte die Möglichkeit, einzusehen, daß der Meister hier einen kühnen Plan verfolge und daß derselbe gelinge. Mochte die Klappe noch so schwer werden, ein Mensch mußte vollauf genügen, mit Hilfe dieser Ziehvorrichtung die Durchfahrt nach Belieben zu öffnen und zu schließen. Der Meister behauptete, ein Knabe werde dazu hinreichende Kraft besitzen. Ueber die Durchfahrt waren gestern die Hauptbalken der Klappe gelegt und sorgsam mit Querbalken zum Rahmen gefügt. Heute sollten die schweren eisernen Gehänge und die Zugtaue angebracht werden.

Der einzige die Stille störende, sich in fortbauern-der Einförmigkeit wiederholende Laut bestand in dem kräftigen Schnarchen zweier Männer, die auf der Brücke in der Nähe der Durchfahrt ausgestreckt ruhten. Es waren Zimmerleute, denen die Wache oblag. Der Baumeister fürchtete, es könne irgend ein Ueberufener aus Leichtsinne oder bösem Willen in nächtlicher Zeit etwas an der Ziehvorrichtung beschädigen. Ihm mochten die Drohungen vorschweben, welche vorüberfahrende Ordensknechte mehrmals ausgesprochen hatten. Freilich waren das mehr Neckereien gewesen, aber — sicher blieb sicher. Aus Neckereien in Worten konnten leicht Neckereien durch die That werden. Darum gab es in der letzten Zeit jede Nacht eine Wache auf der Brücke. Diesmal bestand dieselbe aus den beiden Schnarchenden und dem jungen Zimmermann Bruno. Der Letztere war zu gewissenhaft dazu, auf dem ihm anvertrauten

Posten zu schlafen. Er ging auf der Brücke hin und her und hing seinen Gedanken nach, welche immer zu Gertrud zurückkehrten, oder stützte sich auf das Gelände und blickte auf die dunkle Fluth unter seinen Füßen, wobei er wieder über die Möglichkeit nachsann, sich eine Stellung zu erwerben, die ihn in den Staud setze, Gertrud heimzuführen.

Der lichte Streifen am Horizont, welcher während der kurzen Nacht nicht ganz verschwunden war, hatte sich mehr gegen Nordosten gezogen und begann merklich breiter zu werden. Eben wechselte Bruno seinen Stand, ging von der Dünaseite der Brücke zur Rige-seite und warf wieder einen Blick auf das breite Becken der Rige und die vielen Fahrzeuge, welche links am Ufer hin in einer langen Reihe befestigt waren. Da sah er in der Mitte des Beckens, welches bis dahin frei gewesen war, einen großen, dunklen Gegenstand und merkte bald, daß derselbe sich bewegte. Er schaute schärfer aus. Der Gegenstand näherte sich schnell. Rudererschlag wurde hörbar und Masten zeichneten sich gegen die Morgendämmerung.

Bruno wurde von Unruhe ergriffen. Er wußte, als ob Jemand es ihm gesagt hätte, daß dort eine Ruder-galeere des Ordens herankam, ein Seitenstück zu der, welche vor etwa zwei Wochen durch die Brücke passirt war. Damals konnten die leichten Bretter mit geringer Mühe fortgezogen werden. Der schwere Rahmen, welcher jetzt die Oeffnung schloß, ließ sich nicht entfernen. So lange die Hängen und die Zugtaue nicht angebracht waren, gab es keine Durchfahrt. Der

Befehlshaber der Galeere, welche seit dem Frühjahr mit der bereits ausgelaufenen zusammen in der Nähe der Badestubenbrücke gelegen hatte, mußte wissen, daß die Durchfahrt für einige Tage gesperrt blieb, denn der Baumeister hatte das an der ganzen Rige bekannt machen lassen. Und doch lief das Fahrzeug gerade auf die Durchfahrt zu. Das konnte nichts Gutes bedeuten.

Bruno eilte zu den Schläfern und rüttelte sie. Einer setzte sich auf, gähnte und rieb sich die Augen. Der andere war nicht wach zu kriegen.

„Galeere?“ sagte er während des Rüttelns. „Will durch? Ahem — ja wohl — durch.“

Damit drehte er sich auf den Bauch und schlief weiter.

Bruno ging wieder zurück. Da war bereits die Galeere. Das Deck wimmelte von Männern. Die Ruder arbeiteten nicht mehr. Das Fahrzeug bewegte sich langsam vorwärts und wich von der Richtung ab. Sollte es am Ende der Brücke das Ufer gewinnen wollen? Oder beabsichtigte der Führer, es umzuwenden und zurückzuführen? Nein, es beschrieb, dem Steuer gehorchend, einen Bogen und legte dicht neben der Durchfahrt mit seiner breiten Seite an die Brücke. Bootshaken wurden in die Pfähle geschlagen, um es zu halten.

„Was wollt Ihr? Was soll es mit dem Schiffe?“ rief Bruno, dem es hange zu Muth wurde.

Keine Antwort erfolgte. Aber schon hatten einige dunkle Gestalten sich emporgeschwungen. Wie Schatten

erschienen sie immer mehr oben auf der Brücke. Ehe Bruno sich zu etwas entschließen konnte, war er gepackt. Das= selbe Loos traf den erwachten Zimmermann. Auch der noch schlafende wurde entdeckt und einige Männer faßten ihn.

Bruno wehrte sich verzweifelt. Wiederholt ent= riß er sich den Fäusten, welche ihn mit einem Stricke zu umwinden suchten.

„Haut ihm eins auf den Schädel,“ befahl da Jemand rauh.

Bruno war verständig genug, den Widerstand aufzugeben. Bald lag er, an Händen und Füßen gebunden, neben seinen Genossen.

An den auf der Durchfahrt liegenden Balken hatten unterdessen zahlreiche Aerte zu arbeiten begonnen, Es währte nicht lange, so waren die Verbindungs= stellen des Rahmens durchgehauen und ein Stück nach dem anderen plumpste in das Wasser. Der Weg für die Galeere war geöffnet. Damit begnügten die Zer= störer sich aber nicht. Sie machten sich daran, die Biehvorrichtung zu zerhacken.

Den Zimmerleuten schnitten die Aertschläge in die Seele. Sie murmelten leise Verwünschungen. Bruno hielt es endlich nicht mehr aus.

„Warum verderbt Ihr unsere schwere Arbeit“ rief er schmerzlich. „Ihr seid doch Menschen und Christen. Habt Ihr gar kein Gewissen?“

„Ja, Zimmermann, sagte gutmüthig ein breit= schultriger Kerl, welcher die Hände in den Taschen seines kurzen Wamses hielt und zwischen den Arbeiten=

den hin und her spazierte, „zum Vergnügen geschieht es nicht. Das Schiff muß hinaus auf den freien Strom, denn heute oder morgen kann der Kampf ausbrechen, und dann dürften die Bischöflichen und Städter es uns in der Rige leicht wegnehmen oder verbrennen.“

Die Helligkeit hatte stark zugenommen. Die Gestalten und auch die Gesichter der Leute ließen sich mit größerer Deutlichkeit erkennen. Bruno glaubte in dem Manne, der so sprach, den Führer der Galeere zu sehen.

„Herr,“ bat er, „wenn das Schiff hinaus muß, so ist Euer Zweck ja erreicht. Die Durchfahrt ist offen. Schont das Zugwerk, Herr. Es ist eine feine, kunstreiche Arbeit.“

„Eben darum erst recht!“ rief wild ein junger, schlanker Mensch in einem anliegenden grauen Gewande mit einer Armbrust in der Hand. „Haut das Werk zu Splintern. Es ist bischöflich, Feindes Gut!“

„Herr,“ flehte Bruno, das Gesicht wieder zu dem Breitschultrigen wendend, „habt Erbarmen. Auch ein Schiff, wenn es in Feindeshand fällt, wird nicht zerbrochen, sondern wechselt nur den Besitzer.“

„Da hast Du Recht, Geselle,“ sprach der Mann, „und darum mag es so sein. He, Ihr! Haltet ein und genug! Nieder auf das Schiff! Und auch Ihr, Bodo, ordnet Eure Leute. Sobald wir durch die Brücke sind, eilt Euch, daß die Städter Euch nicht erwischen.“

„Ho,“ lachte der mit der Armbrust, „keine Sorge! Die schlafen noch wie die Ratten. Ich hätte große Lust, ein Feuerchen an den ganzen Bau zu legen.“

„Dazu habt Ihr keinen Befehl, Bodo. Ich fordere Euch auf, zu thun, wie ich sage, denn Ihr seid mir nur beigegeben, meine Durchfahrt zu schützen.“

„Mir recht, Bruder Schiffer,“ lachte Bodo, der Armbrustschütze aus des Komthurs Gefolge. „Also Ihr, Knappen und Gewerker, laßt das Zeug! Hierher! Ordnet Euch!“

Die Schiffsleute waren schon von der Brücke verschwunden. Das Einschlagen der Bootshaken in die Brückenpfähle ließ sich hören. Langsam bewegten sich die beiden Masten weiter und in die Durchfahrt. Dann schlugen jenseit die Ruder in das Wasser.

„Gute Fahrt, Schiffer, und viel Glück im Kampfe!“ rief Bodo der Galeere nach,

„Macht fort, Bruder!“ tönte zur Antwort des Schiffers Stimme aus der Ferne.

Dabei hatte der Mann wahrscheinlich zur Stadtseite gewiesen, denn Bodo blickte dorthin und befahl hastig seinen Leuten aufzubrechen. In großer Eile schritt die Schaar zum Ufer und an der Stadtmauer hin Sanct Jürgen zu.

Es war hohe Zeit, daß sie gingen. Auf der Mauer bei der Rigemündepforte hatten sich Leute versammelt. Die Thorwächter waren auf die Arthiebe aufmerksam geworden, welche bei noch nächtlicher Weile von der Brücke her erschallten, hatten bei dem schwachen Lichte des anbrechenden Tages freilich nicht unterscheiden können, was dort vorging, waren aber nicht im Zweifel darüber geblieben, daß es nichts Gutes bedeutete.

Sie hatten Lärm gemacht. Die in der Nähe des Thores befindliche Wachmannschaft rüstete sich schnell. Bewohner der nächsten Häuser schlossen sich an. Die Ordensleute, unterwegs mit finsternen Blicken von den ebenfalls aufmerksam gewordenen Wächtern der Fahrzeuge am Rigenfer betrachtet, hatten die Badestube pforte kaum seitwärts hinter sich liegen lassen, als schon ein bewaffneter Haufe aus der Rigenmündepforte zu der Brücke eilte.

Dort ließ sich nicht ändern, was geschehen war. So sehr die Zimmerleute fluchten, welche sich allmählig einfanden, und so entschieden der Baumeister versicherte, daß der Orden an ihm von jetzt ab einen geschworenen Feind besitze — der Schade war einmal da und wurde von den Fachleuten auf fast hundert Mark veranschlagt — eine für jene Zeit bedeutende Summe.

Der Erzvogt kam selbst, um den Frevel an der Brücke mit eigenen Augen zu sehen. Er gab sich keiner Täuschung hin: das war der von den Rittern der Stadt hingeworfene Fehdehandschuh, der erste Schritt zu offenem, blutigem Kriege. Empört und sorgenvoll begab er sich wieder in die Stadt und ließ durch die Rathshdiener die Rathmänner zu sofortiger Sitzung aus den Betten holen.

Wuth und Feuer schnaubten die Herren, als sie auf ihren nüchternen Magen so schlimme Kunde vernehmen mußten, und wäre der Erzvogt nicht fest und besonnen geblieben, der Rathmann Johann von Rigenmünde, der alte Käufer, hätte die Oberhand behalten und die Bürgerschaft hätte bald nach dem Sonnenauf-

gange versucht, sich die Köpfe an den Mauern von Sanct Jürgens einzurennen.

Endlich kam der Beschluß zu Stande. Sechs der Herren mit dem wohlerfahrenen und zuverlässigen Rathmanne Wynmann an der Spitze sollten feierlich Einlaß bei dem Romthur begehren, ihn wegen des Geschehenen befragen und ihm nachdrücklich die Folgen zu Gewissen führen. Der Erzvogt selbst sollte dem Dompropste, welchen der Rath nach dem alten Herkommen als des Erzbischofs Stellvertreter betrachtete, die treulosen Handlungen der Ritter vortragen. Je ein Rathmann sollte die beiden ziemlich selbständigen und Gewicht bei dem Papste besitzenden geistlichen Herren, den Prior der Dominikaner und den Guardian der Minoriten, von den Vorgängen in Kenntniß setzen, damit sie bei einem etwaigen Austrage durch den Papst ihr Zeugniß zu Gunsten der Stadt ablegen könnten.

Mit peinlicher Beobachtung der üblichen Form, um der Würde der Stadt nichts zu vergeben, erschienen die Abgeordneten des Rathes vor einem der Thore Sanct Jürgens, begleitet von einer kleinen Abtheilung Gewaffneter, voran den Stadtdiener mit dem weißen erzbischöflichen Kreuze der Stadt auf der Brust des schwarzen Wamses und einen zweiten, der durch lautem Hornruf die Wachen benachrichtigte, daß Gäste, die das Recht dazu beanspruchen durften, Einlaß beehrten.

Eine so feierlich eingeleitete Gesandtschaft hätte sich nicht gut abweisen lassen, wenn auch die Fehde schon angesagt gewesen wäre, und wohl oder übel mußte der Romthur sich zur Vorlassung entschließen,

obgleich ihm von dem nächtlichen Gelage der Kopf noch brummte und seine Stimmung daher zum Unterhandeln ungeeigneter war als je.

Vor Kurzem hatte er sein Lager verlassen und Bodos Bericht angehört, den er Anfangs nicht vollständig begriff, denn daß er selbst den Befehl zur Schädigung der Brücke ertheilt hatte, kam ihm erst allmählig in das Gedächtniß. Ehe er bei sich abwägen konnte, ob das Geschehene gut oder zu mißbilligen sei, wurde die Gesandtschaft gemeldet.

„Mögen sie kommen,“ entschied er nach einigem Nachdenken. „Bin gerade in der Laune, ihnen die Wahrheit zu sagen. Halt, Knappe! Gib mir erst ein reines Gewand — das neue, mit dem seidnen Saume. So. Und auch den neuen Gürtel mit dem goldenen Schlosse. Das Schwert — nein, lege das Schwert auf den Tisch. Werde mir wahrlich der spitzbüßischen Kerle wegen in meinem eigenen Gemach nicht das Schwert anhängen. Lege auch das Federbaret auf das Schwert, das dort im Schreine, mit den Reiherfedern. Man muß sich vor den großmäuligen Gesellen doch ein Ansehen geben. So. Und nun mögen sie kommen, Bodo. Sollen an dem Komthur von Sanct Jürgen ihren Mann finden, denke ich.“

Würdevoll, als wäre jeder von ihnen der Vertreter eines großmächtigen Reiches, traten die sechs Rathmänner ein, und Herr Wynmanu öffnete eben den Mund zu einer wohlgesetzten Rede, als der Komthur ihm zuvorkam.

„Ihr erscheint spät,“ sprach er mit Stirnrunzeln,

„aber ich hoffe, Ihr bringet desto genügendere Erklärung des Tumults an unserer Mauer und der Beleidigung, welche Euer Wachtmeister, oder was er war, den Abgesandten des Ordens, meinen lieben Brüdern und Untergebenen, vor Eurem Rathhause angethan hat. Redet. Ich will Euch hören.“

Herr Wynnmann wußte bei dieser Ansicht von der Sache im Augenblick fast nicht, wie er beginnen solle, und Herr Johann Rigemünde hätte gewiß Alles verdorben und wäre grob dreingefahren, wenn der neben ihm stehende Rathmann ihn nicht am Arme gefaßt und dadurch erinnert hätte, daß kaltes Blut bewahrt werden mußte.

Herr Wynnmann begriff schnell, daß er sich kürzer fassen müsse, als er beabsichtigt hatte. Er zählte in wenigen Sätzen auf, was der Rath der Komthurei zur Last lege, und forderte Bestrafung der Schuldigen wie auch Ersatz des Schadens.

Hätte er umständlicher gesprochen, so wäre er nicht zu Ende gekommen, denn er hatte das letzte Wort noch nicht heraus, als der Komthur losbrach.

„Seid Ihr von Sinnen! Oder habt Ihr Eurem gestrigen Rausch nicht ausgeschlafen? Verantworten sollt Ihr Euch, und Ihr scheint mich zur Verantwortung ziehen zu wollen. Was redet Ihr mir da von hundert Mark? Was, zum Teufel, kümmern mich Eure Hundert Mark!“

„Erlaubt mir die Frage,“ sprach rasch Herr Wynnmann in entschiedenem Tone, „haben die Dienst-

leute des Ordens mit Eurem Wissen oder ohne dasselbe die Brücke zerhauen?"

„Was Dienstleute des Ordens gethan haben, das wird der Orden verantworten," versetzte der Komthur wüthend. „Aber Ihr! Es handelt sich um Euch. Wie wagt Ihr überhaupt, mir von der Brücke vorzuerzählen, welche zu bauen Ihr kein Recht und keine Erlaubniß habt! Wie wollt Ihr Euch der Brücke wegen entschuldigen?"

„Die Brücke ist auf dem Grunde der Stadt gebaut," erklärte Wynmann. „Beide Ufer sind Eigenthum der Stadt. Wir werden den Bau verantworten und von jetzt ab auch sorgfältig hüten und schützen. Aber Ihr, Komthur, habt Ihr bedacht, welche Schmach Ihr auf den Orden ladet bei allen wohlgesitteten Leuten, auch in Deutschland, wenn Ihr Euch an einem nützlichen Werke, mit unsrem Schweiße und Gelde erbaut, durch schlechte Buben vergreift?"

„Und ich sage Euch," donnerte der Komthur, „Ihr durftet und dürft die Brücke nicht bauen gegen den Willen des Herrn Meisters, der auch Euer Herr ist. Niederreißen sollt Ihr sie. Thut Ihr das nicht, so wird der Orden es thun. Arbeitet nur weiter. Was Ihr in zehn Tagen errichtet, das will ich in sechs Stunden vernichten."

Herr Wynmann zuckte die Achseln, als wolle er sagen, das müsse man abwarten. Herr Johann schwieg nun aber nicht länger.

„Ihr werdet besser thun, wenn Ihr es nicht versucht," sprach er hitzig. „Ich möchte Euch über-

haupt rathen, die Ordensleute abzuhalten, in Waffen zum Schaden der Bürger durch die Stadt zu gehen. Es ist genug Unfug verübt. Die Stadt wird weitere Verbrechen hindern."

"Ihr wollt die Ordensangehörigen hindern!" höhnte der Komthur. "Wie wollt Ihr sie hindern?"

"Wir haben Waffen, Komthur."

"Die Bürger haben bewiesen, daß sie zu kämpfen vermögen."

"Treibt es nicht aus das Aueßerste, Komthur."

"Ihr könntet den Kürzeren ziehen."

So riefen die gereizten Rathmänner durcheinander.

"Ihr droht!" schrie der Komthur in heller Wuth, "Ich sage Euch, wenn ich fallen soll, möchte ich lieber unter Euren Händen, als von den Händen der Heiden sterben — so willkommen ist mir der Kampf gegen Euch."

Alle schwiegen eine Weile. Alle schienen zu fühlen, daß man von beiden Seiten zu rücksichtslos vorgegangen war.

"Wenn Ihr solche Ansichten hegt, Komthur," hob endlich Herr Wymann mit einem tiefen Athemzuge an, "wie sollen wir dann ferner neben einander bestehen? Wie sollen wir mit Euch auskommen als Nachbarn in einer und derselben Stadt?"

Düster blickte der Ritter noch eine Weile auf die Rathmänner.

"Ich werde noch heute zum Meister senden und seine Befehle einholen," versetzte er dann ruhiger.

„Erlaubt uns,“ sagte ein Rathmann, „daß wir von Seiten der Stadt ebenfalls Boten an den Herrn Meister senden, damit er auch von uns den Verhalt der Dinge erfahre.“

„Ich kann Euch daran nicht hindern,“ knurrte der Komthur. „Ihr kennt den Weg.“

„Gebt uns wenigstens die Zusicherung, daß die Ordensleute Frieden halten, bis unsere Boten zurückkehren,“ sprach Wynnmann.

„Frieden!“ lachte der Komthur. „Ihr redet, als ob wir schon im Kriege lägen. Gut, sei es so. Ihr sollt Frieden haben auch noch acht Tage nach der Rückkehr, wollen wir sagen, bis zur Hälfte des Monats.“

„Bis zum fünfzehnten Juni sind wir gegen alle Ausschreitungen Eurer Leute gesichert, darauf gebt Ihr Euer Wort?“

Der Komthur nickte.

„Bis zum fünfzehnten, so sicher wie bisher.“

„Wie bisher!“ fuhr Herr Johann auf. „Bisher sind wir eben nicht . . .“

„Genug!“ rief der Komthur wieder zornig. „Ihr habt mein Wort. Ihr seid entlassen.“

XII.

Der Pater Anselmus, der Schreiber der Riga'schen Komthurei zu Sanct Jürgen, ritt nun in Begleitung eines Ritters und einiger Knechte nach Wenden, um dem Ordensmeister als Zugabe zu dem Bericht Schetteler's und Webendorfs mit allen diplomatischen

Künften klar zu machen, daß der Uebermuth der auf-
rührerischen Städter die äußerste Grenze überschritten
habe und blutig gedämpft werden müsse. Der Rath-
mann Wynnmann nebst dreien seiner Collegen, geleitet
von einem ansehnlichen Trupp reisiger Kaufleute mit
ihren Knechten, nahm denselben Weg, um im Namen
der Stadt über das zuchtlose Wesen der Romthurei-
leute Klage zu führen und den Meister zu erneuter
Anerkennung der Stadtrechte zu bewegen.

Unterdessen gab es in der Stadt und deren
Nähe wenig anderes Gerede, als von dem Zwiste des
Rathes mit der Romthurei, und wenn ein Gespräch
auch mit geschäftlichen oder persönlichen Dingen begann,
so ging es in kurzer Zeit auf die Frage über, womit
der Streit enden werde und was die Boten vom
Meister bringen würden. Jedoch begriffen nur Wenige
in vollem Umfange, was auf dem Spiele stand. Zu
diesen Wenigen gehörten außer dem Romthur der Erz-
vogt und — der Unterprior der Dominikaner. Aber
nur der Erzvogt würdigte nach Gebühr das ganze
Elend, welches ein Bürgerkrieg über die Stadt und
einen Theil des Landes heraufbeschwören mußte. Er
wäre bereit gewesen, die größten Opfer zu bringen,
wenn er dadurch den Frieden hätte erhalten können
— wirklichen Frieden, denn der Zustand, welcher in
den letzten Jahren zwischen der Stadt und dem Orden
geherrscht hatte, ließ sich nur im Spott Frieden nennen.

Der Erzvogt nahm mit dem Dompropste Rück-
sprache, fand jedoch bei dem geistlichen Herrn nicht
das erwartete Entgegenkommen, dafür aber um so

mehr Zurückhaltung, Unentschlossenheit und Bertröstung darauf, daß die schlimmsten Erwartungen nicht eintreffen würden. Sein Drängen, im Falle eines ungünstigen Bescheides solle die Stiftsritterschaft geboten werden und sich mit der Bürgerschaft vereinigen, blieb ohne bestimmte Antwort. Seine Meinung, daß Nachgiebigkeit dem Orden gegenüber nicht mehr am Plage sei, wurde aber gut geheißsen und bestärkt.

Der Unterprior der Dominikaner besuchte den Erzvogt. Dieser war nicht wenig erstaunt darüber, denn der finstere und wortfarge Mönch knüpfte mit Niemand Bekanntschaft an und verließ fast nie das Kloster. Trotzdem wußten Alle von ihm und betrachteten ihn mit Neugier, wenn er sich zeigte. Ueber ihn ging das Gerücht, er sei in früherer Zeit selbst Krieger und Ritter gewesen, habe im Grimm über ihn widerfahrenes Unrecht die Rutte genommen und hasse Alles, was Ritter heiße, wie den Tod.

Der Unterprior beglückwünschte den Erzvogt wegen seines Auftretens gegen den Komthur und deutete in kurzen, aber markigen Zügen die Nachtheile an, welche die Stadt von der Frechheit der Ordensleute erleiden müßte, falls diesen nicht hinreichend fester Widerstand geboten würde.

Der Erzvogt begriff, daß der Zweck des Mönches sei, ihn anzustacheln, und darum fragte er, ob derselbe im Namen des Klosters und Priors komme. Der Gefragte erklärte mit grimmigem Lächeln und unbeschränkter Offenheit, er habe keinen Auftrag und spreche nur von sich selbst. Er könne das aber, denn im

Falle des Kampfes, welchen er für seine Person als unvermeidlich ansehe und auch nicht zu vermeiden wünsche, sage er dem Erzbogte die volle Unterstützung des Klosters zu und werde zeigen, daß er der Mann sei, sein Versprechen zu halten. Der Erzbogt fühlte bei den Worten des unheimlichen Gefellen unwillkürliches Vertrauen und die Herren schieden mit einem kräftigen Handschlage, nachdem der Mönch das Haupt der Stadt aufgefordert hatte, sich keinen Hoffnungen wegen der Antwort des Meisters hinzugeben und gleich die Vorbereitungen zum Kriege zu beginnen.

In schweren Sorgen blieb der Erzbogt zurück, während der Unterprior durch die Straßen zum Kloster schritt und unzufrieden auf die harmlosen Bürgerleute sah, welche ihm begegneten, ihn grüßten und mitunter um den Segen baten. Sie sprachen untereinander natürlich von denselben Sachen, die ihm im Kopfe herumgingen, aber noch Niemand dachte daran, nach den Waffen oder der Rüstung zu schauen oder sein Haus für den Krieg zu bestellen. Den Krieg betrachteten sie als eine Möglichkeit, die einmal eintreten könnte, aber noch recht fern läge.

Wie in allen Häusern, so lieferte auch in der Verkaufsstube des Kräutners Bernhard der Streit mit den Rittern den Stoff der Unterhaltung zwischen den kaufenden und naschenden Besuchern. Diese waren selten so zahlreich erschienen wie in den drei Tagen, während welcher die nach Wenden geschickten Boten erwartet wurden. Die Erklärung dafür lag nicht fern. Die jungen Leute der wohlhabenden Familien und mit ihnen auch ältere

Herren und Frauen waren durch die letzten ungewöhnlichen Ereignisse einigermaßen aus dem alltäglichen Geleise gekommen, suchten mehr das Zusammensein mit Bekannten und Genossen, waren mehr auf den Straßen als sonst und — ein Gang zum Kräutner lag dann nahe genug auf der Hand.

Gertrud benutzte in diesen Tagen oft die gute Gelegenheit, welche sich ihr bot, die Verkaufsstube und die Wohnung zu verlassen. Wenn in der ersteren gerade eine größere Gesellschaft zusammengekommen war, welche über die Tagesereignisse schwatzte, und in der letzteren das Kind schlief oder mit der Magd ruhig spielte, sprang sie über den Hof zum Pförtchen. Sie that es selten unnütz, denn kaum streckte sie ihr bleicher und magerer gewordenes Gesichtchen heraus, so eilte auch schon Bruno, der Zimmermann, von der Ecke heran.

Bruno war von den Ordensleuten auf der Brücke nicht sanft angefaßt worden. Er hatte es Anfangs in der Hitze des Kampfes und in der Aufregung nicht gespürt. Als er jedoch durch die herbeigekommene Thorwache losgebunden war, da hatte es sich herausgestellt, daß er seine Arme kaum bewegen konnte — so schmerzten seine Glieder, besonders die Brust und die Schultern, von den erhaltenen Quetschungen und Stößen. Er war vom Baumeister auf einige Tage beurlaubt und brachte den größten Theil der Zeit in der Nähe der Kräutnerei zu, um Gertrud so oft wie möglich zu sehen und in kurzen Unterhaltungen mit ihr Pläne zu schmieden, die von beiden sogleich wieder als unbrauchbar verworfen wurden.

War Bruno zufällig nicht da, dann huschte Gertrud wohl auch gebückt unter den Fenstern der Kräutnerei vorüber und schräg über die Straße zur Badestube, um mit des Badestübers Anna einige Worte zu wechseln.

Anna hatte beschlossen, die ihr von Johanna, der Ehefrau des Kaufmanns Walter, angetragene Stelle nicht anzunehmen. Sie hatte dafür zwei Gründe. Erstens mochte sie sich von dem ungebundenen Leben in der Badestube nicht lossagen, wo sie die Gebieterin spielte und zum Theil auch war. Zweitens hatte sie Mitleid mit ihrer Freundin Gertrud, der es bei der Stiefmutter gar zu schlecht ging. Ihr war der Gedanke gekommen, daß es gut wäre, wenn Gertrud den Dienst bei Frau Johanna annähme. Gertrud war sogleich willig gewesen. Anna hatte ohne Säumen Frau Johanna und Herrn Walter den Vorschlag gemacht. Beide hatten zugestimmt, denn das hübsche, bescheidene Kind, welches ihnen stets das Kraut zum Mittagessen über die Straße zutrug, gefiel ihnen fast noch mehr als des Badestübers schlagfertige Tochter. Die Sache war aber nicht zu Stande gekommen, weil der Kräutner Bernhard seine Einwilligung verweigerte. Als Gertrud ihn bat, er möchte ihr erlauben, einen Dienst anzunehmen, war er erst starr vor Entsetzen gewesen und dann aufgebraust. Seine, des ehrbaren Bürgers Bernhard Tochter solle in einem fremden Hause um Lohn schaffen wie eine schlechte Magd oder gar eine Iettische oder livische Dirne! Da wolle er eher, daß sie in der Düna ertrunken läge und er mit ihr. Er war mehrmals auf das Thema zurückgekommen, und zwar jedes

Mal sanfter, aber bei der Weigerung hatte er verhartet, und Frau Alheid hatte zu der Frage noch nicht Stellung genommen, so daß ihre Meinung einstweilen unbekannt blieb.

Die nicht leicht verzagende Anna hatte sich zum zweiten Male an Frau Johanna gewandt und gebeten, Herrn Walter zu bewegen, daß er mit Bernhard spreche. Der Bitte des reichen Kaufmannes und Kunden, hoffte sie, werde der Kräutner den Willen thun. Hier war sie aber auf den entschiedenen Widerstand Walter's gestoßen. Der peinlich gewissenhafte Mann schlug die Bitte rund ab. Er wollte in einer Sache, die ganz der väterlichen Gewalt und Einsicht anheimzugeben sei, nicht mit einem einzigen Worte eingreifen. Gebe Bernhard aus freiem Entschlusse nach, so werde er das Kind hüten und halten, als ob es sein eigenes wäre, aber des Vaters Entschluß beeinflussen — nie.

Nun drang Anna täglich in Gertrud, dem Vater keine Ruhe zu gönnen und ihm beständig mit der Bitte um Entlassung in den Ohren zu liegen, bis er die Geduld verliere; und täglich kam Gertrud zu ihr gelaufen und klagte, daß sie den Muth dazu nicht finde. Die Gespräche Gertruds mit Bruno drehten sich ebenfalls um die Frage, wie des Vaters Einwilligung zu gewinnen sei, denn mit dieser wäre Gertrud auch den Augen und täppischen Zudringlichkeiten des Wechslers Gottfried entzogen gewesen. Die Liebenden strengten ihr Hirn an und brachten die allerunmöglichsten Gespinnste zum Vorschein, so daß sie selbst darüber lachen mußten, wobei mitunter freilich auch Thränen flossen.

So standen sie wieder auf der Straße vor der Pforte und wieder einmal hatten sie nichts erdenken können und blickten traurig vor sich nieder auf den breiten, ausgetretenen Stein, welcher vor der Pforte lag, als ob sie auf ihm einen guten Rath zu lesen hofften. Sie waren so vertieft, daß sie gar nicht darauf achteten, wie nicht fern hinter der Ecke eine kreischende Stimme sich hören ließ. Sie bemerkten es auch nicht, wie bald darauf der Barfüßermönch Bertold in die Straße bog, und gerade, als Gertrud in ihrer Verzweiflung die Arme um Brunos Nacken schlug und den Zimmermann recht herzlich küßte, um ihn zu trösten und ihm neuen Muth einzuflößen, erhob der Barfüßer wieder die Stimme.

Die jungen Leute fuhren auseinander und blickten erschreckt und mit Staunen auf den Mönch, um welchen sich schnell einige Menschen schaarten, die theils ihm gefolgt waren, theils aus den nächsten Pforten und Thüren gelaufen kamen.

„Heraus, heraus, ihr Männer von Riga! schrie der Mönch. „Heraus aus den Kammern und Werkstätten! Rüstet Euch! Waffnet Euch! Der Satan kommt über Euch. Und der Satan, das ist der Orden. Hoffet nicht auf den Meister, denn der Meister ist der oberste Satan, ist der Beelzebub selbst. Schleift Eure Schwerter und Spieße! Seht nach Euren Hauben und Schilden! Heraus, Ihr Bürger! Heraus, Alt und Jung, heraus!“

„Das ist Unfug,“ sagte der gelehrte Meister medicus Tidemann zu dem Wechsler Gottfried, mit

welchem er gemächlich anspaziert kam, „das ist Unfug! Der Erzvogt sollte das nicht gestatten. Das Verhältniß zwischen den Bürgern und den Rittern ordinis teutonicus ist schon schlecht genug. Der Mönch heßt die Leute noch mehr auf. Der Haß ist eine Krankheit, ist auch ein morbus ardens. Die Menschen, welche sich gegenseitig hassen, sind tali morbo affecti. Da soll man hübsch lindern, lenire sive mitigare, aber nicht incitare. Sonst nimmt die Hitze zu und es entsteht wohl gar der Brand. Dann schlagen die Menschen einander todt. Der Erzvogt müßte dem grauen Mönche das Aufheizen verbieten.“

„Was stehst Du müßig bei der Dirne, Geselle!“ rief der Barfüßer, welcher eben vor der Pforte des Kräutners angelangt war, zu Bruno gewandt. „Warum hast Du Deine Rüstung nicht an? Der Satan ist los und will über Dich herfallen, und Du läßt Dich von der Dirne umarmen, die auch vom Satan ist, denn sie ist schamlos! Eile nach Hause und sieh nach Deinen Waffen, Geselle!“

Gertrud hatte gleich bei den ersten Worten das Pfortchen hinter sich zugeschlagen und Bruno machte sich zur Eile aus dem Staube, während die Menschen auf der Straße lachten und der Mönch weiter zur Badestube ging, wo er seinen Aufruf wiederholte.

Gottfried, der Wechsler, hatte aber den Kopf gehoben und den Hals gedreht wie ein Puterhahn.

„Ei, ei, sieh doch!“ sprach er. „Das ist gar die Gertrud des Bernhard! Steht auf der Gasse mit ihrem Zimmermann! Will nicht lassen von dem Lumpen, dem

Habenichts. Hält schlechte Zucht, der Kräutner, läßt das Mädchen verderben.“

„Das ist der *sexus, domine*,“ sagte Tidemann. „Das ist natürlich, ist der Zug zwischen dem *genus masculinum* und *genus femininum*. Der Zug ist in der Jugend am stärksten, und es ist noch kein Verstoß gegen die Zucht und kein Verderben, wenn eine Dirne und ein junger Mann zusammen stehen.“

Gottfried hörte aber nicht auf die Erklärung. Böse trat er in die Stube und veräumte sogar den Gruß, obgleich Frau Alheid zugegen war.

„Haltet schlechte Zucht, Kräutner,“ polterte er „laßt Eure Dirne auf der Straße mit Kerlen schön thun. Wohnt in meinem Hause und habt es billig. Kann es Euch billig geben, bin Gottfried, der Wechsler von der Marktecke. Schickt sich aber nicht für mein Haus, wenn an der Pforte die Dirne steht und Kerle anlockt. Werde Euch kündigen müssen.“

Damit ging er in voller Wuth wieder auf die Straße und weiter, ohne auf Tidemann zu warten, der ihn begleiten wollte.

Ein solches Unwetter hatte sich noch nie über Gertrud entladen wie nach der Anklage und Drohung des Wechslers. Bernhard war außer sich, und es fehlte nicht viel, so hätte er die Tochter thätlich gezüchtigt. Frau Alheid machte in einzelnen verachtungsvollen Schmähworten ihrer Entrüstung Luft.

Bleich und bebend preßte Gertrud die Hände auf das Herz, welches hämmerte und zu zerspringen drohte.

„Laß mich fort, Vater, laß mich fort,“ flehte sie.

„Laß sie doch gehen, Bernhard,“ sagte da Frau Alheid. „Wir haben dann wenigstens die Schande nicht im Hause. Mag sie an fremder Leute Thüren nichtsnußige Kerle locken.“

„Ich halte sie nicht mehr,“ rief der Kräutner, dem der Gedanke auch schon gekommen sein mochte. „Mag sie gehen. Und sie soll gehen. Hörst Du es? Du sollst gehen. Ich will Dich nicht mehr in meiner Wohnung und meinem Laden sehen. Versuche, wie es sich thut unter fremden Leuten. Da wirst Du schon merken, was es heißt, nicht bei den Eltern zu leben. Da wird Dir die Lust vergehen, Unfrieden und Unzucht im Hause zu stiften.“

Gertrud kauerte sich in die Ecke und drückte das Gesicht in die Hände. So saß sie, während die Thränen ihr an den Fingern herabrollten, bis der Vater und die Stiefmutter das Bett aufgesucht hatten. Dann kramte sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, die nur ein kleines Bündel ausmachten, und ging wankend in die Badestube.

Anna lachte vor Freude, als sie erfuhr, daß Gertrud nun frei sei. Sie schalt das Mädchen wegen ihres Weinens eine Närrin, sprach ihr Trost zu, beherbergte sie über Nacht und brachte sie am Morgen zu Frau Johanna.

XIII.

Die als Boten abgesandten Rathmänner kehrten aus Wenden zurück und brachten schlechteren Bericht, als irgend ein Mensch in der Stadt erwartet hatte.

Der Meister hatte alles vom Komthur Gesagte und Gethane gut geheißten, hatte die Rathmänner höchst unfreundlich behandelt und befohlen, die Stadt solle die Brücke abtragen. Bis das geschehe, werde er alles Eigenthum der Bürger, welches zu Lande oder zu Wasser das Ordensgebiet passire, mit Beschlag belegen. Breche die Stadt dennoch die Brücke nicht ab, so werde er die Letztere durch seine Leute vernichten lassen.

Daraufhin hatte einer der Abgesandten sich veranlaßt gefühlt, auszusprechen, die Bürgerschaft werde das nicht zulassen. Der Meister aber hatte grimmig geantwortet, dann werde sich zeigen, wer im Kampfe tüchtiger sei, der Orden oder die Stadt. Die Brücke müsse fort, hatte er hinzugefügt, und sollte der Orden darüber zu Grunde gehen.

Die Kunde erfüllte den Rath und die Kaufmannschaft mit Entsetzen. Die angedrohte Zerstörung der Brücke ging ihnen nicht so nah, denn das war ein Uebel, welches mehr oder minder fern lag, aber die verkündete Beschlagnahme der unterwegs befindlichen Güter — das war eine Maßregel, welche den Handel zu Grunde richten mußte, und der sich gar nicht vorbeugen ließ, da sie sogleich in's Werk gesetzt werden sollte. Die Herren wurden ganz wild bei dem Gedanken, daß fast jeder von ihnen eben eine Waarensendung abgefertigt hatte oder erwartete.

Einige Hisköpfe, vor Allen der alte Johann von Nigemünde, drangen darauf, die Gesellschaft der reisigen Kaufleute solle gleich aufsitzen und die bei der Stadt liegenden Schiffe sollten ohne Säumen zum Kampfe

ausgerüstet werden, um die Landwege und den Fluß von Ordensleuten zu säubern, wo sich solche sehen ließen. Die Mehrzahl war jedoch dafür, es noch einmal mit Güte zu versuchen und neue Unterhandlungen mit dem Orden anzuknüpfen, damit das aber möglich werde, die Vermittelung des Domcapitels anzurufen.

Der Dompropst ließ sich bereit finden und das Capitel stimmte bei. Der Propst mochte bedenken, daß er mit dem Stifte am geborgensten sei, so lange Verhandlungen im Gange wären. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn die Verhandlungen sich bis zur Rückkehr des Erzbischofs hätten hinziehen können. Er ließ also bei dem Komthur anfragen, und dieser konnte dem hohen geistlichen Herrn die Zusammenkunft nicht versagen.

Ob der Dompropst während der Zusammenkunft viel zu Gunsten der Stadt vorbrachte, blieb Geheimniß. Der Erfolg der Unterredung war jedoch, daß der Komthur zusagte, nochmals eine Gesandtschaft des Rathes zu empfangen.

Die Rathsmänner traten diesmal demüthiger auf und baten, der Komthur möchte bei dem Herrn Meister dahin wirken, daß Alles bleibe, wie es jetzt sei, bis der Erzbischof zurückkehre. Der Erzbischof möge sich dann selbst mit dem Meister einigen, und wenn sich dabei ergeben werde, daß die Brücke wirklich mit Unrecht gebaut sei, so wolle die Stadt sie abbrechen und außerdem jede beliebige Geldbuße zahlen.

Der Komthur lehnte die Vermittelung kurz ab und wurde grob, als die Herren ihm zu viel vor-

redeten. Sie baten darauf, er möchte ihnen gestatten, abzutreten und die Sache zum letzten Male in voller Versammlung zu besprechen. Das erlaubte er.

Als die Herren nach der Sitzung wiederkehrten, machten sie ihm feierlich die Anzeige, die Stadt appellire an den Papst und lege die ganze Angelegenheit in die Hände des Stellvertreters Christi.

Das war ein recht feiner Schachzug von Seiten des Rathes. Der Orden war nach seiner Regel das Heer des Papstes und ihm zum Gehorsam verpflichtet. Die Stadt war als Besitz des Erzbischofs ebenfalls Eigenthum des Stuhles des heiligen Petrus. In einem Streite zwischen Untergebenen eines und desselben Herrn mußte bei einer Berufung auf diesen Herrn natürlich jede Feindseligkeit bis zu seiner Entscheidung ruhen.

Diese Rechnung war insofern nicht richtig, als der Orden seit dem Kaiser Rudolph dem Habsburger sich auch als Stand des Deutschen Reiches betrachten konnte und je nach seiner Bequemlichkeit sich bald päpstlich und bald kaiserlich nannte. Diesmal kehrte der Romthür, der Zustimmung des Meisters gewiß, die kaiserliche Seite heraus und lachte über die Appellation.

„Der Papst dürfte Euch zu fern sein,“ meinte er. „Und übrigens, wenn er auch näher wäre, ja unter Euch selbst wohnte, so müßte er uns das Unserige lassen, ob er wollte oder nicht! Gebt Euch keine Mühe. Wir selbst wollen Euer Papst sein.“

Erschreckt und empört über diese nie gehörte Rede kehrten die Abgeordneten heim.

Während der folgenden Tage gab es in der Rathsverammlung Hader und Uneinigkeit die Fülle. Dem Erzbvogt gelang es nur mit Mühe, den Anstand einigermaßen aufrecht zu erhalten und den Streit nicht in Thätlichkeiten auszarten zu lassen. Die schlagbereitesten der Herren mit Johann von Rigemünde an der Spitze beschuldigten den Rath und Vogt der Feigheit, ja des Einvernehmens mit den Rittern. Sie wurden dafür von den Vorsichtigsten und Aengstlichsten, welche Frieden um jeden Preis verlangten, Aufrührer und Stadtverderber genannt. Kaum stand die Sonne am Himmel, so versammelte sich der Rath, und die erste Frage war immer, ob irgend eines Kaufmannes Gut bereits geraubt sei. Aber ein Tag verging nach dem andern und die unterwegs befindlichen Waaren trafen unbeschädigt ein. Die Ritter schienen unthätig und die Drohung des Meisters erfüllte sich nicht. Der Rath und die Kaufmannschaft athmeten mit jedem neuen Morgen freier auf und die Meinung wurde immer stärker, daß die Ankündigung der Appellation an den Papst ihre Wirkung doch nicht verfehlt habe.

Der Erzbvogt hegte diese Hoffnung nicht. Er rieb sich auf in rastloser Thätigkeit. Er vermittelte zwischen den Parteien im Rathe. Er veranlaßte die Häupter der reisigen Kaufleute, ihre Leute und deren Waffen, Rüstungen und Pferde in guten Stand zu setzen. Er trieb die Gilde des heiligen Kreuzes und die anderen Genossenschaften an, sich für jeden Fall kampfbereit zu machen. Er besichtigte die anwesenden Schiffe der Stadt und drang auf hinreichende Be-

mannung und Ausrüstung. Er sorgte für genügende Bewachung der von den Ordensleuten schon einmal beschädigten Brücke, an deren Vollendung mit verdoppelter Hast gearbeitet wurde. Er machte Rundgänge, um sich zu überzeugen, daß die Pforten in der Stadtmauer namentlich bei Nacht gut bewacht würden. Dabei besprach er sich häufig mit dem Stiftsvogte, welcher ihm die gegenwärtige Ohnmacht des Dompropstes und des Stiftes klar legte, und hatte mehrere Zusammenkünfte mit dem Unterprior der Dominikaner. Er lernte den Letzteren immer mehr schätzen, obgleich dessen Haß gegen den Orden ihm unheimlich vorkam, und nach jeder neuen Unterredung schüttelten sie sich kräftiger die Hände.

So kam der 14. Juni heran, da begannen die Ritter plötzlich sich zu rühren. Schon früh am Morgen meldeten die Späher, durch welche der Erzvogt beständig Sanct Jürgen bewachen ließ, daß ohne Unterlaß Fuhren mit Steinen einträfen, wie sie zum Schleudern aus Wurfmaschinen benützt würden. Bald darauf wurde berichtet, es sei ein ganzer Troß solcher Maschinen angekommen nebst vielen Wagen mit Proviant. Im Laufe des Tages erschallte aus den Höfen des Ritterstizes Pferdegestampf, Waffengeklirr und vielstimmiges Rufen und Befehlen. Reitertrupps entfernten sich über die Rige. Andere zogen ein. Am Nachmittage rückte eine Schaar von wohl fünfhundert Fußknechten über die Zugbrücke. Gegen Abend wurden sämmtliche Thore Sanct Jürgens geschlossen. Ueberall ließen sich die Hauben und Hüte auslugender Schildwachen über

dem Mauerkränze sehen, und Leute, die zufällig oder aus Neugier in die Straße an der Mauer geriethen, wurden fortgeschleucht und mit gespannten Armbrüsten bedroht. Auf einen Bürger, der nicht schnell genug gehorchte und zögerte, sich aus dem Staube zu machen, wurde ein Bolzen abgeschossen, der ihm glücklicher Weise nur durch die lose Jacke fuhr.

Nun war die Sache auch Leuten mit schwerem Begriff auf einmal klar: der Meister hatte den vom Romthür bis zum Fünfzehnten zugesagten Frieden eingehalten, und morgen begann der Krieg.

Es gab nicht Viele in der Stadt, die in dieser Nacht ein Auge schlossen, und Manchem lief es eiskalt über den Rücken, wenn er sich immer und immer wieder sagen mußte, daß die schlimmste aller Plagen, der erbarmungslose Bürgerkrieg, in der Stadt bereits Fuß gefaßt habe und daß mit dem Aufgange der Sonne seine Schrecken beginnen würden. Viele Hausväter, von den Frauen schon nicht zu reden, hätten gewünscht, die Sonne ginge gar nicht auf.

Der Erzbischof ließ sich nicht säumig finden. Er rief die Bürgerschaft der alten wie der neuen Stadt unter die Waffen. Die wenigen Nachtstunden hindurch regte es sich in den Häusern und Straßen wie in einem Ameisenhaufen, und als die Sonne emporstieg, befanden sich in der Nähe aller Mauerpforten ansehnliche Schaaren derber Städter, bereit, etwaigem Anstürmen der Ordensleute die Spitze zu bieten. Auf dem Friedhofe von Sanct Peter stand der Kern, die Gilde des heiligen Kreuzes mit ihrem Banner, um

schnell bei der Hand zu sein, falls die Ritter einen Ausfall in die innere Stadt beabsichtigten. Die Gesellschaft der reisigen Kaufleute campirte mit ihren Rossen ebenfalls auf dem Plage und in den Straßen vor Sanct Peter, um aufzusitzen und mit den langen Lanzen die Ritter abzuwehren, wenn diese den Versuch machen sollten, beritten hervorzubrechen und die Fußkämpfer niederzureiten. Die Stadt war in ein Heerlager verwandelt. Die Frauen und Mägde trugen in Schaaren den Männern die Morgensuppe zu.

Die Ereignisse des vorigen Tages und der Waffenlärm in der Nacht waren natürlich auch dem Domcapitel im Stifte nicht verborgen geblieben, und die Gewißheit, daß der Krieg da sei, rüttelte die frommen Herren aus ihrer Bequemlichkeit. Sie versammelten sich zur Sitzung und beschloffen einstimmig, ihr ganzes Gewicht in die Wage zu werfen und im Namen des Erzbischofs mit Entschiedenheit einzuschreiten. Vollzählig, mit dem Propste an der Spitze, warfen sie sich in ihre weißen Paradegewänder und schritten unter Geleitung der Stiftsbediensteten und des Stiftsvogts mit seinen Reitern nach Sanct Jürgen zum Komthur.

Der Hauskomthur war nicht allein. Mit ihm zusammen empfing sie der Ordensmarschall, der Feldoberste der deutschen Ritter in Livland, welcher seinen Sitz im Schlosse Segewold hatte. Aus der Anwesenheit dieses hohen Gebietigers mußten sie schließen, daß der Krieg mit der Stadt bitterer Ernst war, und daß der Orden umfangreiche Vorbereitungen getroffen hatte. Dieses Bewußtsein veranlaßte die Domherren, ihre

ganze geübte Redekunst aufzubieten. Ihren Vorstellungen gelang es, einen Aufschub auszuwirken, während dessen sie selbst zum Meister reiten und mit ihm unterhandeln sollten. Der Marschall ging endlich noch weiter und bewilligte einen Waffenstillstand, freilich nicht bis zur Rückkehr des Erzbischofs, wie die Herren wollten, aber doch auf drei Wochen, gerechnet von der Rückkehr der Domherren aus Wenden — natürlich mit dem Vorbehalt der Bestätigung des Meisters.

Froher Jubel zog in die Herzen der städtischen Bevölkerung. Die Kriegerabtheilungen lösten sich auf. Die Pferde wurden abgefattelt, um friedlicheren Aufgaben zu dienen, die Harnische abgelegt, die Waffen an die Wand gehängt. Der Pöbel aber, welcher bis dahin wenig sichtbar gewesen war, begann sich zusammenzurotten und Kampfgelüste an den Tag zu legen, als die Bürger abrüsteten. Er mußte mit Gewalt auseinander gejagt werden. Die Glocken aller Kirchen läuteten und riefen die Leute zu inbrünstigem Dankgebete. Allgemein gab man sich der Hoffnung hin, daß der Stillstand nicht anders als mit völligem Ausgleich und Frieden enden werde.

Der Erzbogt that jedoch seine besorgte Miene nicht ab und schüttelte den Kopf zu den Glückwünschen der kurzichtigen Rathmänner und Gildenvorsteher. Er hatte bereits eingesehen, daß die Ritter langsam und ohne Ueberstürzung vorgingen, aber keinen Schritt zurück machten. Darum sah er den neuen Aufschub nur als einen Beweis dafür an, daß die Ordensgebietiger die volle Schwierigkeit des Kampfes erkannten und sich noch

nicht gerüstet genug wähten. Der Unterprior, welcher sich wieder einfand, bestärkte ihn in dieser Ansicht. Beide saßen bis in die Nacht hinein zusammen und kamen diesmal zur Einigung und zum Abschlusse.

„Es bleibt dabei,“ sagte der Mönch beim Abschiede. „Sobald sie anfangen zu bauen.“

„So bleibt es,“ nickte der Erzvogt. „So lange sie es nicht thun, will ich ebenfalls nichts Herausforderndes unternehmen.“

Gleich am folgenden Tage ritten die Domherren aus der Stadt. Zu ihrem Schutze zog nur ein kleiner Trupp stiftischer reifiger Knechte mit, denn der Marschall hatte ihnen sicheres Geleit zugesagt und ritt selbst mit seinem Gefolge nicht gar weit vor ihnen her.

Der Meister zeigte sich nicht so nachgiebig wie der Marschall. Er hielt fest an dem Bescheide, welchen er den Rathmännern ertheilt hatte, und bestätigte nur widerwillig den vom Marschall zugesagten Stillstand zwischen der Stadt und der Komthurei von Sanct Sürgen, aber eben nur diesen Stillstand — das betonte er — und auch mit der Einschränkung, daß jede der Parteien ihn früher brechen dürfe, wenn sie acht Tage vorher kündige. Weiteres konnte das Domcapitel von ihm nicht erlangen und traf nach fünf Tagen im Rigaschen Stifte ein, wo es sich lange Zeit von der Anstrengung der Reise bei guter Kost und Pflege erholte.

Raum waren die Herren zu Hause, so zeigte es sich, was der Meister damit gemeint hatte, daß er den Waffenstillstand nur zwischen der Stadt und der Komthurei

betont hatte. Seine Drohung, wegen der Brücke Beschlag auf der Städter bewegliches Eigenthum zu legen, hielt er aufrecht, und fast mit den Domherren zugleich erschienen in der Stadt Fuhrknechte und meldeten, daß die von ihnen geleitete Fracht sammt Wagen und Pferden von Ordensleuten weggenommen sei. Ebenso trafen zu Boot erwartete Güter nicht ein und die Nachforschungen ergaben Beschlagnahme durch Ordensleute.

Dieses Vorgehen des Meisters erweckte schwere Bedenken, zumal zugleich auf dem Stadtmarkte die Landleute mit den sonst zum Verkauf angeführten Lebensmitteln auszubleiben begannen und man erfuhr, daß die Ordensleute alle Wege sperrten und die Zufuhr abschnitten. Gar jämmerlich sank aber erst den Bäckern und dann den übrigen Städtern der Muth, als die Kornfuhrn, welche in die Ordensmühlen zum Mahlen kamen, von Ordensleuten als gute Beute beansprucht und nicht mehr ausgeliefert wurden. Eigene Mühlen besaß die Stadt aber nicht, denn sie hatte es bisher in den Mühlen, welche vom Romthur in der nächsten Nähe angelegt waren, bequem und billig genug gehabt. Noth trat ein, der Hunger drohte. Viele Familien nährten sich von einigem Gartengemüse und von Brod, zu welchem sie selbst schlechtes Mehl auf Handmühlen mahlten.

Wieder verlangte Johann von Rigemünde mit einigen Hitzköpfen, die Landstraßen sollten durch Reifige von den Wegelagerern gesäubert, die Mühlen sollten mit bewaffneter Hand gestürmt und genommen werden. Auch diesmal drang er nicht durch, denn die Meisten

betrachteten einen hungrigen Waffenstillstand als ein Glück im Vergleich zum offenen Kriege, welcher dadurch begonnen gewesen wäre. So war man, wenn man manchmal auch nicht wußte, was man essen sollte, in der Stadt doch wenigstens seines Lebens sicher.

In dieser Noth schrieb der Rath nach Lübeck. Der dortige Rath wurde mit dem Streite und der angeblichen Ursache des Streites, der Brücke über die Rige, bekannt gemacht und ersucht, mit den übrigen Hansestädten in Besprechung zu treten und bei dem Hochmeister des deutschen Ordens zu Gunsten des Hansegliebes Riga vorstellig zu werden, einstweilen aber schleunigst Mehl zu schicken.

XIV.

„Herr Erzvogt, die Wache auf dem Thurme von Sanct Peter meldet, daß sie anfangen zu bauen,“ sagte der dicke Stadtwachtmeister, welcher damals die beiden Ritter von der Rathssitzung fortgewiesen hatte, indem er hastig in das Gemach trat, wo der Vogt eben sein Frühstück verzehrte.

„Also doch!“ sprach dieser mit einem Seufzer — er hatte nicht geglaubt, daß es anders würde, aber die Gewißheit fiel ihm dennoch schwer auf das Herz.

„Also doch! Wachtmeister, Ihr wißt, was Ihr zu thun habt?“

„Ja wohl, Herr Erzvogt.“

„Fünfzig Mann, die Hälfte mit Speeren, die Hälfte mit Armbrüsten. Dazu die Gewerker.“

„Ja wohl, Herr Erzvogt.“

Der Wachtmeister ging.

„Herr Subprior, der Wächter auf dem Thurme von Sact Johannes meldet, daß sie anfangen zu bauen,“ sagte der Führer der wenigen Soldknechte, welche von den Dominikanern gehalten wurden, indem er in die bescheidene Zelle des Angeredeten trat.

Der Unterprior sprang auf.

„Endlich!“ sprach er mit funkelnden Augen. „Wofangen sie an?“

„Ich bin selbst noch nicht auf dem Thurme gewesen,“ versetzte der Mann, „aber der Wächter sagt, sie haben das Dach an der Ecke aufgerissen, die gegen Saut Peter vorpringt, und hantiren da mit Balkenstücken. Auch anderwärts kribbeln sie auf den Dächern herum.“

„Es ist gut. Ein Trupp Städter wird ankommen, Krieger und Arbeiter. Du läßt sie einrücken und zeigst ihnen, wo sie sich einquartieren. Du hast meine Anordnungen doch nicht vergessen?“

„Wo werde ich, Herr Subprior!“

„Gut. Thue, wie ich gesagt habe!“

Dabei schritt der Unterprior aus dem Gemach und durch die Bogengänge des früheren bischöflichen Palastes zu den Zimmern, in welchen der Prior sich nach Möglichkeit pflegte und das Leben angenehm machte, während sein Gehilfe alle Sorgen und Mühen um das Kloster auf sich nahm.

Der fette Prior saß in seinem reich ausgestatteten Saale in einem kunstreich geschnittenen Armsessel auf einem weichen Kissen. An ein zweites lehnte er den Rücken.

Die zarten, dicken Hände hatte er auf dem gerundeten Bauch gefaltet und behaglich spielte er mit den Daumen, während er mit dem Weine liebäugelte, welcher in einem theuren Glashumpen auf dem Tische vor ihm granatroth funkelte. Ein dienender Bruder des Klosters, ebenfalls mit einem beträchtlichen Bäuchlein und mit einer Nase, deren Spitze fast die Farbe des Weines auf dem Tische hatte, stand, der Befehle des Priors gewärtig, in seiner Nähe am Fenster, an dessen Sims er sich stützte.

„Ah, Bruder Subprior!“ nickte der Würdenträger freundlich, „heran, heran! Sylvester, einen Stuhl für den Subprior! Ja so, benedicat Deus, frater“ — er hob die Hand und segnete. „Wie steht es draußen? Sylvester, einen Becher für den Subprior! Ist mir lieb, ist mir sehr lieb, Bruder. Ah, der Friede, der Friede! Ich kann mich noch nicht erholen von der Aufregung der vorigen Woche. Das war eine schreckliche Zeit. Jeden Tag die Angst, daß nebenan das Schleudern und Schlagen beginnen werde! Später begreift man erst, was der Friede werth ist. Prosit, lieber Bruder Subprior! Der Friede soll gedeihen!“

„Die Nachbarn beginnen sich zu rühren,“ sprach der Unterprior in seiner kurzen, finsternen Art.

Der Vorgesetzte zuckte zusammen und streckte die Hand abwehrend aus.

„Um Gottes willen, um Gottes willen! Nicht so plötzlich, Subprior, nicht so plötzlich! Es ist doch nichts Gefährliches? Nicht, Bruder? Aber halt, halt! Ich muß mich erst etwas sammeln. Ah, es ist ein Unglück, schlechte, unruhige Nachbarn zu haben!“

Er trank von dem Weine und lehnte sich an das Kissen.

„Ich komme mit einer Meldung,“ sagte der Unterprior und bemühte sich, seinem Tone etwas Beruhigendes zu verleihen. Dabei machte er eine Kopfbewegung nach Sylvester hin, der wieder am Fenster stand.

„Halt, halt!“ wehrte der Prior von Neuem, lehnte sich nochmals zurück und schloß die Augen. „Nicht gleich, nicht gleich! Also doch eine Meldung! Sylvester, verlasse die Stube. Bleibe im Vorsaale, Bruder, so lange der Subprior hier ist. Aber nur nicht gleich, Bruder Subprior! Koch ein Weilchen, ein kleines Weilchen!“

Stramm saß der Unterprior auf seinem Stuhle und blickte gelangweilt auf seinen Vorgesetzten. In früheren Zeiten hatte sein Gesicht bei solchen Gelegenheiten Verachtung ausgedrückt. Jetzt war er zu sehr gewöhnt an das Gebahren und empfand nur Langeweile.

„Also was — meldet — Ihr?“ fragte nach einer Pause der Prior zögernd und hob ein wenig die Lider.

„Ich muß erst mittheilen, was ich schon lange weiß, womit ich Euch aber nicht beunruhigen wollte,“ begann der Andere. „Ich ließ Euch darum in der Meinung, daß wir in dem Streite der Stadt mit den Mittern unbetheiligte Zuschauer bleiben würden. Indessen . . .“

„Ja, ja,“ rief der Prior, öffnete die Augen und beugte sich vor, „unbetheiligte Zuschauer, ganz unbetheiligte Zuschauer!“

„Indessen werden wir das nicht durchsetzen können, denn . . .“

„Unbetheiligte Zuschauer!“ rief der Prior noch lauter. „Ich will, daß wir unbetheiligte Zuschauer bleiben. Verstehet Ihr! Ich will, ich befehle es Euch!“

Der Andere lächelte.

„Das ist es, was ich bis jetzt verschwiegen habe, um Euch keine Unruhe zu bereiten. Unser Kloster wird angegriffen werden.“

Weit riß der Prior die Augen auf, öffnete den Mund, breitete die Unterarme aus und fiel an die Lehne des Sessels zurück. Es sah aus, als ob der Schlag ihn gerührt hätte.

„Die Sache verhält sich so. Die Ritter . . .“

„Halt! halt!“ stöhnte der Prior mit Grabesstimme. Die Augen verloren den Glanz und wurden starr.

Der große Mönch vor ihm wußte nicht, ob das Verstellung oder Wahrheit sei. Er brummte vor sich hin, schob die Hand hinter den Kopf des Priors, richtete diesen etwas auf und führte den Humpen an die Lippen. Der Prior trank gierig. Der Untergebene lächelte. So lange er noch trinkt — schien er zu denken — ist es auch nicht gefährlich.

Geraume Zeit verging, beide schwiegen. Der Unterprior schien ebenfalls keine Eile zu haben.

„Wer wird uns angreifen?“ fragte endlich der Prior mit schwacher Stimme.

„Ich bitte Euch, mich ruhig anzuhören und ausreden zu lassen. Wenn ich Euch so unangenehme Nachricht mittheile, so könnt Ihr Euch denken, daß ich auch anzugeben weiß, wie wir die Gefahr abwenden.“

Warum habt Ihr das nicht gleich gesagt,

Bruderherz! Redet, redet! Macht es schnell, domine, Ich höre mit beiden Ohren.

„Sobald der Kampf zwischen den Rittern und Städtern beginnt, werden die . . .“

„Aber er soll garnicht beginnen, Unterprior! Hört Ihr, er soll nicht! Es soll aus dem Waffenstillstande der Friede werden.“

„Die Ritter werden sogleich einsehen, daß sie den Kürzeren ziehen müssen, wenn sie sich auf ihren Raum beschränken, denn sie haben es da . . .“

„Wartet ein wenig,“ unterbrach der Prior und streckte die Hand nach dem Glöckchen aus, welches auf dem Tische stand. „Ich will erst den Sylvester rufen, damit er die Becher . . .“

Unwillig schob der große Mönch das Glöckchen aus dem Bereich des Priors, holte selbst die Kanne von dem bekannten Orte und schänkte den Glashumpen voll.

„Sie haben es in Sanct Jürgen zu eng,“ fuhr er fort. „Weder können sie genügende Besatzung einnehmen, noch Pferde genug unterbringen, um zu rechter Zeit Ausfälle zu machen. Mit einem Worte, sie können von der Ueberzahl der Städter erdrückt werden.“

„Gott gebe, daß Ihr wahr prophezeit, Bruder. Ich wünsche den Städtern den Sieg.“

„Darum werden die Ritter unser Kloster durch einen Handstreich wegnehmen. Dann machen sie aus beiden Besitzungen eine geräumige Festung und lachen den Städtern in's Gesicht.“

„Unser — Kloster? Wo bleiben wir?“

„Wir!“ lachte der Mönch laut. „Uns spießen sie wie Enten, die gebraten werden sollen. Oder sie bestreichen uns mit Pech, zünden uns an und braten uns wirklich.“

Mit der Schnelligkeit eines schlanken Sünglings stand der fette Klosterherr plötzlich auf den Beinen.

„Sie dürfen unser Kloster nicht angreifen!“ kreischte er. „Sie dürfen es nicht! Sie sollen es nicht! Hörst Du, Mensch, ich befehle es Dir, ich, der Prior! Jesus, Maria und Joseph, heiliger Dominicus und Ihr anderen Nothhelfer, steht Eurem Kuechte bei, befreit ihn von den Kindern des Teufels! Wo soll ich bleiben, wo soll ich hin! Subprior, Hilfe! Ich — wer — wie“

Er fiel in den Sessel und bewegte lautlos die Lippen.

Kalt saß der Mönch ihm gegenüber und wartete.

Nachdem lange Zeit vergangen war, stöhnte der Prior und streckte die Hand nach dem Humpen aus. Der Mönch half ihm, das Gefäß an den Mund führen.

„Es giebt nur einen Ausweg,“ sprach er dann geschäftlich. „Wir nehmen eine zahlreiche Schaar wackerer, auserlesener Bürger in das Kloster auf, die . . .“

„Ah!“ rief der Prior erleichtert.

„Die uns schützen und von hier aus den Rittern die Fenster und Dächer zertrümmern, daß die Splitter herumfliegen und Helme und Eisenhauben bersten.“

„Höre, Subpriorchen,“ wandte der Obere freundlich und pffiffig ein, „fragen wird wohl Niemand danach, aber — es könnte doch sein. Womit entschuldigen wir

uns? Wir haben immerhin keine Fehde mit dem Ritterorden.“

Der Mönch lächelte verächtlich.

„Domine,“ sagte er, „wenn wir die Bürger nicht gutwillig aufnehmen, so zwingen sie uns dazu, denn sie werden nicht abwarten wollen, bis die Ritter sich in unserem Kloster festsetzen.“

„Halt, halt, Bruder! Du sagst, sie werden nicht abwarten? Hm, ja so, sie zwingen uns. Ich verstehe. Hm, dagegen läßt sich wenig sagen. Aber, Subprior, werden sie uns wirklich genügend gegen die Teufelsfinder, die Ritter, schützen?“

Der Große winkte wegwerfend mit der Hand.

„Wenn sie auch von dieser Seite das Ritternest fassen können, so ist Sanct Jürgen verloren. Versteht Ihr, domine? Verloren, sage ich, weggewischt vom Erdboden, als ob es nie dagewesen wäre.“

„Das gebe Gott, das gebe Gott,“ sprach der Prior mit Salbung, nippte vom Humpen, faltete die Hände auf dem Bauche und spielte mit den Daumen. „Also sorgt dafür, Subprior, daß sie uns zwingen. Aber hört, Ihr gebt mir Euer Wort, versteht Ihr mich, Euer Ehrenwort als Mann, daß ich keine Gefahr laufe, wenn der Kampf losgeht?“

„Das habt ihr, mein Ritt — mein Wort als Mann, wenn Ihr mir Vollmacht gebt, unumschränkte Vollmacht.“

„Die habt Ihr, Brüderchen, die habt Ihr. Und nun verlaßt mich. Der Herr segne Euch. Ah, wie habt Ihr mich aufgeregt! Hört noch. Laßt ja die

wackeren Bürger gut pflegen. Der Bruder Speisemeister soll nicht knausern, und auch nicht der Bruder Kellermeister. Es kommt darauf nicht an. Geht, lieber Bruder. Ah, wie hat mich das angegriffen!"

XV.

Die im Domikanerkloster einquartierten Bürger hatten es so gut, wie es noch nie Jemandem von ihnen widerfahren war. Sie wurden so reichlich gefüttert und getränkt, daß sie ihre Mägen hätten sprengen müssen, wenn sie Alles, was ihnen gereicht wurde, allein hätten verzehren wollen. Sie halfen sich, indem sie abwechselnd kurzen Urlaub begehrten und ganze Bündel eßbarer Sachen in das eigene Haus zu Frau und Kindern trugen. Der dicke Stadtwachtmeister aber lebte vollends wie der Herrgott in Frankreich und fing an zu merken, daß er sich, wenn es lange währe, neue Riemen an die Panzerstücke werde bestellen müssen, denn die alten schienen zu kurz werden zu wollen.

Der dicke Wachtmeister hatte sich vorher nie träumen lassen, was für eine wichtige Persönlichkeit aus ihm werden könne. Er stellte in weltlicher Hinsicht so ziemlich den befehlenden Herrn und Meister im Kloster vor, denn auch die bisher daselbst gehaltenen Söldner wurden ihm vom Unterprior zugeordnet. Er gebot das Oeffnen und Schließen der Thore, er bestimmte die Schildwachen, er scheuchte zuletzt sogar die Mönche barsch zurück, wenn sie dort auf und nieder gehen wollten, wo er gerade eine Abtheilung seiner Leute zu mustern gedachte.

Der Unterprior ließ ihn gewähren, denn er hatte Anderes zu thun. Er war vom Morgen bis zum Abend mit den Werkleuten auf den Mauern und Dächern und ließ unter seiner Leitung Erker bauen, welche den dort aufzustellenden Schleuderern und Armbrustschützen Sicherheit gegen die feindlichen Geschosse bieten konnten. Solche Erker wurden auch an dem Thurme der Johanniskirche und dem anderen, welcher auf dem Hauptgebäude stand, angebracht.

Die Ritter, bei welchen ebenfalls mit Hast solche Erker eingerichtet wurden, schickten herüber und ließen fragen, was es bedeuten solle, daß ihr Nachbar so verdächtige Anstalten mache. Mit häßlichem Lachen gab der Unterprior zur Antwort, er baue in Sanct Johannes zu seinem Vergnügen, wie die Nachbarn in Sanct Jürgen es zu dem ihrigen thäten.

Sobald der Unterprior im Kloster abkommen konnte, eilte er in die Stadt und leitete dort das Anlegen eben solcher Erker an den Punkten, von welchen aus Sanct Jürgen beworfen werden konnte, vor allen Dingen auf dem Dache und Thurme von Sanct Peter. Aber auch die städtische Ringmauer und die Thürme derselben unterwarf er mit dem Erzvogt genauer Besichtigung und gab an, wo etwas zu bessern und wo Schutzwehren, Schirme und Wurfmachines anzubringen seien. Der Erzvogt und die Führer der Gilden mußten gestehen, daß der große Mönch mit den drohenden Augen und dem harten Gesicht einen Scharfblick in diesen Dingen besaß, der jeden Widerspruch verstummen machte.

Der Unterprior unterwarf auch die groben städtischen Wurfmaschinen, die sogenannten Bliden, genauer Besichtigung und verlangte Verbesserungen derselben. So sehr der städtische Blidenmeister sich Anfangs auch dagegen auflehnte, so mußte er sich zuletzt doch vor der Einsicht des Mönches beugen und wurde bald ein williges Werkzeug in der Hand desselben.

Die Bliden bestanden je aus einem Gerüst, welches von zwei aufrechten, oben durch einen Querbaum verbundenen Pfosten gebildet wurde. An dem Querbaume war ein Balken in seiner Mitte so befestigt, daß die beiden Enden desselben sich wechselnd auf und nieder bewegen konnten. An einem der Enden war eine Art Korb aus mehrfachem Rohleder in der Form eines tiefen Löffels angebracht. Dieses Löffelende wurde unten in der Nähe des Bodens befestigt und ein schwerer Stein wurde hineingethan, der geschleudert werden sollte. Das andere, aufragende Ende trug ebenfalls einen Korb, und zwar einen größeren, aber baumelnden. Dieser letztere wurde mit Hilfe von Leitern und Stangen mit Steinen gefüllt, die zusammen das Gewicht des zu schleudernden Steines mehrfach übertrafen. Sobald nun die Bände, welche das Löffelende niederhielten, gelöst oder durchhauen wurden, fuhr der baumelnde Korb mit seiner größeren Last blitzschnell nieder, während das Löffelende ebenso schnell emporflog und in dem Augenblick, in welchem der Korb mit schwerem Schlage auf den Boden stieß, den Stein aus dem Löffel weithin schleuderte.

Der Unterprior lehrte den Blidenmeister solche

Gerüste aus dünneren Balken herstellen und den Wurf nicht durch eine große Last, sondern durch Menschenhände an Stricken ausführen. Dadurch fiel das zeitraubende, beschwerliche und mitunter gefährliche Füllen des Korbes weg, und es ergab sich die Möglichkeit, Bliden auf Mauern und Thürmen anzubringen. Der Stein wurde in den Löffel gethan, das bedeutend verlängerte Zugende wurde mit Gewalt niedergerissen, indem die Männer an den Stricken sich mit einem Ruck von einem erhöhten Orte niederwarfen. Der Blidenmeister erschrak bei der ersten Probe — so ungeahnt rasch und weit flog der Stein und mit so fürchterlicher Gewalt schlug er ein.

Die städtischen Armbrüster mußten nach der Angabe des Unterpriors Riesenarmbrüste fertigen, deren Bogen so stark waren, daß zwei Männer mit beiden Armen alle ihre Kraft einzusetzen hatten, um die als Sehnen dienenden Drahtseile zu spannen. An erhöhten Stellen fest angebracht, schossen diese Armbrüste Bolzen von der Größe tüchtiger Wurfspeere auf Hunderte von Schritten.

Während so in Sanct Jürgen und rund umher gerüstet und geschafft wurde, griff die Noth in der Stadt immer mehr um sich, denn die Kriegsleute des Ordens in der Umgegend mehrten sich, zogen sich näher und hielten gar zu gute Wache. Es gelang fast keinem Bauern mehr, irgend etwas zum Verkauf anzuführen.

Dabei verstrich die Zeit rasch, und eben war die Nachricht zur Stadt gelangt, daß der Meister selbst mit einer großen Schaar von Rittern im Felde gesehen

worden sei, als dem Erzvogt durch den Komthur die Erinnerung zugeing, daß nur noch wenige Tage bis zum Ablaufe des Waffenstillstandes blieben und die Stadt sich dann wahren möge.

Gedrückten Herzens traf der Erzvogt am letzten Abend seine Anordnungen in Uebereinstimmung mit den Rathschlägen des Unterprioris. Jedermann war am verhängnißvollen Morgen seit Mitternacht an dem ihm bestimmten Platze, und kaum begann der Tag die Dämmerung niederzukämpfen, als aus Sanct Jürgen die ersten Steine in den Friedhof von Sanct Peter schlugen, wo sie sogleich einige Opfer in den Reihen der Gilde des heiligen Kreuzes forderten. Zugleich lagerte sich eine beträchtliche Schaar von Rittern und Knechten des Ordens auf dem Sande vor den Pforten des grauen Katharinenklosters der Minoriten und des Sandthurmes, wo ihr Führer — man sagte, es sei der Meister selbst — sich in einem der Häuser einquartierte, welche hier eine Art Vorstadt bildeten.

Die Steine aus Sanct Jürgen fielen dichter und zerschmetterten die Dachziegel und Schornsteine der nächsten Häuser. Diese waren freilich von den meisten Bewohnern schon in der Nacht geräumt, einige Waghälse hatten sich aber doch mit dem Abzuge nicht so beeilt. Daher stürzten, als das Werfen seinen Anfang nahm, kaum bekleidete Menschen aus den Thüren und suchten ihr Heil in schneller Flucht. Von der Mauer von Sanct Jürgen wurden sie mit Hohnlachen begrüßt, und die Schützen Bodos sandten ihnen Bolzen und Pfeile nach, durch welche mehrere schwer verwundet wurden.

„Da habt Ihr Eure Appellation an den Papst!“
schrie Bodo.

„Setzt lernt Euren Papst kennen!“ spotteten seine Leute. „Merkt Ihr jetzt, wer Euer Papst ist! Seid ohne Furcht, Ihr kriegt von uns den päpstlichen Segen umsonst!“

Aus der Stadt wurde mit Steinen, Bolzen und Pfeilen geantwortet und ebenso aus dem Kloster. Kaum war das letztere in den Kampf getreten, als die Thätigkeit der Ritter sich auch dahin richtete. Die Steine schlugen durch die Dächer und machten die Decken erzittern. Bolzen sausten durch die Fenster und bedrohten die im Inneren Befindlichen mit dem Tode. Die Mönche flüchteten in die Kellerräume. Der Prior, dessen am entgegengesetzten Ende befindliche Zimmer keiner Gefahr ausgesetzt waren, ächzte, betete, fluchte und schrie nach dem Unterprior. Dieser hatte jedoch keine Zeit, dem Rufe zu folgen. Zuletzt ließ der geängstigte Herr des Klosters sich zu Bett bringen und barg auch den Kopf unter dem Deckpfühl.

Einige Tage währte das Werfen hin und her. Anfangs verursachten die Ritter mehr Schaden als die Städter, deren Vorrichtungen erst allmählig in die erforderliche Lage gebracht werden mußten. Als das unter der Leitung des Unterpriors aber zu Stande gekommen war und die Leute sich eingeübt hatten, hagelte zuletzt eine so dichte und wolgezielte Menge von scharfen und stumpfen Vernichtungsgegenständen auf Sanct Jürgen nieder, daß kein menschliches Wesen sich dort in den Höfen zeigen durfte, die sich mit Trümmern

füllten, und noch weniger vermochte ein Schütze oder eine Schildwache den Kopf über den Mauerfamm zu erheben. Die Dächer wurden verlassen, die Wurfmaschinen mußten ruhen. Nur aus den Schießöffnungen der gedeckten Wehrgänge im Hause und in den Mauern zischten Bolzen und trafen hin und wieder ihr Ziel.

Den Kämpfern in der Stadt wuchs der Muth. Als noch gar die feindliche Schaar außerhalb auf dem Sande den Versuch machte, einen Anlauf gegen die Sandpforte zu unternehmen, vor den Geschossen aus dem Sandthurme aber schleunigst mit Verlust einiger Menschen und Pferde zurückweichen mußte, da bemächtigte sich grimmige Heiterkeit der Gemüther und unfeine Scherze über die jämmerlichen Ordensleute gingen von Mund zu Mund. Der Mann aber, welcher stets überall zu rechter Zeit erschien und vor dem freundlich und zuvorkommend die Mützen gezogen wurden, war der Unterprior der Dominikaner in seinem schwarzen Ordensgewande, das an allen Ecken und Ranten unter dem Harnisch hervorlugte, welchen er angelegt hatte.

Ebenfalls überall war Bertold, der Barfüßermönch. Die Minoriten zeigten sich, ihrer Regel getreu, als fleißige Träger und Pfleger der Verwundeten, welche theils in den eigenen Wohnungen, theils im grauen Kloster untergebracht wurden. Bertold aber that mehr. Er drängte sich zwischen die gewaffneten Schaaren, ließ die Geschosse um sich fliegen und niederfallen und kreischte Drohungen und Verwünschungen gegen die Ordens-

leute, bis ihm Schaum auf die Lippen trat und er fast ohnmächtig sich Erholung gönnen mußte.

Plötzlich als Niemand daran dachte, zeigten die Ritter, daß der Streit mit ihnen doch gefährlicher war, als es geschehen hatte. Das Thor neben der Capelle flog auf. Im Sturmschritt drangen wohlgeordnete Knechte heraus, die Spieße zum Angriff gesenkt, in kleinen Abtheilungen geführt von Rittern in flatternden weißen Mänteln mit Schilden und Schwertern. Rechts und links vorbei an dem Hause des Woldemar von Roza eilten sie in die Straße zu beiden Seiten des Friedhofes. Immer neue Abtheilungen drängten nach. Wie zwei eiserne Schlangen umfaßten sie den Friedhof, Alles niederstoßend, was sich ihnen in den Weg warf, während die in der Mitte der Glieder befindlichen Armbrustschützen ihre Bolzen mit tödlicher Sicherheit versandten und jeden Kopf, jede Brust an den Fenstern oder auf den Mauern und Dächern zum Ziel nahmen. Bis zum Haupteingange von Sanct Peter rückten sie vor und richteten ein arges Blutbad unter den dort campirenden Reitern an, welche nicht die Zeit gefunden hatten, aufzusitzen und sich zu ordnen. Schnell, wie sie gekommen waren, zogen sie sich zurück, und als die Städter sich endlich besannen, sich zusammenfanden und mit Wuthgeheul zur Abwehrung des fecken Ausfalles heranstürzten, war das Thor bereits wieder geschlossen und Steine und Bolzen vom Thurme der Georgskirche empfangen die Anstürmenden und zwangen sie, zu weichen und Deckung zu suchen.

Das war ein harter Schlag. In wenigen

Minuten hatten die Städter mehr Verlust erlitten als die Ritter im Verlauf der Tage seit dem Anfang der Feindseligkeiten. Die streitbaren Bürger knirschten vor Wuth mit den Zähnen, daß sie diesen Streich hatten gelingen lassen. Die Sache war um so ärgerlicher, da der Erzvogt von vornherein einen solchen Ausfall im Auge gehabt und sowohl auf dem Friedhofe von Sanct Peter wie auch in den Straßen nebenbei genügende Mannschaften aufgestellt hatte. Das tagelange Schießen und Werfen und der günstige Erfolg desselben hatte aber die Aufmerksamkeit eingeschläfert und der Mangel an Aufmerksamkeit allein war schuld an dem Unglück.

Die Scharte mußte ausgeweht werden. Am folgenden Tage — es war am Tage Eliä, am 20. Juli — wurde nur dann und wann ein Stein geworfen oder ein Pfeil abgeschossen. Es machte den Eindruck, als ob es den Städtern an Material fehle, oder als ob ihnen das Nutzlose weiterer Materialverschwendung einleuchte. Unterdessen wurden aber umfangreiche Vorbereitungen getroffen, die den ganzen Tag in Anspruch nahmen.

Die Sonne stand bereits ziemlich tief im Westen, da begann von den städtischen Erkern, Mauern und Dächern so heftiges Schießen und Werfen wie nie vorher, und noch während es dauerte, stürzten hinter dem halbzerstörten Hause des Woldemar von Noza hervor Männer mit langen Leitern, die sie an die Mauer stellten. Bis an die Behen Geharnische folgten und stiegen die Leitern hinan, indem sie sich mit großen

Schilden gegen die Stöße und Hiebe der hinter der Mauer auftauchenden Knechte deckten, denen übrigens erfolgreiche Abwehr durch Pfeile und Wurfspeere der immer neu hinter Noza's Hause hervorströmenden Städter unmöglich gemacht wurde. In wenigen Augenblicken hatten mehrere der Angreifer die Mauer erstiegen, wo sie mit den Ordensknechten handgemein wurden. Andere folgten. Bald war es ein ganz beträchtliches Häuflein, welches mit Speeren, Schwertern und Alexten die Knechte zurückdrängte, unaufhaltfam vordrang und in den Hof niederstieg. Voran kämpfte der alte Rathmann Rigemünde und neben ihm der junge Herr Herrmann, genannt Kaufmann, welcher von seinen Wunden genesen war und darauf brannte, die ihm angethane Schmach an den Rittern blutig zu rächen. Der Hause wuchs mit jeder Secunde an, denn ein Städter nach dem anderen schwang sich jetzt ungehindert auf die Mauer und sprang den Genossen nach.

Draußen war unterdessen vor das Thor ein schwerer Balken geschafft, welcher, von wohl hundert Armen geschwungen, die eisenbeschlagenen Flügel aus den Angeln riß. Nicht besser ging es darauf dem inneren Thore. Nun strömte die Gilde des heiligen Kreuzes wie eine Sturmfluth in den Hof, und die Ordensknechte wandten sich zur Flucht. Zwar trat in diesem Augenblick die ganze Macht der Ritter und reifigen Knappen aus dem Hause und dem hinteren Hofe, um die Knechte zu unterstützen und die Eindringlinge zurückzuwerfen, aber ihr Vorstoß verlor viel von seiner Gewalt, weil der Unterprior im Kloster gut auf der

Bauer war und die Ritter durch einen wahren Hagel von Steinen und Geschossen in Unordnung und zum Wanken brachte.

Hin und her wogte das Ringen. Die in der Führung der Waffen geübteren Ritter und Knappen mußten erfahren, daß sie an den sehnigen und in schwerer Arbeit gestählten Gildegliedern ebenbürtige Gegner gefunden hatten, mit denen sich nicht so umspringen ließ wie mit Lithauern und anderen Heiden. Es gelang ihnen mehrmals, die Bürger bis zu der Mauer und dem Hofe der Georgscapelle zurückzudrängen; dann mußten sie sich aber jedes Mal vor den Geschossen aus dem Kloster und vor den Pfeilen der städtischen Schützen zurückziehen, welche auf ihrer eigenen Mauer festen Fuß gefaßt hatten und nicht vertrieben werden konnten.

Die Sonne war untergegangen. Scharfer Ostwind jagte dichte Wolken am Himmel hin. Die Schatten des Abends verbreiteten Dunkelheit in den engen Höfen Sanct Jürgens. Freund und Feind ließ sich nicht mehr unterscheiden. Der blutige Kampf mußte bis zum Morgen unterbrochen werden. Die Städter blieben im Besiz der Capelle des heiligen Georg und des ersten Hofes mit einem Theile der Mauer.

Herzzerißend klang bei der eingetretenen Stille das Wimmern der Schwerverwundeten, welche unter der Leitung von Barfüßern aufgehoben und fortgetragen wurden. Ein Ritter, einige reife Knappen und über ein Duzend Fußknechte befanden sich als Gefangene in den Händen der Städter. Die Gemäßigteren unter

den Rathmännern mit dem Erzbogte mußten ihr ganzes Ansehen einsetzen, um diese Gefangenen gegen den Grimm des großen Haufens zu schützen und ungefährdet in den Gewahrsam der Stadt zu bringen.

Noch währte der Wortwechsel des Erzbogts mit Herrn Hermann Kaufmann, welcher in seinem Rachedurst nicht zugeben wollte, daß die Ordensleute als ehrliche Kriegsgefangene behandelt würden, als die Meldung einlief, an der Badestubenpforte gehe es heiß her. Wirklich ließ sich trotz dem Winde, welcher den Schall seitwärts trug, Geschrei von dorthier vernehmen. Zu derselben Zeit wurde berichtet, in der Stadt selbst, am Markte, gebe es Tumult und Kampf. Gleich darauf färbte sich der Himmel roth.

„Feuer! Feuer!“ schallte es von der Seite der Badestubenpforte.

„Feuer in der Stadt!“ wiederholten erschreckt die tapferen Kämpfer bei der Georgskirche.

Hatten die Ritter die Badestubenpforte genommen, und brannten und mordeten ihre Knechte bereits in der Stadt?

Der Erzbogt wurde mit den übrigen Führern schnell einig. Die Errungenschaft des heutigen Tages, die Georgskirche mit dem Hofe und der Mauer, mußte aufgegeben werden. Wenn die Städter nicht unterliegen wollten, durften sie nicht zwischen zwei Feuer gerathen oder zerstreut und in kleinen Häufchen dem Feinde entgegenreten. Die Schaaren zogen ab und ordneten sich bei Sanct Peter, jede zu ihrer Fahne, die Reiter im Sattel und zu festen Gliedern geschlossen. Als so wirk-

Jamer Widerstand oder Angriff vorbereitet war, wurden kleine Trupps zur Erforschung des Verhalts nach allen Richtungen ausgesandt.

Die Röthe am Himmel war zu hellem Schein geworden. Man sah Rauch und Flammen, welche vor dem Winde von der Badestubenspforte zur Dünaseite und vielleicht zum Markte getrieben wurden.

XVI.

Während ein Theil der Ritter in Sanct Jürgen mit den Knechten kurz vor dem Eintritt der Dunkelheit den letzten Versuch machte, die Städter aus dem Vorhofe und der Capelle zu vertreiben, hatte der Romthur einige der Brüder, die sich gerade in seiner Nähe befanden, zu sich herangewinkt.

„Vergeblich!“ sagte er. „Wir kriegen die Städter nicht mehr hinaus. Das Haus ist verloren.“

„Das Haus!“ rief von Bebandorf aus. „Saget Ihr, das Haus, Romthur? Sie sitzen bis jetzt nur in der Capelle. Das Haus sollen sie wohl nicht bekommen!“

„Sie sitzen in der Capelle und in dem Hofe,“ grollte der Romthur. „Von dort dringen sie morgen in den folgenden Hof, dann in ein Nebengebäude, weiter in die anderen, in die Ställe und so fort. Das Haus ist verloren.“

„Wir lassen sie nicht weiter vordringen,“ eiferte Bebandorf, während der alte Schetteler zu des Gebietigers Rede mit dem Kopfe nickte und der mit Blut bedeckte Türk von Sellheim düster auf das Kampf-

getöse horchte. „Während der Nacht rücken die Brüder von draußen ein und mit Tagesanbruch werfen wir die Städter hinaus.“

„Daß sie sich nicht hinauswerfen lassen, habt Ihr, denke ich, heute erfahren, wo Ihr nicht verhindern könntet, daß sie sich festsetzten.“

„Aber mit der Unterstützung der Brüder von draußen . . .“

„Unnützes Geschwätz!“ schnitt der Komthur die Rede ab. „Die Brüder können uns nicht helfen. Wir sind hier übergenuß, mehr, als der Raum gestattet. Aber die Städter sind eben nicht Lithauer oder Liven und Esten. Das Haus ist verloren, und es giebt nur ein Mittel, es zu retten.“

„Ein Mittel,“ fuhr er, um sich blickend, fort und sprach leise. „Die Städter müssen bewogen werden, abzuziehen, und das geschieht nur, wenn in der Stadt — Feuer ausbricht.“

Die Brüder waren näher getreten und hatten die Köpfe zu ihm geneigt.

„So ist es,“ bestätigte Schetteler. „Nur das könnte helfen.“

Beistimmendes Gemurmel ließ sich rundum hören.

„Bei Gott!“ rief Türk von Sellheim, „das ist das Wahre. Brennt es hinter ihnen, so ziehen sie ab, und thun sie es nicht, so sperren sie wenigstens die Mäuler auf und in dem Augenblick fegen wir sie hinaus.“

„So ginge es,“ sprachen Mehrere. „So würden wir sie los.“

„Doch wie das Feuer in's Werk setzen?“ fragte Schetteler nachdenklich.

„Brandpfeile! Pechtöpfe aus den Bliden!“ rieth ein jüngerer Ritter.

„Was wollt Ihr damit anzünden, Bruder!“ lachte der Romthur düster. „Den Sand auf der Gasse? oder etwa die halbzerstörten Steinhäuser umher? Nein, wo Holzgebäude recht dicht stehen, muß das Feuer von geschickter Hand angelegt werden, und schnell, gleich jetzt. Sonst ist Sanct Jürgen verloren.“

„So machen wir einen Ausfall,“ sagte Türk von Sellheim. „Während wir auf die Städter losstechen, legen hinter uns die Knechte das Feuer an.“

„Wo?“ fragte heftig der Romthur. „Wo fallen wir aus? Da links sperren uns die verdammten Schwarzen mit ihrem Kloster den Weg. Vorn haben sich die Städter festgesetzt.“

„Uns bleibt das Thor nach den Barfüßern zu.“

„Wie weit denkt Ihr da zu kommen? Ehe wir uns dessen versehen, ist uns der Rückweg abgeschnitten. Wir werden in den engen Straßen mit Dachziegeln erschlagen und Sanct Jürgen ist ohne Vertheidiger und wird noch heute genommen. Nichts davon! Still und geheim muß es geschehen. Einer muß sich hinaus-schleichen, höchstens zwei.“

Schetteler nickte wieder. Die Uebrigen traten vom Romthur zurück.

„Wer läßt sich dazu bereit finden? Wer will es wagen?“

„Gott soll mir nicht helfen in meinem letzten

Stündlein," sagte nach einer Pause Türk, „wenn ich feige bin. Laßt mich hinaus, Romthur, mit nur wenigen Reitern. Ich will vordringen bis zum Markte, will da aushalten gegen sämtliche Städter, bis der Brand in Gang kommt, will fallen und mein Ende finden, ohne zu murren. Aber bei dem heimlichen Brandstiften ertappt und mit Schmach gehängt zu werden — nein, Romthur, dazu kann ich mich nicht entschließen.“

Die Umstehenden pflichteten bei. Türk hatte Allen aus der Seele gesprochen.

„Gehängt," sagte einer, „daß wäre noch gar nichts; aber gerädert oder zu Tode geschmaucht.“

„Es muß geschehen, Brüder," drängte der Romthur. Alle schwiegen.

„Laßt mich gehen," sprach da eine feste Stimme, und der Knappe Bodo, der Armbrustschütze, trat in den Kreis. „Ich führe es aus, wenn noch Jemand mich begleitet.“

„Du, Bodo!" rief der Romthur. Es lag etwas wie Bedauern in dem Ausrufe. „Freilich, gewandt genug wärest Du, Gefelle. Ha, Du bist wahrlich der Rechte. Thue es, Bruder.“

„Wer begleitet mich!"

Niemand meldete sich.

Der alte Schetteler holte tief Athem.

„Wenn es sein muß — und es muß sein, ich sehe es ein. Ich werde gehen, Romthur.“

„Euch kann ich nicht brauchen, Ritter," lachte Bodo fröhlich.

„Nein, Schetteler,“ sprach zugleich der Komthur, „Ihr taugt dazu nicht mit Euren alten, steifen Beinen. Euer Platz ist auf dem Rosse mit Lanze und Schild.“

„Ihr, jüngere Brüder,“ wandte der Komthur sich gebieterisch an die Uebrigen, „wer begleitet den Knappen? An die Knechte will ich mich nicht wenden. Habe kein Vertrauen zu ihnen.“

„Habt Ihr wirklich Alle so große Furcht vor dem Hängen!“ zürnte er, als Niemand sprach. „Und habt doch geschworen, vor dem Tode nicht zu erschrecken im Dienste der Jungfrau.“

„Um das Hängen wäre es nicht,“ sagte endlich von Beendorf, „auch nicht um das Rädern und Schmauchen. Ich denke, die Städter würden sich immer noch barmherziger erweisen als die Heiden, gegen die wir kämpfen sollen. Aber — gerade heraus, Komthur, ich bin ein deutscher Ritter, stehe meinen Mann mit der Lanze und auch mit dem Schwerte und bin jeden Augenblick bereit, zu sterben. Bei der Jungfrau! Aber Feuer anlegen, Mordbrenner sein! Wie Ihr wollt, Komthur — das ist schmachvolle Arbeit, unwürdig eines Ritters.“

„Ihr nehmt Euch heraus, mich zu lehren!“ brauste der Gebietiger auf. „Sünger Thor, kennt Ihr so Eure Pflicht und Eure Gelübde! Ist nicht jede That gut und würdig, wenn sie im Dienste der Jungfrau und zum Besten der Brüder geschieht?“

„Wenn es noch dem schwarzen Kloster nebenbei gälte!“ lenkte Beendorf ein. Unnützen, gottlosen Mönchen einzuheizen, das wäre doch etwas. Aber die Städter“ . . .

„Legt Feuer an das graue Kloster der Minoriten,“ rief Türk. „Geht es gegen den Wind, so verbrennen die Grauen, und geht es mit dem Winde, so verbrennen die Augustiner im Stift.“

„So ist es, Ritter,“ lachte Bodo. „Wir müssen es so einrichten, daß der Wind das Feuer zum Stifte treibe. Wenn die große Domglocke anfängt ihren Nothruf zu brummen, dann werden die Bürger am schnellsten zum Löschen eilen.“

„Entscheidet Euch, Bebandorf,“ sprach der Komthur streng. „Wollt Ihr es ausführen laut Eurem Gelübde, da der Dienst der Jungfrau es erheischt, oder weigert Ihr Euch? Antwortet!“

„Wenn es im Dienste sein muß, so bin ich bereit,“ sagte der junge Ritter klanglos.

Rasch wurden nun Bebandorf und Bodo des Panzers entledigt. Sie mußten dunkle, weite Jacken anziehen, wie Arbeiter sie trugen, und dazu passende Mützen aufsetzen. Mit kurzen Bürgerschwertern am Gurt, mit Feuerzeug ausgerüstet und im Pech und Harz getränkte, losgedrehte Stricke als Zündfäden unter den Jacken bergend, schlüpfen sie aus einem Pförtchen an der Nordseite des Hauses, nachdem die Wachen scharf ausgeschaut hatten und meldeten, daß in der Straße Niemand zu sehen und zu hören sei.

Eilig entfernten sie sich, um die Gegend zwischen dem Minoritenkloster und dem Dom zu gewinnen, wo in der Nähe der alten Ringmauer, etwa dort, wo heute die Kaufstraße in die Scheunestraße mündet, die alten Häuser dicht standen und wenigstens zum Theil

aus Holz gebaut waren. Dort mußte es leicht sein, in der Dunkelheit den Zweck zu erreichen, denn die Gegend lag entfernt vom Schauplatze des Kampfes und weder Kriegerabtheilungen noch Wachen waren da zu erwarten, Der Wind mußte die Flamme gerade zum Dom jagen.

Der Kampf an der Vorderseite von Sanct Jürgen ruhte bereits. Die Dämmerung begann dem nächtlichen Dunkel zu weichen. Es war still umher, die Thüren und Fenster der Häuser waren geschlossen. Wer sich in seiner Wohnung befand, schlief schon oder traf Anstalt, sich zur Ruhe zu begeben.

Bodo und Bebandorf hatten eine, für ihr Vorhaben taugliche Stelle erreicht und wollten eben stehen bleiben, Bodo mit feckem Muth, der Ritter gedrückten Herzens, als ihnen zwei Bewaffnete begegneten, welche eine Art von Streifwache vorzustellen schienen, denn sie trugen die Spieße auf der Schulter und schlenderten gemächlich die Straße entlang.

„Na, was sah uus denn der von der Seite so an!“ sprach einer der Bewaffneten, indem er anhielt und den Ordensleuten nachblickte. Der Kerl scheint auch kein reines Gewissen zu haben.“

„Ja wohl Gevatter,“ stimmte der Andere bei, „unnützes Gefindel giebt es jetzt genug auf den Straßen, namentlich bei Nacht!“

„Wo habe ich den Kerl schon gesehen!“ sagte nachdenklich wieder der Erste. „Es ist freilich recht dunkel; aber wie er mich anguckte — hm, das Gesicht kenne ich doch gar zu gut.“

„Sie kommen vielleicht von der Abtheilung, welche Sanct Jürgen gestürmt hat.“

„Sanct Jürgen“ fuhr der Erste auf. Hört Gevatter, wie! das Gesicht! Gevatter, das war der Kerl, welcher auf der Mauer höhnte, der, welcher mit der Armbrust so gut schießt.“

„Manu Gevatter!“

„Gott strafe mich! Und das kurze Haar! Gevatter, das sind Ordensleute! He, Ihr da! Wartet ein wenig! Hört Ihr, warten sollt Ihr!“

Er schritt hastig den Beiden nach, gefolgt von seinem Genossen.

Wer aber nicht wartete, das waren natürlich Bebandorf und Bodo. Kaum hörten sie den Anruf des Mannes, als sie den Gang noch mehr beschleunigten und um die nächste Ecke bogen.

Die Männer waren jedoch nicht gesonnen, sie entkommen zu lassen, ohne sich Klarheit verschafft zu haben. Wie sie sie in der Straße nicht mehr sahen, begannen sie zu laufen und zu schreien.

„Haltet auf! Verrath! Ordensleute, Ordensleute! Haltet auf!“

„Jetzt heißt es, die Beine gebrauchen!“ flüsterte Bodo. „Vorwärts, Ritter! Wir laufen um das Leben.“

Sie eilten, so schnell sie konnten, die enge Gasse entlang, um aus dem Bereich der Schreienden zu kommen und vielleicht in einer anderen Gegend der Stadt zu versuchen, was ihnen hier nicht gelungen war.

Mit der Zähigkeit richtiger Bürgerleute liefen

Die beiden Spießträger hinter ihnen her, und obgleich sie immer weiter zurückblieben, hörten sie doch nicht auf zu schreien:

„Verrath! Ordensleute! Haltet auf!“

Hier und da öffnete sich eine Thür. Einzelne Männer sprangen auf die Straße, um zu ermitteln, was das Geschrei bedeute. Einige schlossen sich den Verfolgern an, ja überholten dieselben und lauter als vorher gellte es durch die Dunkelheit:

„Ordensleute! Haltet auf!“

Größer wurde der nacheilende schreiende Haufe. Wie geheßtes Wild vor der jagenden Meute ramnten die beiden Fliehenden über die Unebenheiten unter ihren Füßen. Bebedorf, weniger gut auf den Beinen, strauchelte mehr als ein Mal. Aus einer engen Straße bogen sie in eine andere, noch engere, dann in eine dritte. Die Verfolger mehrten sich und verloren sie nicht aus den Augen.

Bebedorf hielt plötzlich an.

„Vor uns liegt der Markt,“ sprach er schwer athmend. „Dort werden wir doch aufgehalten. Heraus das Schwert, Bodo! Wir stellen uns und finden kämpfend ein ritterliches Ende.“

„Seid Ihr toll, Ritter!“ rief der Knappe, indem er ihn am Arm ergriff und fortzog. „Wir laufen, so lange es geht. Wer soll sonst das Feuer anlegen?“

Sie eilten auf den Marktplatz hinaus. Ein dort Wache Haltender, durch das Geschrei aufmerksam gemacht, wollte ihnen den Weg vertreten. Bebedorf prallte, ohne es zu wollen, so hart gegen ihn, daß der Mann das Gleichgewicht verlor und stürzte.

„Vorwärts, vorwärts, Ritter!“ mahnte der Knappe. Ein anderer Mann hielt ihnen den Speiß quer vor. Bodo rannte ihn absichtlich mit voller Wucht an, daß er fiel. Einige Verfolger erreichten ebenfalls den Markt. Von verschiedenen Seiten liefen Männer herbei. Schreien und Rufen ließ sich ringsum hören. Vor den Flihenden that sich die dunkle Mündung einer Straße auf. Sie wollten hinein. Da sahen sie sich umringt, Arme streckten sich nach ihnen aus. Sie konnten nicht unterscheiden, ob die Hände leer waren oder Waffen hielten. Bebandorf wich dem Griffe eines Mannes aus und schleuderte einen zweiten von sich. Bodo stieß einem dritten das kurze Schwert in den Leib.

Sie waren frei. Sie befanden sich in der Straße, welche vom Markte zur Rigemündepforte führte. Mit verdoppelter Hast schossen sie vorwärts. Hinter sich hörten sie die Menge toben. Es schien ihnen, daß sie Vorsprung gewannen. An einer Quergasse flogen sie vorbei.

„Verdammt!“ stieß Bodo heraus. „Wir hätten einbiegen sollen.“

Des Ritters Beine begannen den Dienst zu versagen. Bodo mußte seinen Lauf mäßigen.

„Um Gotteswillen, Ritter,“ bat er, „strengt Euch an!“

Vor ihnen sperrte etwas Schwarzes die Straße und Stimmen ließen sich dort hören. Zur Linken gähnte wieder eine Querstraße.

Der Ritter blieb stehen und preßte die Hand an das Herz.

„Ich kann — nicht — weiter,“ sprach er mit Mühe. Da — die Rigemünde — pforte — und Menschen.“

„Bei der Jungfrau, Ritter, vorwärts! Hier hinein!“

„Ich kann — nicht. Lebe — wohl — Bruder.“
Er zog das Schwert.

Einen wilden Blick warf Bodo zurück. Die Masse der Verfolger wälzte sich mit Geheul heran und weit, weithin ließen sich wüthende Stimmen vernehmen. Die Straße schien in ihrer ganzen Ausdehnung gefüllt von Nachsetzenden. Von der Rigemündepforte tönnten ebenfalls die schweren Schritte Nahender und zeigten sich Lichter. Der Knappe sprang in die Nebengasse und eilte fort. Das Schreien blieb einige Augenblicke zurück, doch bald hörte er es wieder lauter und heftiger. Verzweiflung wollte ihn ergreifen. Sollte ihn sein bisheriges gutes Glück wirklich in dieser Patsche sitzen und elend umkommen lassen! Er wandte den Kopf links und rechts, ob nicht irgendwo ein Schlupfwinkel zu entdecken sei. Plötzlich lachte er auf. Das war ja die Gasse, welche die Rigemünde mit der Badestubenstraße verband. Vor sich sah er schon die Umrisse des Eckhauses des Kaufmannes Walter. Noch eine kurze Anstrengung und er schwang sich um die Ecke, die er mit der Hand erfaßte. Gleich darauf fuhr er auf die Thür zu. Wenn ihm die auf sein Klopfen nur schnell genug geöffnet würde! Ha, ha! Die Jungfrau und die heilige Elisabeth verließen ihren Ordensmann nicht. Die Thür stand offen und in ihr ein Mann, welcher den

Anspringenden mit beiden Armen abwehrte, während eine weibliche Stimme daneben aufschrie.

„Zurück!“ zankte der Mann. „Was fällt Dir ein, Gaudieh!“

Bodo erkannte in dem Manne einen Knecht Walter's. Er nannte ihn bei seinem Namen und erklärte, er müsse schnell hinein.

„Himmel! Das ist ja der Bodo, welcher die Armbrust —“

Weiter hörte der Knappe die Worte der Magd nicht, mit welcher zusammen der Knecht wahrscheinlich hinausgehört hatte, ob der Waffenlärm in Sanct Jürgen sich nicht erneuere. Er hatte sich schon vorbeigedrängt, vermied die Treppe, welche nach oben in die Wohnung führte, erreichte die Hinterthür, schlich hinaus in den Hof und zwischen die Waarenniederlagen.

Der Knecht hatte kaum die Zeit gefunden, der Magd zu bemerken, daß Herr Walter über den Besuch nicht sehr erfreut sein werde, da seine Vorliebe für die Ritter einen argen Stoß erhalten habe, seit dieselben mit der Stadt die Fehde begonnen hätten, als verworrenes Geschrei in der Quergasse seine Aufmerksamkeit fesselte. Gleich darauf langten die ersten Verfolger athemlos an der Ecke an und blieben inmitten der Straße stehen. Nach welcher Seite war der Flüchtling gelaufen? Mehr Leute kamen an und mit jeder Secunde mehr. Flüche und Drohungen aus vielen rauhen Kehlen füllten die Luft.

Der Knecht schlug erschreckt die Thür zu und schob die schweren Riegel vor. Der Lärm und Tumult

begann ganz so wie damals, als der Kerl mit dem spitzen Hute die Menge auf die Ritter hetzte.

Wirklich war derselbe Kerl wieder in dem Haufen, welcher aus zerlumptem, zügellosem Pöbel bestand, denn die Bürger, welche die Verfolgung jenseit des Marktes begonnen hatten, waren längst von derselben abgestanden.

Der Kerl mit dem spitzen Hute hatte sich kaum umgesehen und sich klar gemacht, wo er war, als er anfang, die Arme umherzuwerfen und die Menschen gegen das Haus Walter's zu hetzen.

„Da hinein ist er! Da steckt er drin, Gefellen! Das ist das Nest, wo die Ordensleute zu Hause sind! Schlagt die Thür und die Fenster ein! Wir müssen den Kerl haben. Drauf, Gefellen, macht Alles kurz und klein!“

Mit wüstem Gebrüll stürzte sich die zerlumpte Bande auf das Gebäude. Die Scheiben wurden eingeschlagen, die Thür wurde mit Stangen bearbeitet. Aber es währte geraume Zeit, bis das Gefindel zum Ziele kam, denn die Thür war stark und die Fenster im steinernen Erdgeschoß waren nach damaliger Sitte durch Schmiedegitter geschützt. Erst als ein Balkenende hingeschafft war, begann die Thür nachzugeben. Lodernde Rienspähne wurden herbeigetragen und warfen grolles Licht auf die Gewaltthat.

XVII.

Als in der Rigemündestraße der Knappe Bodo sich von dem Ritter von Bebandorf trennte, wichen die

ersten Verfolger vor den Hieben des Letzteren zurück, schriehen jedoch um so lauter. Sie wurden von der wie toll und blind anrennenden Masse sogleich wieder vorgedrängt. Der Ritter war im Augenblick überlaufen und umgeworfen. Mit Stangen und Spießsen, Nerten und Knütteln wurde auf den Liegenden gestoßen und gehauen. Wie in Wuth gerathene Stiere stampften die Wildesten mit den Füßen auf dem noch zuckenden Leichnam herum.

Der dadurch verursachte Aufenthalt währte wenig mehr als eine Minute.

„Wo ist der Andere? Es waren zwei. Wohin ist sein Genosse?“

Von der Rigemündepforte nahte klirrend eine geschlossene Schaar Bewaffneter, der einige Fackeln vortragen wurden. Natürlich konnte der Flüchtling nicht dorthin gelaufen sein. Es blieb also nur die Quergasse. Da hinein stürmte der zügellose Haufe. Als die Bewaffneten mit den Fackeln anlangten, fanden sie nur noch wenige Kerle und einige Weiber vor, welche wie wahnsinnig einen formlosen, blutigen Gegenstand umherzerzten, in dem auf den ersten Blick ein menschlicher Körper kaum zu erkennen war. Von dem Führer der Bewaffneten rauh verscheucht und von einigen Stößen mit umgekehrten Spießschäften begleitet, eilten die Ungeheuer in die Quergasse hinter dem großen Haufen her, den man noch in der Ferne lärmend hören konnte.

Der Führer blickte ihnen mit Ekel nach. Es war der Baumeister, welcher die neue Brücke über die

Rige errichtet hatte. Er befehligte eine Abtheilung kampferüsteter Schiffer und Zimmerleute, welche bis heute die Schutzwache der Brücke gebildet hatte. Während des anhaltenden Sturmes auf Sanct Jürgen war ihm vom Erzvogte der Befehl zugekommen, zur Unterstützung nachzurücken. Er hatte einen kleinen Trupp an der Brücke gelassen und war eben im Begriff, mit dem größeren Theil seiner Leute dem Befehl Folge zu leisten.

„Was werden die wilden Bestien in dieser Nacht noch anrichten!“ sprach der Baumeister düster. „Gott schütze den Menschen, der ihnen zufällig in die Hände fällt.“

Der Zimmermann Bruno trat hastig vor und vor den Baumeister hin.

„Herr,“ sagte er bittend, „es ist ja wohl einerlei, ob wir die folgende Quergasse nach Sanct Peter einbiegen oder hier den ganz geringen Umweg machen. Befehlt hier abzubiegen.“

„Warum, Geselle?“

„An dieser Gasse liegt das Haus Walter's, des Kaufmannes.“

„Nun?“

„Mir sagt eine Ahnung, der Haufe wird in das Haus brechen. Ich bitte Euch, Herr“ — er nahm den eisenbeschlagenen Hut ab — „gebt den Befehl.“

„Märrischer Kerl, warum soll das Gefindel gerade in das Haus Walter's, des Kaufmannes, brechen?“

„Seht, Herr, in Walter's Hause verkehrten früher“

„Höre, Geselle, hast Du Freunde oder Verwandte in dem Hause?“

„Ich — ich — Herr, meine — meine Braut,“ stammelte Bruno und wurde so roth, daß der Fackelschein dagegen blaß aussah.

„Hättest das gleich sagen sollen, Gefelle. Du bist einer der besten Arbeiter an der Brücke gewesen, und es ist billig, daß Dir ein Gefallen geschehe, wenn Deine Furcht wahrscheinlich auch ohne Grund ist. Auf, Ihr Leute, rechts eingekehrt! Voran die Fackeln! Vorwärts! O, was für eine schändliche Sache ist der Bürgerkrieg!“

Als die Schaar sich dem Grundstück Walter's näherte, ließ sich bereits unterscheiden, daß es wirklich dem Hause des Kaufmannes galt. Durch das Geschrei und Toben schlug das Klirren zerbrechender Fensterscheiben und das Krachen splitternden Holzes an die Ohren. Zugleich machte sich brenzlicher Gestank bemerkbar.

„Riecht Ihr es, Herr?“ fragte Bruno. „Die Schurken legen wohl gar Feuer an!“

„Sind es im Stande.“ sprach der Baumeister. „Vorwärts, Ihr Leute! Die Spieße umgedreht! Fegt das Gefindel weg, daß die Rippenenden umherfliegen.“

Der Schreck und die Bestürzung der Bande war nicht gering, als die Schaar im Sturmschritt in der Badestubenstraße erschien und rücksichtslos vordrang, ohne sich mit Worten aufzuhalten. Wie Spreu vor dem Winde flogen die Schreier auseinander und retteten sich, wohin jeder konnte, einer ächzend und die Seite haltend, wo ihn ein stumpfes Spießende getroffen, ein anderer taumelnd von dem flachen Hiebe, der ihm den

Schädel fast gesprengt, ein dritter spuckend und sprudelnd, weil ihm ein Schiffer lachend die Fackel in das Gesicht geschlagen hatte.

Während so die Straße gereinigt wurde, eilte der Baumeister, geführt von Bruno, mit einigen Fackelträgern durch die eingebrochene Thür und die Treppe hinauf. Ueberall im Hause lärmten eingedrungene Kerle, raubten, verdarben und vernichteten, was ihnen unter die Hände kam. Durch die zertrümmerten Fenster waren auch im Hofe Gestalten zu sehen, die mit brennenden Rienstähnen zwischen den Waarenniederlagen hin und her liefen. Mit Angst im Herzen stürzte Bruno voran durch die Zimmer, die ihm begegnenden Kerle mit dem Schilde am linken Arme und mit der Axt in der rechten Hand aus dem Wege stoßend. So erreichte er, auf dem Fuße vom Baumeister gefolgt, das Vorhaus der Hintertreppe. Die Männer hätten keine Secunde später eintreffen dürfen.

An der Treppe stützte Gertrud die halb ohnmächtige Frau Johanna. Vor ihnen rang der alte Walter mit dem Kerl im spitzen Hute, welcher sein großes Messer schwang. In der Mitte des Vorhauses führte ein schlankes Weib mit funkelnden Augen kräftige und gefährliche Hiebe mit einem leichten Handbeil gegen ein halbes Duzend wüster Gefellen, die sie umringten und ihr nicht beikommen konnten. Einer blutete bereits und ein zweiter, welcher an der Wand lehnte und die Hände auf die Brust preßte, wo sie ihm wahrscheinlich eine schlimme Wunde beigebracht hatte, feuerte die Kameraden an, mit ihr ein Ende zu machen. Eine

Lampe, welche von der Lage herabhäng, um in der Nacht die Treppe zu den Räumen der Dienerschaft und zur Küche zu erleuchten, goß ihr friedliches, sanftes Licht über die Streitenden.

Bruno ließ die Rückseite seiner Art auf den spitzen Hut des Langen niederfallen und sprang, den Taumelnden gegen die Wand schleudernd, zu Gertrud. Der Baumeister nahm sich nicht einmal die Mühe, das Schwert zu ziehen. Mit einigen Faustschlägen beseitigte er die Strolche, welche die Kämpferin bedrohten. Sie machten sich über Hals und Kopf aus dem Staube. Auch der Lange schlich wankend davon.

Herr Walter wollte gar nicht aufhören, dem Baumeister und Bruno die Hände zu schütteln und sich für die rechtzeitige Hilfe zu bedanken. Die schlanke Kämpferin machte dem aber ein Ende, indem sie gebieterisch verlangte, daß Frau Johanna schnell fortgetragen werde, damit sie in's Bett kommen könne. Bruno erkannte nun zu seinem Erstaunen des Badestübers Anna.

Das Mädchen hatte sich durch die Hinterthür eingefunden, als der Pöbel an der Vorderseite im Einbrechen begriffen war. Sie hatte die Familie aufgefordert, ihr zu folgen und durch das kleine Hinterpförtchen in die Badestube zu entweichen. Herrn Walter war nicht einmal bekannt, daß es ein solches Pfortchen gab. Wie sich später herausstellte, hatten die im Dienste des Kaufmannes Stehenden es benutzt, um sich bei nächtlicher Weile aus dem Hofe zu schleichen und im Stillen aus den Waaremiederlagen dieses und jenes

auf eigene Hand zu verkaufen. Der Bader Johannes, in dessen Hof das Pförtchen führte, mochte dabei wohl den Fehler gespielt haben, doch wußte Anna das vielleicht nicht.

Das entschlossene Mädchen war nicht unbewaffnet erschienen. Sie hatte für jeden Fall ihr Beil in der Hand gehabt, und als Walter und Johanna zu lange zögerten und der Pöbel sie im Vorhause einholte, hatte sie keck den Kampf eröffnet und Gertrud zugerufen, sie solle unterdessen die Herrschaft führen. Gertrud kannte aber das Pförtchen ebensowenig wie Walter oder Johanna, und zudem hatte der Lange sogleich den Kaufmann gepackt.

Es war während der kurzen Erklärung eigenthümlich hell geworden, so daß die Lampe und die Fackeln sich als überflüssig erwiesen. „Feuer! Feuer!“ riefen draußen die Leute des Baumeisters, und die im Vorhause Befindlichen erblickten durch die Fenster lichte Flammen, welche über dem Dache des letzten Speichers aufstiegen.

„Auch das noch!“ stöhnte der Kaufmann, und dann schwieg er mit finsterem Gesicht. Der alte Mann wußte noch nicht, daß Bodo sich in den Hof gedrängt hatte, aber schon der Ueberfall hatte in ihm die Ueberzeugung befestigt, daß die Verbindung mit den Rittern ihm keinen Segen brachte, sondern schließlich sein Verderben zur Folge haben konnte.

Frau Johanna wurde nun auf einen Stuhl gesetzt und vorsichtig zur Badestube getragen. Dorthin wurde auch Walter's eisenbeschlagener großer Geldkasten

gebracht. Der frische Ostwind trieb freilich das Feuer von dem Wohnhause fort zur Rigemündestraße, aber die von der räuberischen Kotte angerichtete Zerstörung war so groß, daß sich an Bleiben nicht denken ließ, ehe die Hand des Zimmermanns die Spuren der schrecklichen Nacht vertilgte.

In der Badestube richtete Anna einen der Räume für den Kaufmann und Frau Johanna her. Der Baumeister bestimmte Bruno mit einigen zuverlässigen Leuten zur Schutzwache bei der Badestube und den Sachen im Hause Walter's. Dann ließ er seine Schaar wieder in Reihe und Glied treten.

„Also die Kleine, Feine ist Deine Braut, Geselle?“ sprach er zu Bruno. „Hast keinen schlechten Geschmack, das muß ich sagen; hast Dir ein liebliches Kind ausgesucht. Aber weißt Du, nimm es nicht schlecht, die Andere, die Anna, gefällt mir doch besser. Herr Gott, von Lübeck! ist das eine Dirne! Wie sie auf die Kerle losschlug, und wie die Augen blitzten! Meine selige Frau war auch fein und schlank und galt für eine Schönheit. Möge sie in Frieden ruhen. Sie starb bei der ersten Geburt.“ Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Ich kann sie nicht vergessen und habe noch nie daran gedacht, wieder zu heirathen. Aber wenn ich mit der Anna öfter zusammenkäme, ich weiß nicht, Geselle, was daraus würde.“

Der Brand breitete sich mit reißender Schnelligkeit aus. Das Schreien und Wehklagen der aus dem Schlafe auffahrenden Menschen füllte die Luft. Der Baumeister schickte zum Erzvogt, um anzufragen, ob

er Löschen helfen oder sich nach Sanct Peter begeben solle. Vom Erzbvogt kamen zugleich Reiter an, welche nach der Ursache des Lärms und Feuers Erkundigung einzogen.

Da der Erzbvogt fürchtete, die Ritter, welche bereits wieder die Mauer besetzt hatten und an der Befestigung des eingerannten Thores arbeiteten, würden die Verwirrung der Feuersbrunst benutzen, um einen Angriff auf die Stadt zu machen, so befahl er, die auf den Sammelplätzen, bei den Pforten und auf den Mauern befindlichen Mannschaften sollten auf ihren Posten verharren und bereit sein. Mit der Schaar der reisigen Kaufleute, der Gilde des heiligen Kreuzes und der Abtheilung des Baumeisters blieb er selbst schlagfertig um Sanct Peter. Das Löschen wurde den nicht unter den Waffen stehenden Bewohnern überlassen. Sie waren der Aufgabe nicht gewachsen. Weiter und weiter trieb der nicht nachlassende Wind die Flammen, und als der Tag anbrach, war die ganze lange Strecke zwischen der Badestubenpforte und der Ringmauer an der Düna ausgebrannt oder brannte noch. Auch das Haus des Rathmannes Herrmann, genannt Kaufmann, war ein Raub der Flammen geworden, während der Besitzer pflichtgemäß bei der von ihm befehligten Schaar aushielt und den Rittern grimmige Rache schwur, denn er war, wie die meisten Städter, von vornherein überzeugt, daß die Feuersbrunst auf schurkische Weise durch die Ordensleute entstanden sei. Seine Frau und sein Gefinde hatten im Hause des Herrn Johann von Rigmünde Unterkunft gefunden.

XVIII.

Zwei Tage rauchten die Trümmer und Ueberreste der niedergebrannten Gebäude. Hier und da schlugen auch noch manchmal Flammen empor. In der zweiten Nacht fiel endlich starker Regen, welcher dem Brande ein Ende machte.

Natürlich beschäftigte sich der Erzvogt mit der Frage, wie das Feuer entstanden sei. Die Streifwache, welche damals den Ritter mit dem Knappen angerufen und verfolgt hatte, glaubte, es seien Ordensleute gewesen, war hinterher ihrer Sache aber doch nicht gewiß. Der Pöbel, welcher die Verfolgung fortgesetzt hatte, entzog sich wohlweislich der Nachforschung. Am Markte war ein Mann erstochen. Auch war durch den Baumeister festgestellt, daß ein lärmender, vielleicht betrunkenener Haufe noch Jemand erschlagen und dann das Haus Walter's geplündert hatte. Der Baumeister sagte aber zugleich aus, und seine Leute bestätigten es, daß derselbe Haufe mit brennenden Fackeln und Spähnen in die Hintergebäude gedrungen und das Feuer ohne Zweifel dadurch veranlaßt sei. Trohdem blieb die große Masse bei der Meinung, die Ritter seien auf irgend eine Weise die Brandstifter, und der Erzvogt war — obgleich er sich bemühte, den Gedanken zu verwerfen — im Grunde unwillkürlich derselben Ueberzeugung. Der Brand war den Rittern eben gar zu gelegen gekommen.

Herr Walter, welchem der Knecht nachträglich die Anwesenheit Bodos am verhängnißvollen Abend berichtete, wußte nun, daß der Knappe der Thäter war,

denn der Pöbel hätte die nächsten Niederlagen angezündet und sich nicht bescheiden die letzte, an die Nachbarhäuser grenzende, ausgesucht. Herr Walter war dem Knappen dankbar für diese Rücksicht, beschloß, um fernere Unbequemlichkeiten zu vermeiden, über die Sache nicht zu sprechen, und befahl auch dem Knechte Schweigen. Im Inneren sagte er sich aber auf immer von aller Gemeinschaft mit dem Orden los. Was er bereits geopfert hatte, mochte bleiben und ihm mit Frau Johanna einigen Anspruch an die Seligkeit nach dem Tode erwerben. Während seines noch übrigen Lebens wollte er von den Rittern und ihren Leuten nichts mehr wissen. Zugleich Bürger der Stadt und Glied des Ordens — das ging nicht.

Am dritten Morgen, als nach dem Regen die Sonne hervorbrach und viele Leute die nun gelöschte Brandstätte besuchten, humpelte zwischen den geschwärzten Mauern und verkohlten Balken zunächst an dem Grundstücke Walter's auch ein junger Mensch herum, dem man es ansah, daß er zum ersten Male vom Krankenzimmer aufgestanden sein mußte, auf welches ihn seine Wunden geworfen hatten. Er war bleich zum Erschrecken. Der ganze Kopf war mit einem Leinwandstreifen umwunden, welcher reichliche Blutflecke aufwies. Den linken Arm trug er in einer leinenen Binde und der rechte Fuß mit dem Beine vom Knie abwärts war ebenfalls in Leinwand gewickelt, an der Blutspuren nicht mangelten. Er stützte sich mit der rechten Hand auf einen derben Stock und schob sich langsam und mit großer Anstrengung vorwärts, schaute aber trotzig und hatte das Schwert an der Seite.

Als er sich die Sache zur Genüge angesehen hatte, schleppte er sich mühsam zur Straße, bog um das Haus Walter's, betrachtete hier angelegentlich die zerbrochene Thür, die verbogenen Gitter, die verstümmelten Fensterrahmen. Kopfschüttelnd bewegte er sich dann der Badestubenpforte zu und benutzte jeden Wandvorsprung, um ein Weilchen zu sitzen oder sich wenigstens anzulehnen und wieder Kräfte zu sammeln. Die Begegnenden wichen ihm zuvorkommend aus und blickten ihm mitleidig nach.

Die Wache bei der Pforte gab ihm Raum und einer der Leute sprang zu und stützte ihn, als er sich mühsam auf das Bänkchen an der Mauer niederließ.

„Habt es gut abgekriegt, junger Mann,“ sagte theilnehmend der umfangreiche Brauer, welcher die eben auf Wache befindliche Abtheilung befehligte, „Seid wohl dick drin gewesen auf der Mauer und im Hofe von Sanct Jürgen?“

Der Verwundete nickte mit dem Kopfe, und selbst das schien ihm bei seiner augenblicklichen Ermüdung Anstrengung zu verursachen.

„Ja,“ meinte der Mann, indem er die Arme auf der breiten Brust verschränkte, „das war heiße Arbeit. Da haben beide Theile sich wacker gehalten und ehrlich gestritten. Daß aber die Ordensleute dann das Feuer angelegt haben, das war ein Schurkenstreich.“

„Man sagt,“ wandte der Kranke mit Mühe ein, „betrunkene — Kerle —“

„Unsinn!“ sprach der Brauer mit Ueberzeugung.

„Die Ordensleute haben esgethan. Irgend ein Schandhube hat sich in die Stadt geschlichen. Heilige Mutter Gottes! wenn ich den Kerl finden könnte, erwürgen wollte ich ihn!“

Dabei reckte er die Arme vor und quetschte die gewaltigen Fäuste zusammen.

„Die Sehnen müßte man dem Buben aus dem Leibe ziehen!“ fügten die Umstehenden hinzu. „Die Haut sollte man dem Schurken in Streifen abreißen!“

Der Kranke streckte plötzlich die Hand aus, als ob er nach etwas griffe. Die Augen nahmen einen gierigen Ausdruck an. Die Lippen bebten.

Verwundert schwiegen die Männer, sahen den jungen Menschen an und dann dorthin, wohin er blickte. Da brach eben einer der Wächter einen Bissen von einem Brotende ab und steckte ihn in den Mund.

„Wollt Ihr etwas?“ fragte der Brauer.

Der Kranke sank wieder zusammen und schloß die Augen.

„Mir wurde — schlimm,“ stammelte er. „Einen — Schluck — Wasser!“

„Gleich, gleich,“ sagte ein Mann und sprang davon.

„Armer Junge!“ sprach der Brauer. „Ihr habt Euch zu früh auf die Beine gemacht. Was Wasser! Gebt ihm lieber einen Schluck Bier. Was meint Ihr dazu?“

Der Kranke nickte zustimmend.

Der Brauer selbst ergriff die gebrachte Kanne und setzte sie vorsichtig an die Lippen des Jünglings.

Der faßte das Gefäß auch noch mit seiner gesunden Rechten und trank, trank in einem Zuge fort — es wollte gar kein Ende nehmen. Lächelnd schauten die Bürger darauf. Zuletzt mußte er Athem holen. Die Kanne war fast leer. Er senkte aus voller Brust und lehnte sich schwer an die Wand.

„So ist es recht,“ sagte der Brauer befriedigt, „Mein Lebtag habe ich es immer wahr gefunden, wie einer trinkt, so haut er drein, wenn es nöthig ist.“

Der junge Mann stemmte den Stock auf den Boden und begann sich zu erheben. Der Brauer unterstützte ihn.

„Ihr wollt wieder nach Hause?“

Er schüttelte den Kopf.

„Hinaus, an die Rige,“ sprach er matt. „Ich bin deshalb — ausgegangen. Will da — sitzen. Mir wird besser — am Wasser. Ich — bin ja — Seemann.“

„Hört, das ist gefährlich,“ warnte der Brauer. „Außerhalb der Mauer ist es nicht geheuer. Könnte Euch dort etwas zustoßen, und Ihr seid nicht im Stande, zu flüchten.“

„Ich kann nicht — ohne Wasser,“ beharrte der Kranke in eigensinnigem Tone. „Laßt mich — hinaus. Ich — bitte — Euch.“

„Nun ja doch,“ gab der Mann zu. „Wenn Ihr glaubt, daß es Euch Nutzen bringt. Erlaubt, ich werde Euch selbst durch das Pförtchen führen. Es ist so unebenes Pflaster unter dem Pförtengewölbe. Ihr könntet da mit Eurem wunden Fuße anstoßen. Aber

thut draußen die Augen auf. Ghe Ihr es denkt, kann ein schuftiger Ordensmann vorbeijagen und Euch aus Muthwillen eins verfehen.“

„Pah!“ sagte der junge Mensch und winkte verächtlich mit der Hand.

Der Brauer geleitete ihn sorglich durch das Pfortchen und bis zum nächsten, zum Befestigen von Fahrzeugen eingerammten Pfosten am Wasser. Dort half er ihm beim Niedersitzen, stand noch ein Weilchen und plauderte. Da er aber keine Antwort erhielt und der junge Mensch die Augen wieder geschlossen hatte, als ob er schlummere, ging er zurück, um sich durch eine Kanne Bier zu erfrischen.

„Ihr, hört einmal,“ sprach er zu dem Manne am Pfortchen, „steckt von Zeit zu Zeit den Kopf hinaus und schaut nach dem jungen Blut. Es thäte mir leid, wenn er zu Schaden käme. Er scheint ein ganzer Kerl zu sein. Halbtodt, wie er ist, fürchtet er sich vor den Ordensleuten so wenig, als ob es Maikäfer wären.“

Gehorsam befolgte der Pfortner den Auftrag. Als er das erste Mal hinausjah, saß der Kranke der Pforte gegenüber. Etwas später hatte er den Platz gewechselt und befand sich auf einem Pfahle links, näher zur Badestubenbrücke. Dann war er noch weiter gegangen und saß ganz in der Nähe der Brücke. Nach einiger Zeit war er verschwunden. Sollte er über die Brücke gehumpelt sein und den Weg am Erlbruch zur Sumpfniederung eingeschlagen haben? Das wäre purer Wahnsinn gewesen, denn da draußen ritten häufig Streifwachen der Ordensschaar, welche außerhalb Sanct

Sürgen am Sande lagerte. Aber nein, als der Pförtner den Kopf wandte, erblickte er den Gesuchten rechts am Ufer, näher zur neuen Brücke und zur Düna. Er schien nach den Fahrzeugen zu schauen, welche sich seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten dort dicht neben einander gelegt hatten, um mehr aus dem Bereich der Ordensleute zu kommen.

Als der Pförtner mit Gemüthlichkeit sein Mittagsmahl verzehrt und sich ein Stündchen der Verdauung desselben hingegeben hatte, erinnerte er sich wieder des Verwundeten. Er öffnete das Pförtchen und trat hinaus. Er guckte links und rechts, beschattete die Augen mit der Hand, aber es half nichts. Nirgend war der junge Mensch zu sehen.

„Er wird zur neuen Brücke und durch die Rigenmündepforte gegangen sein,“ sagte der Pförtner.

„So wird es wohl sein,“ stimmte der Brauer bei.

Sie irrten in ihrer Annahme, denn als der Nachmittag und auch der Abend vergangen und die Dunkelheit eingetreten war, so daß sich ein Mensch auf einen Steinwurf von der Mauer nicht unterscheiden ließ, froch derselbe junge Mann unter der Badestubenbrücke hervor. Um den Kopf hatte er jetzt nicht die blutbefleckte Leinwand, den Arm trug er nicht in der Binde, das rechte Bein war nicht umwickelt. Er horchte erst umher und stieg dann auf die Brücke. Wie er sich dort aufrichtete und das Schwert zurechrückte, hätten die Leute aus Sanct Sürgen bei nur etwas Helligkeit auf den ersten Blick den Knappen Bodo in ihm erkannt.

Als es ihm gelungen war, das Feuer anzulegen, welches der Wind rasch ansachte und weiter trug, hatte er sich auf dem Boden einer der Waarenniederlagen des Kaufmannes Walter verborgen und den folgenden Tag meist verschlafen. Dann hatte er angefangen, zu überlegen, wie er sich davonmachen könnte. Daß die Sache schwierig, ja fast unmöglich sei, davon hatte er sich durch das Ende Bebendorf's und durch die Reden und Drohungen überzeugt, welche er während des Brandes und auch im Laufe des Tages in der Umgebung vernommen hatte. Er bot den ganzen Vorrath seiner Erfindungsgabe auf. Er entwarf Pläne, einen Kühner als den anderen. Er mußte immer wieder erkennen, daß er das Rechte nicht getroffen hatte. Hunger und Durst setzten ihm gewaltig zu und brachten ihn fast zur Verzweiflung. Der Regen in der zweiten Nacht erlaubte ihm wenigstens den Durst zu stillen, indem er seine Kappe unter eine schadhafte Stelle des Daches hielt. Er merkte bei dieser Gelegenheit, daß die Kräfte anfingen ihn zu verlassen, und eben die Schwäche, welche er fühlte, gab ihm den Gedanken ein, den Kranken, Verwundeten zu spielen. Die Leinwand hatte er nach langem Suchen in der Niederlage gefunden. Die Blutflecke hatte er hergestellt, indem er sich den linken Arm ritzte.

Jetzt stand er auf der Badestubenbrücke und stützte sich auf den Stock, denn er war sehr matt, und der Hunger arbeitete in seinem Magen, als ob Jemand mit einem glühenden Eisen darin herumhantirte. Hätte der Brauer ihm am Morgen nicht das Bier gereicht,

so wäre er schwerlich im Stande gewesen, sich auf den Beinen zu halten

Er legte sich noch einmal die Frage vor, welche er unter der Brücke schon mehrmals verworfen hatte, ob er es nicht wagen sollte, im Schutze der Nacht an der Mauer hinzuschleichen. Wie nah hätte er es dann gehabt! Selbst wenn er je nach einigen Schritten anhält, horchte und sich erholte, mußte er in einer halben Stunde vor Sanct Jürgen eintreffen. Ging er dagegen über die Brücke und jenseit der Rige, so war er gezwungen, des sumpfigen Bodens und der in die Rige fallenden Bäche wegen einen großen Umweg zu machen, fast bis dahin, wo der Weg aus der Badestubenspforte mit dem Wege aus Sanct Jürgen zusammentraf. Würde er bei seiner Schwäche die Wanderung aushalten? Würde er die Kraft finden, sich gegen einen Anfall von Raubgefindel oder Wölfen zu vertheidigen? Daß er einer solchen Gefahr leicht begegnen könne, darüber gab er sich keiner Täuschung hin.

Mit Kopfschütteln entschied er sich auch diesmal für den Umweg. An der Mauer mußte er an dem Thore der Dominikaner vorbei, mußte zwischen diesem und der Brücke derselben durch, und daß der Unterprior für gute Wache sorgte, war gewiß. Dem Unterprior mochte er aber noch weniger in die Hände fallen als den Bürgern, denn der ließ sich nicht betrügen und kannte kein Erbarmen. Brr, ihn schauderte, als er an die haßerfüllten Blicke des finsternen Gefellen dachte, wie er denselben in der schwarzen Kutte und dem Harnisch darüber auf den Mauern und Thürmen beobachtet hatte.

Er überschritt die Brücke und ging, so gut er konnte, auf dem Wege fort. Wie er sich erst in die Bewegung hineinarbeitete, wurde ihm leichter und er kam schneller vorwärts. Bald jedoch stellte sich die Müdigkeit ein. Er biß die Zähne aufeinander und hastete weiter. Er verlor die Berechnung der Zeit. Er wußte nicht, ob er Minuten, ob er Stunden unterwegs sei. Er wankte und strauchelte. Vor den Augen flimmerte es ihm, in den Ohren sauste es. Er glaubte Stimmen zu vernehmen, Pferdegetrappel schien an sein Ohr zu schlagen. Bald war es ihm, als ob wilde Thiere um ihn her heulten, bald wieder, als ob er Kirchengesang vernähme. Er schlug mit dem Stocke um sich, denn es kam ihm vor, daß Jemand ihn packe und zurückziehe. Er hatte keine Ahnung davon, ob er sich auf dem Wege befinde oder ob er ihn verloren habe. Er fiel. Er wollte sich aufraffen, es gelang ihm, sich auf die Kniee zu stellen, aber ganz erheben konnte er sich nicht. Ja, eigentlich war er nicht im Klaren darüber, ob er lag oder knieete. Da stampfte wieder etwas schwer auf den Boden.

„Brüder! Brüder!“

Hatte er es ausgesprochen? Hatte ihm das Wort nur in den Ohren geklungen?

„Wer ruft da?“ fragte eine rauhe Stimme in die Nacht hinaus.

„Hier an dieser Stelle muß es gewesen sein, Ritter,“ sprach nach einer Weile ein Mann, indem er sein Pferd zügelte, „hier in oder neben dem Busche.“

„Steige ab, Klaus, und fühle mit den Füßen umher,“ befahl die erste Stimme.

Mehrere Reiter hielten auf dem Wege, wo derselbe sich bereits der Stadt näherte, um bald darauf zu der Brücke der Dominikaner und etwas weiter nach Sanct Jürgen abzubiegen.

„Ein Mann liegt hier,“ sagte nach kurzem Suchen Klaus. „Er scheint allein zu sein. Rund umher kann ich weiter nichts finden.“

„Was ist es mit ihm?“

„Er hat ein Schwert an der Seite. Leben ist in ihm. Er ist warm und athmet. Ritter, es könnte wohl ein Bruder sein; er hat geschorenes Haar.“

„Noch einer herunter von der Mähre! Schleppt den Mann her.“

Bodo wurde auf den Weg gebracht und auf die Füße gestellt. Ein Schluck Wein wurde ihm eingeflößt. Er kam zu sich, aber er konnte die Lippen fast nicht bewegen. Trotzdem verstanden ihn die Leute. Ein Knappe nahm ihn vor sich auf das Pferd und in den Arm. So schaffte man ihn vor die Zugbrücke von Sanct Jürgen.

„Hier ist ein Mann,“ meldete der Ritter auf die Anfrage, „der sagt, er sei ein Waffenbruder aus des Hauskomthurs Gefolge. Bodo will er heißen.“

Am Thore entstand plötzlich Leben. „Bodo ist da!“ lief die Meldung von Posten zu Posten. Die Zugbrücke fiel. Eine ganze Menge von Ordensleuten stürzte herüber. Bodo wurde auf den Armen in die Wachstube am Thore getragen. In ihren Nachtgewändern liefen Knappen und Ritter herbei.

„Bodo! Endlich! Erzähle! Wo ist der Bruder Weendorf? Wie habt Ihr es angefangen? Erzähle, Bruder Bodo.“

Aber Bodo taumelte auf die nächste Bank, sobald er nicht mehr gehalten wurde.

„Brod!“ flehte er kaum vernehmbar. „Um der heiligen Jungfrau willen, ein Stück Brod!“

XIX.

Der Kampf ruhte. Der Komthur hatte eingesehen, daß sich mit den Städtern nicht so leicht umspringen ließ, wie er es sich Anfangs gedacht hatte. Bei dem Werfen und Schießen war Sanct Jürgen im Nachtheil gewesen. Bei dem Sturme hatte sich herausgestellt, daß die Bürger zuletzt die Oberhand gewinnen mußten. Anderseits hatten die städtischen Führer mit dem Erzvogte gemerkt, daß die Bürger wohl im Stande waren, die Ordensleute aus Sanct Jürgen zu vertreiben, daß die Sache ihnen aber gar zu theuer zu stehen kam und zu viele Opfer an Familienvätern und nützlichen Leuten aller Art verlangte. Es hatte sich aus diesen Gründen ein unwillkürliches stummes Einvernehmen gebildet. Der Kampf ruhte: kein Stein wurde geworfen, kein Bolzen oder Pfeil wurde abgeschossen.

Ein Mensch war mit dieser Lage der Dinge höchst unzufrieden, nämlich der Unterprior der Dominikaner. Er gab sich die größte Mühe, den Erzvogt zu überzeugen, daß es auf die Dauer so nicht bleiben könne und der Kampf über kurz und lang doch wieder

ausbrechen müsse. Es sei darum besser, das Eisen zu schmieden, so lange es glühe, und den Rittern keine Zeit zur Erholung und besseren Verschanzung zu lassen. Er ging sogar so weit, daß er sich an einzelne der Rathmänner und an die Führer der Gilden wandte. Vergeblich, er fand unter ihnen freilich Stitzköpfe und bei einzelnen einen Haß gegen den Orden, welcher dem feinen nicht nachstand, aber von einem neuen Sturme wollten sie doch nicht recht wissen. Zum Austrage mußte die Sache noch einmal kommen, das gaben sie zu, und dann wollten sie nicht wanken und sich in Ritterblut baden, aber stürmen wie das erste Mal, nein, das wollten sie nicht. Sie hofften, es werde sich eine bessere Gelegenheit bieten, die Weißmäntel zu fassen.

Noch finsterner und drohender als früher ging der Unterprior umher. Man sah ihn am Tage auf den Dächern und Thürmen des Johannisklosters, wo er Verbesserungen an den Wurfmaschinen anbrachte. Man fand ihn in der Morgen- und Abenddämmerung auf der Mauer, wo er stundenlang die Ställe von Sanct Jürgen anstarrte, als ob er verliebt in sie wäre. Man begegnete ihm in der Nacht in den abgelegensten Winkeln des Gartens und Hofes, wo er in tiefen Gedanken hin und her schritt. Die Leute begannen zu glauben, er schlafe gar nicht. Sie wichen der unheimlichen Gestalt nach Möglichkeit aus. Der dicke Stadtwachmeister, welcher die noch verstärkte Besatzung des Klosters befehligte, schüttelte den Kopf, während er den Unterprior von fern betrachtete.

„Der brütet Unheil,“ brummte er.

In Sanct Jürgen war man ebenfalls geschäftig. Zum zweiten Sturme der Städter, welcher über kurz oder lang aller Wahrscheinlichkeit nach erfolgen mußte, wollte der Komthur besser geschützt sein. Darum ließ er an der Mauer, welche den Rittersitz von der Stadt trennte, Tag und Nacht fleißig arbeiten. Nicht allein die Brüder Gewerker mühten sich emsig, sondern auch die Knappen mußten mit zugreifen, ja nicht selten legten die Ritter selbst Hand an. Die Mauer wurde erhöht und stellenweise verdoppelt. Wehrgänge wurden eingerichtet und Erker gebaut, von denen verdeckte Schützen die Mauer bestreichen konnten. Jeder Tag förderte die Festigkeit des Platzes.

„Die Ruß reißt,“ lachte der Komthur, während er mit den Fingern durch den großen, krausen Bart fuhr, „und die Schale wird hart. Die Städter dürfen sich zuletzt die Zähne daran ausbrechen.“

Die Bürgerschaft war natürlich nicht im Unklaren darüber, was die Ritter trieben, und der Erzvogt und die Rathmänner bestiegen häufig den Thurm von Sanct Peter, um die Fortschritte der Befestigungsarbeiten zu verfolgen. Sie nahmen es aber ziemlich kaltblütig. Der Sturm, bei welchem Sanct Jürgen fast in die Hände der Städter gefallen wäre, hatte ihren Muth gehoben, hatte ihnen das Bewußtsein beigebracht, daß sie sich mit den Rittern messen konnten. Darum lag in den Anordnungen, welche der Erzvogt zum Schutze gegen einen Ausfall traf, mehr Ruhe und Sicherheit. Darum beuahmen sich die Schaaren, welche

abwechselnd die Sammelplätze einhielten, gefasster und verständiger. Ein jetzt unternommener Ausfall wäre den Rittern theuer zu stehen gekommen, und ein Sturm wurde nicht beabsichtigt.

Unterdessen hatte der Komthur nicht unterlassen, dem Ordensmeister reinen Wein einzuschänken und ihm offen zu erklären, daß von Sanct Jürgen aus die Stadt nun und nimmer bewältigt und in Zucht und Gehorsam gehalten werden könne. Wenn eine Fortsetzung der Fehde überhaupt im Plane liege, so habe es nur dann Sinn, die Feindseligkeiten von Neuem zu beginnen, falls der Meister Anstalten treffe, die Stadt zu belagern, einzuschließen und von allen Seiten zu bestürmen. Zu dem Zweck hätte der Meister aber die ganze Macht des Ordens in Bistum aufbieten müssen, wie es bis jetzt nur zu Zügen gegen den heidnischen Litauerkönig geschehen war. Dazu mochte sich der hohe Gebietiger doch nicht entschließen. Er konnte nicht wissen, was der Hochmeister, was der Papst und der Kaiser dazu sagen würden. Freilich, der Papst und der Kaiser waren weit und ihretwegen hätte er sich schließlich nicht zu sehr beunruhigt. Aber der Hochmeister! Gegen eine kleine Kauferei, als welche der bisherige Kampf aufgefaßt werden konnte, hatte der Hochmeister jedenfalls nicht viel einzuwenden. Solche Sachen lagen nun einmal in dem Geschmack jener Zeit und galten als unvermeidlich. Aber wenn er das ganze Ordensgefolge aufbot, so klang das anders. Es war dann ein Krieg, wirklicher Krieg, und gegen wen? Gegen die christliche Stadt, welche bisher mit dem

Orden zusammen zur Ehre Gottes und der Jungfrau gegen die Heiden gekämpft hatte, um diese zum Heil und zur Seligkeit zu zwingen und sie dabei zu vernichten und auszurotten. Der Hochmeister konnte sich bei der Gelegenheit daran erinnern, daß der Orden sein Schwert nur für den Glauben zu ziehen hatte, und ein Krieg gegen die Stadt ließ sich schwerlich als um des Glaubens willen begonnen deuten. Der Meister Bruno in Wenden war vom Hochmeister noch gar nicht als Landmeister von Livland bestätigt. Wie leicht konnte der Hochmeister zürnen und statt der Bestätigung einen anderen Ritter zu dem Amte ernennen und hersenden! Daraufhin wollte der Meister Bruno es doch nicht wagen. Er wetterte und fluchte über die Schlappe, welche die Städter durch die Bestürmung Sanct Jürgen's dem Orden versetzt hatten, aber er begnügte sich einstweilen damit, die Sperrung der Zufuhr aufrecht zu erhalten. Da lief eine Nachricht ein, welche seiner Unentschlossenheit ein Ende machte.

Die reisigen Kaufleute in der Stadt waren mißvergnügt, weil sie keinen Theil an dem Sturme auf Sanct Jürgen gehabt hatten. Sie durften nur schweigen und zuhören, wie die Glieder der Gilde des heiligen Kreuzes und anderer Genossenschaften sich ihrer thaten rühmten. Sie dürsteten danach, sich ebenfalls mit den Ordensleuten zu messen, und ihre Führer drangen so lange in den Erzvogt, bis er ihnen gestattete, auszureiten, um etwaige kleine Trupps der Ordensleute zurückzudrängen und zu versuchen, ob sich vom Lande nicht Marktprodukte zur Stadt schaffen ließen.

Von nun an zogen täglich die Reiter theils durch die Sand-, theils durch die Badestubenpforte aus der Stadt. Sie wurden mit der Zeit kühner und trabten weiter vor. Sie fanden, daß die Ordensmacht, welche sich bei dem Beginn des Streites in der Nähe der Stadt gezeigt hatte, abgezogen war. Sie dehnten ihre Streifereien bis Dünamünde, bis zur neuen Mühle und Kirchholm aus. Sie stießen dabei auf kleine Trupps von Ordensknechten, welche mit hellem Erstaunen auf das stattliche Reitergeschwader blickten, bei größerer Annäherung aber eilig die Sporen andrückten und im gestreckten Galopp davonjagten.

Es gelang ihnen wirklich, Landsleute zu finden, die sich entschlossen, ihre Waaren zur Stadt zu bringen. Der Jubel war jedes Mal groß, wenn einige Bäuerlein auf dem Markte erschienen. Was sie anführten, wurde schnell und zu hohem Preise gekauft, und die Bauern lachten sich am meisten in's Fäustchen, machten gute Geschäfte und verließen am Tage darauf wieder unter dem Schutze der Reiter die Stadt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß bei weiteren Ritten von der Hauptschaar kleine Streifpartien abgesandt wurden, um die zur Seite liegenden Dörfer und Niederlassungen zu besuchen. Dabei kam es zu Zusammenstößen mit Ordensleuten. Gewöhnlich behielten die Städter die Oberhand, denn sie waren vollständig ritterlich gerüstet und bewehrt, während die Knappen und Knechte des Ordens leicht gepanzert und bewaffnet einherritten. Bald konnten die Wege als fast völlig gesäubert und gesichert gelten. Die Waarenzufuhr mehrte sich.

Einmal sah sich ein Streiftrupp von sechs Kaufleuten, welcher einen Hügel hinanritt, unerwartet einem Ordensritter mit einigen Knechten gegenüber. Bis dahin hatte sich noch kein Ritter sehen lassen. Schnell wurden die Lanzen eingelegt. Der Ritter aber rief laut, nannte seinen Namen und verlangte, der Führer der Städtischen solle sich ebenfalls nennen und sich in ritterlicher Weise im Zweikampfe mit ihm messen. Der kühne Gefelle, welcher den Streiftrupp befehligte, war sogleich bereit dazu.

„Im Namen der Jungfrau!“ sprach der Ritter, indem er das Visir schloß.

„Die Stadt zur Rige!“ rief der Kaufmann, indem er den Schild zurechtriückte und die Zügel besser faßte.

Sie rannten gegen einander. Beide Lanzen zerbrachen. Das schwächere Pferd des Ritters knickte von dem furchtbaren Stoße ein und setzte sich. Sein Reiter war halb aus dem Sattel geglitten, verlor das Gleichgewicht und stürzte. Da stand auch schon der Kaufmann auf dem Boden und eilte mit dem gezogenen Schwerte zu dem Feinde, um ihm nicht die Zeit zum Aufstehn zu lassen. Der Ritter war zu hart gefallen. Er erklärte sich kampfunfähig, ergab sich und forderte ritterliche Haft. Der Kaufmann sagte ihm diese zu. Die Knechte entflohen.

Die Genossen fanden den Vorgang in Ordnung. Ebenso hatte die Hauptschaar nichts einzuwenden. Der Ritter wurde durch Speise und Trank gestärkt, bestieg sein Pferd und strabte mit zur Stadt, wo die Leute nicht wenig die Augen aufrissen, als sie den weißen

Mantel in den Reihen der städtischen Reiter erblickten. Der Kaufmann führte ihn in sein Haus und bat ihn, es sich bequem zu machen und sich als Familienglied zu betrachten.

Der Pöbel war aber ganz anderer Meinung. Er rottete sich zusammen und verlangte unter Schreien und Drohen die Auslieferung des Ordensmannes. Er wurde endlich thätlich und versuchte das Haus zu stürmen. Das gelang nun freilich nicht, denn rechtzeitig kamen Glieder der Gesellschaft der Kaufleute dem Genossen zu Hilfe. Der Pöbel wurde mit blutigen Köpfen auseinander getrieben. Aber die Folge davon war, daß der Vorfall im Rathe zur Sprache gebracht wurde. Die unversöhnlichen Ordensfeinde bildeten bereits die Mehrzahl im Rathe, und so wurde beschlossen, dem Kaufmanne anzukündigen, er habe den Gefangenen in das Stadtgefängniß abzuliefern, damit ferneren Unruhen vorgebeugt werde.

Der Kaufmann glaubte darauf nicht eingehen zu können. Das schien ihm gegen sein Versprechen. Er berieth sich mit den Genossen und sie faßten ihren selbständigen Schluß. Der Ritter mußte geloben, im Laufe eines Jahres nicht gegen die Bürgerschaft zu kämpfen. Dann legte er seine Rüstung an und erhielt seine Waffen. Eine genügende Schutzwache geleitete ihn vor die Stadt, wo ihm die Freiheit gegeben wurde.

Der Ordensmeister schäumte, als er erfuhr, daß die Städter es wagten, die Nase aus den Mauern zu stecken und im freien Felde den Knechten des Ordens die Spitze zu bieten. Er traf Anstalten, wieder eine

stärkere Schaar abzuschicken, um diesem Unwesen zu steuern. Gerade als er sich mit dem Marschall darüber berieth, traf die Nachricht ein, welche ihn veranlaßte, alle Rücksicht bei Seite zu setzen.

Die städtischen Reiter hatten einen ganzen Wagenzug, welcher unter dem Schutze von zwei Rittern und etwa hundert Fußknechten verschiedene Vorräthe nach Sanct Jürgen bringen sollte, unverzagt angefallen, einen Ritter getödtet und fast die Hälfte der Knechte erstochen oder niedergehauen. Die übrigen Knechte hatten sich zerstreut. Die Wagen waren als gute Beute in die Stadt geschafft. Der überlebende Ritter war entkommen und stand geknickt Hauptes vor dem Meister, dem er Bericht erstattete.

Das ging über das Maß. Für eine so herausfordernde Verhöhnung mußte die Stadt mit Aufbietung aller Kräfte gezüchtigt werden. Jetzt unterlag es keinem Zweifel, daß damit auch der Hochmeister einverstanden sein werde. Die Sendschreiben wurden abgefaßt und durch Boten des Meisters in eiligem Ritte den Hauskomthuren des Meisters und den Landkomthuren zugestellt, welche letzteren ihrerseits wieder ihre Hauskomthure aufzubieten hatten. Auch die Bögte erhielten den Befehl, einen Theil der ihnen unterstellten Betten und Liven unter die Waffen zu rufen. Das ganze weite Ordensgebiet rüstete.

Der Ritter, welcher von den Kaufleuten gefangen worden und wieder in Freiheit gesetzt war, fand sich auch in Wenden ein. Dort wurde ihm erklärt, daß sein Gelöbniß, ein Jahr gegen die Stadt nicht zu

kämpfen, keine Giltigkeit habe, da er als willenloses, unbedingten Gehorsam schuldendes Glied des Ordens ein solches Gelöbniß gar nicht ablegen dürfe. Er wurde durch den Caplan des Meisters feierlich des Gelöbnißes entbunden und trat wieder in die Ritterschaar des Meisters, zu dessen Gefolge er gehörte. Im Stillen nahm er sich freilich vor, gegen seinen städtischen Gastfreund, falls er denselben erkennen würde, nicht zu kämpfen oder wenigstens das Leben desselben zu schonen. Täglich flehte er in heißem Gebete die Jungfrau wegen dieses Vorsatzes um Vergebung an, denn er begriff nun, daß auch schon ein solcher Vorsatz eine Verletzung seines Ordensgelübdes war.

XX.

Während außerhalb der Stadt vom Orden Schritte zum Verderben derselben gethan wurden, von welchen die Bürger noch nichts wußten, arbeiteten im Innern bereits viele Hände daran, die Spuren des unseligen Kampfes und des in Folge desselben entstandenen Feuers verschwinden zu machen. Auf der Brandstätte waren Zimmerleute und Maurer mit dem Niederreißen der zerstörten Gebäude und mit dem Aufführen neuer beschäftigt. Aus Holz konnte nicht gebaut werden, denn das Anflößen von Balken hatte aufgehört, seit der Orden der Stadt die Zufuhr auch auf der Düna abgeschnitten hatte, und dieser Mangel an dem alten beliebten, aber leicht entzündbaren Material kam der neuen Bauordnung zu Statten, welche verlangte, daß nur Stein oder höchstens Fachwerk verwendet werde. Alle ärmeren Leute

entschlossen sich natürlich zu der letzteren Art. Die Zimmerleute fügten hölzerne Rahmen zusammen und stellten aus diesen das Gerippe des neuen Hauses her. Die Maurer füllten die Rahmen mit heißen und zerstückelten Ziegeln, die meist den vom Feuer geschwärzten und geschädigten alten Wänden entnommen wurden. Als Handlanger und Erdarbeiter vermieteten sich gegen unbedeutende Entschädigung meist Liven und Letten, welche früher am Hafen und Bollwerk als Zuträger und Auslader gearbeitet hatten, aber auch viele, die vom Lande in die Stadt geflüchtet waren, weil sie sich durch die streifenden Ordensleute in ihrem früheren Erwerbe gehindert sahen.

Ueberhaupt gab es in der Stadt eine nie gesehene Menge von unnützen Leuten aller Art, meist Bewohner des flachen Landes, die durch den Zwist der Bürgerschaft mit den Rittern aus ihrer Ruhe aufgeschreckt und um ihr kärgliches Brod gekommen waren. Sie hatten die Stadt aufgesucht und hofften, dort die Mittel zu finden, ihren Hunger zu stillen. Sie zeigten sich aber als schlechte Arbeiter, denn zu ihrer Unkenntniß und Ungewandtheit gesellte sich auch noch Faulheit. Sie benutzten jede Gelegenheit, den Handlangerdienst zu unterbrechen und sich mit dem ständigen städtischen Pöbel zusammenzurotten.

Im Hause Walter's, des Kaufmanns, war Bruno thätig, welchen Gertrud als geschickten Zimmermann empfohlen hatte. Der alte Walter hatte nicht gezögert, den wackeren Gesellen, welchem er die Erhaltung des Lebens verdankte, mit der Instandsetzung des beschädigten

oberen Stockwerks seines Hauses zu betrauen und ihm zwei andere Zimmerleute zur Unterstützung beizugeben. Er sah bald ein, daß er keine schlechte Wahl getroffen hatte, denn Bruno zeigte sich nicht allein höchst geschickt in Allem, was den Holzbau betraf, sondern er erwies sich auch bewandert im Maurer- und Schmiedegewerke, so daß er, wie Walter zu Frau Johanna sagte, einen unbezahlbaren Baumeister abgab.

Der Kaufmann kam täglich aus der Badestube und hatte seine Freude an dem schnellen Fortschritt und der Sauberkeit der Arbeit. Er unterhielt sich mit Bruno über die nothwendigen Ausbesserungen an seinen Waarenniederlagen und erstaunte über den Scharfblick, welchen der Geselle dabei bekundete. Er nahm mit ihm eine Musterung des ganzen Grundstückes vor, und schließlich entzog er ihn zum Theil der Arbeit und ließ sich von ihm bei einer lange versäumten Besichtigung der in den Niederlagen gespeicherten Waaren unterstützen. Hierbei stellte sich heraus, daß er von seinem Aufseher und wohl auch von den demselben unterstellten Knechten auf unverschämte Weise bestohlen worden war.

Auch Gertrud kam täglich aus der Badestube und in ihrer Gegenwart handhabte Bruno den Meißel und Hobel mit doppelter Lust, so daß sie freudestrahlend auf ihn blickte und doch auch schmollte, da sich vor dem Klopfen und Hämmern fast kein vernünftiges Wort reden oder vielmehr hören ließ. Wenn er die Werkzeuge aus der Hand warf und sich für kurze Zeit zu ihr setzte, waren beide doch meist schweigsam, grübelten und tüftelten und konnten die Frage nicht lösen, wie

er zu den nöthigen Mitteln gelangen sollte, um von dem Kräutner als annehmbarer Schwiegersohn anerkannt zu werden.

Gertrud lief auch dann und wann zu dem Vater über die Straße, wobei sie die Zeit so abzupassen suchte, daß Frau Alheid gerade mit dem Kinde beschäftigt und nicht in der Verkaufsstube war. Der Kräutner zeigte sich freundlich gegen sie, brachte aber immer wieder die Rede darauf, daß es ihm namentlich bei den jezigen schweren Zeiten, in welchen Niemand kaufen wolle, schlecht gehe, und daß er voraussehe, er werde zum Bettler werden, namentlich wenn der Hausbesitzer, der reiche Gottfried, ihn im Ernst zwingt, die billige und gut gelegene Wohnung zu verlassen. Gertrud fühlte und verstand, wohin der Vater zielte, kam von jedem Besuche traurig zurück und konnte die Thränen nicht zurückhalten, während sie Bruno des Vaters Worte mittheilte. Er griff dann mit betrübtem Gesicht zum Hammer und Meißel und schlug darauf los, als ob er nicht das Holz, sondern den schmutzigen Wechsler von der Marktecke unter den Händen hätte.

Zu seiner Verwunderung erstieg eines Tages der Kräutner Bernhard die Treppe. Er wünschte Bruno Gottes Hilfe und sagte, er komme als Nachbar, um zu sehen, wie die Arbeit vorrücke. Er schüttelte den Kopf zu den vom Pöbel angerichteten Verwüstungen, fragte nach den Umständen jener Nacht und benutzte die Gelegenheit, um dem Zimmermann in das Gedächtniß zu rufen, daß derselbe von seiner Seite keine Sinnesänderung zu erwarten habe.

„Ich mag Dich gut leiden, Bruno, wie früher,“ sprach er. „Du bist ein wackerer Gefelle und Deine Arbeit ist Gold werth. Aber, Du begreifst, die Trude muß einen Mann haben, der etwas ist und etwas hat. Sonst ist ihr nicht geholfen und mir erst recht nicht. Ich werde alt. Ich habe eine Frau und ein kleines Kind. Die Zeiten sind schlecht. Wir dürfen es nicht darauf ansetzen, Hunger zu leiden oder betteln zu gehen. Im Uebrigen, Bruno, steht Dir meine Thür offen. Es soll mich freuen, wenn Du uns besuchst, und besonders wird Alheid Dich gern sehen. Sie ist Dir nicht feind.“

„Und — ich — bin — ihr — nicht — freund,“ sprach grimmig der Zimmermann, als der Kräutner gegangen war, im Tact zu den Schlägen seines Hammers. „Paß! falsches! Ihre Thür steht mir offen, jetzt, wenn Gertrud nicht bei ihnen ist! Danke schön. Habe keine Sehnsucht.“

Manchmal besuchten ihn auch Arbeitsgenossen von der Brücke her und saßen ein Weilchen plaudernd bei ihm. Von ihnen erfuhr er, was es in der Stadt Neues gab. Ein solcher zufällig vorsprechender Gefelle theilte ihm eines Tages mit, daß der Erzbischof angekommen sei.

Es war wirklich so. Der hohe Herr hatte für sein Bein schnelle Heilung gefunden und war zurückgekehrt. Seine beiden Fahrzeuge lagen der Stiftspforte gegenüber vor Anker. Er hatte sich in Begleitung der Ruhme und des Gefolges in seinen Palast begeben, und zwar zu Fuß, wenn auch langsam und gestützt auf den Arm eines Dieners.

Er wußte bereits, daß die Ordensleute der Stadt die Zufuhr abgeschnitten hatten und daß es darum knapp mit den Lebensmitteln stand. Er konnte in dieser Hinsicht den Trost bringen, daß aus Lübeck einige Schiffe ausgelaufen waren, die Pilger und Mehl an Bord hatten. Ihm war auch bekannt, daß zwischen den Städtern und der Komthurei ein Zusammenstoß stattgefunden hatte. Daß aber schon so viel Blut geflossen war, und daß fast ein Drittel der alten Stadt in Asche lag, davon hatte er noch keine Kunde.

Seine Betrübniß war nicht gering und sein Jorn gegen den Meister noch größer. Er sollte aber Uergeres erfahren, denn kaum hatte er sich einigermaßen von der Reise erholt, als ihm durch seine Vasallen zu Ohren kam, daß der Meister mit dem Aufgebot fast des ganzen Ordens nah daran sei, auszurücken und die Stadt zu berennen.

Diesmal wurde das Schreiben an den Meister schneller zu Stande gebracht. Es enthielt die Anzeige, daß der Herr der Stadt da sei, und die Forderung, die Feindseligkeiten einzustellen, bis derselbe sich mit dem Meister verständigen könne. Ein Beamter des Erzstiftes eilte damit in Begleitung eines reisigen Trupps nach Wenden. Er begegnete weit außerhalb Rigas einem schwergerüsteten Reitergeschwader und glaubte, es sei die Vorhut des Ordensheeres. Es waren jedoch reisige Kaufleute, welche eine Anzahl Wagen mit Marktvorräthen geleiteten. Nicht weit davon stieß er auf eine Ordensabtheilung, welche ihn mit seinem Trupp für städtische Reiterei ansah und sich nur mit Mühe davon

abhalten ließ, ihn als Feind zu behandeln. Je mehr er sich Wenden näherte, desto häufiger erblickte er von Rittern geführte Schaaren, die im Felde lagerten oder auf Wegen hinzogen. Vor dem Meisterschlosse aber breitete sich ein vollständiges Heerlager aus.

Der Beamte kam bereits unterwegs zu dem Schlusse, daß das Schreiben wenig Erfolg haben werde, denn auf die Ritter, welche sich nach dem Zweck seines Rittes erkundigten, machte der Name des Erzbischofs gar keinen Eindruck und verschaffte ihm bei denselben nur nach langen Auseinandersetzungen freien Paß, ja bei manchen rief er verächtliches Lächeln hervor.

Er irrte nicht. Der Meister ließ sich das Schreiben vorlesen und verdeutschen und nahm sich nicht einmal die Mühe, eine schriftliche Antwort zu ertheilen, sondern gab mündlichen Bescheid. Daß der Erzbischof da sei, wisse er schon, sagte er, doch sei ihm das gleichgültig. Er liege im Kriege mit der aufständischen Stadt, welche er belagern, bestrafen und zum Gehorsam zwingen werde. Wenn der Erzbischof nicht auch als Feind betrachtet, nicht in das Schicksal der Bürger verwickelt werden wolle, so solle derselbe sich hübsch still verhalten und dadurch anzeigen, daß er an dem Kriege keinen Theil habe.

Aus dieser Antwort mußte der Erzbischof endlich entnehmen, daß es mit seinen Begriffen von der erzbischöflichen Oberhoheit auch über den Orden in Livland gar zu schlimm bestellt, und daß es Zeit sei, diesen Begriffen zu entsagen. Schwer drückte den alten Herrn diese Ueberzeugung und er brauchte Tage, um sich in

dieselbe hineinzudenken. Unterdessen wurde er vom Erzogt im Namen des Rathes, welchem die Machtlosigkeit des geistlichen Landesherrn auch noch nicht in den Kopf wollte, bestürmt, den Meister zur Ruhe zu verweisen und die getreue Stadt vor der Rache der Ordensmacht zu wahren.

Der Erzbischof pflog Rath mit dem Capitel. Die ritterlichen Vasallen des Stiftes zum Beistande aufzubieten und ihre Schaaren mit denen der Stadt zu vereinigen, dazu war es bereits zu spät und der Orden hätte dazu nur gelacht, weil das Aufgebot gar zu gering an Zahl war. Die frommen Herren riethen hin und her und faßten endlich einen recht geschiedten Beschluß. Der Erzbischof sollte an die Bischöfe von Dorpat und Desel schreiben, denselben vor Augen führen, wie großer Gefahr auch sie sich aussetzten, wenn der Orden übermächtig würde, und sie auffordern, zu gemeinsamem Schutze und Truze in Riga einzutreffen, um von dort aus in corpore in Verhandlung mit dem Meister zu treten.

So geschah es, und der Erzbischof zählte mit Herzklopfen die Tage, welche bis zur Rückkehr der Boten verstreichen mußten. Als die Zeit eben um war, erschien mit dem nach Dorpat gesandten Boten der Bischof Bernhard in eigener Person und in gehöriger Begleitung. Die Gründe des Erzbischofs hatten ihm eingeleuchtet. Der Bischof von Desel aber, dem die Ritter nicht so dicht und bedrohlich auf den Nägeln saßen, begnügte sich damit, ein Schreiben zu senden, in welchem er sich mit Krankheit und Geschäftshäufung entschuldigte.

Da lief auch schon die Meldung ein, daß der Meister im Begriff sei, mit dem Heere von Wenden aufzubrechen, gefolgt von einem ungeheuren Trofse und mit zahlreichem Belagerungszeuge.

Nun ließ sich nicht länger säumen. Der Erzbischof stieg trotz seines noch angegriffenen Beines in den Sattel, und unter Vortragung der Abzeichen der erzbischöflichen und bischöflichen Gewalt und Gerechtsame ritten die beiden geistlichen Landesherren mit einem glänzenden Gefolge hinaus, dem Meister und seinem Heere entgegen.

Sie stießen in der Nähe von Wenden erst auf geringere Heeresitheile und zuletzt auf die Hauptmacht, welche auch schon unterwegs war und sich eben gelagert hatte. Der Meister befand sich dabei und in seinem Zelte. So weit das Auge reichte, war die Gegend rund umher bedeckt von dem bunten Durcheinander der Menschen, Rosse und Troßwagen.

Die geistlichen Herren wurden von den höheren Beamten des Ordens ihrem Range gebührend aufgenommen und in Zelten einquartiert, aber den Meister bekamen sie noch nicht gleich zu sehen. Derselbe traf erst Anstalten zum feierlichen Empfange und gewährte ihnen am folgenden Tage die verlangte Unterredung, umgeben von seinen Würdenträgern und in Gegenwart einer großen Zahl von Ritterbrüdern. Es war eine Eindruck machende Versammlung.

Der Graf Erzbischof, welchem derartige Schaustellungen aus früheren Zeiten her nicht unbekannt waren, ließ sich nicht beirren. In klarer, würdevoller

Rede tadelte er den Meister, daß derselbe einer so geringfügigen Veranlassung wegen, wie der Bau der Brücke über die Rige sie bot, eine so schwer ernste Sache, den Krieg, heraufbeschworen habe. Er malte aus, welcher Schade dem Handel und Wandel des Landes und vor allen Dingen der Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden daraus erwachsen müsse. Er sprach mit gut dargestelltem Schreck davon, wie schlimmer Leumund dadurch sich über Livland und namentlich über den Orden im Mutterlande verbreiten müsse. Er erbot sich endlich — obgleich es ihm leid thue, ein so schönes Werk zu zerstören — falls der Meister sich mit Geringerem nicht zufrieden geben wolle, dafür Sorge zu tragen und sich zu verbürgen, daß die Brücke von den Bürgern abgebrochen werde.

Kurz und schroff antwortete der Meister, es handele sich jetzt gar nicht mehr um die Brücke, sondern um wichtigere Dinge, die seit zwanzig Jahren auf Beilegung warteten. Seit des Kaisers Rudolph seliger Majestät sei der Orden behindert worden, die von demselben gnädigst verliehenen Gerechtsame und Vorzüge wirklich zu genießen. Das müsse nun endlich zum Austrage gebracht werden.

„So ist es doch, Brüder?“ wandte sich der Meister an die Versammlung, und laut schallte es aus Hunderten von streitbaren Kehlen: „So ist es!“

Dem Erzbischof wurde eigenthümlich zu Muth. Er hatte dem Streben des Ordens nach Unabhängigkeit von der geistlichen Macht noch immer nicht die volle Wichtigkeit beigemessen. Er hatte die Erlasse des

Kaisers Rudolph nie für wirksam und lebensfähig anerkannt. Jetzt aber sah er sich einer gerade entgegengesetzten Auffassung gegenüber, die dazu durch eine schreckenerregende Heeresmacht unterstützt wurde.

Der Bischof Bernhard brach das Schweigen und wies darauf hin, daß dann eigentlich die Stadt Riga ganz aus dem Spiele bleibe, denn nach den Worten des Herrn Meisters handele es sich um Streitfragen zwischen dem Orden und dem Erzbisthum, wohl auch ein wenig den Bisthümern — so setzte er fein lächelnd hinzu.

Der Meister wich vor dieser unverblünten Hinstellung der Sache nicht zurück. So verhalte es sich allerdings, versetzte er, und die Stadt Riga sei das erste und hauptsächlichste Bollwerk des Erzbisthums, an welchem der Orden zeigen werde, daß er nicht gestatte, die Gnadenbriefe des Habsburgers als nichts-sagende Pergamentblätter anzusehen. Die Herren möchten entschuldigen, schloß er, aber er gebe der Wahrheit die Ehre und fasse den Stier geradezu bei den Hörnern.

Der Erzbischof war sprachlos über die neue Beleuchtung, in welcher der Meister die Verhältnisse erscheinen ließ.

Der Bischof Bernhard mußte die Frage vorher auch in diesem und jedem möglichen Lichte betrachtet haben, denn schlagfertig erwiderte er, nur so sei es recht, da der Stier den, welcher ihn nicht bei den Hörnern, sondern am Schwanz packe, leicht in den Dreck ziehe. Er müsse nur um Auskunft bitten, ob der Herr

Landmeister damit gesagt haben wolle, daß der Krieg nicht allein die Stadt Riga betreffe, sondern dem Erzbisthum und den Bisthümern erklärt sei. Er wünsche Klarheit darüber.

Dabei lächelte der Mann wieder fein und guckte hell und scharf den Meister und dann die Versammlung an.

Troziges Murren lief durch die Reihen der Brüder. Es gab unter ihnen wohl keinen, der in seinem Kampfesmuthe nicht gewünscht hätte, daß der Meister die feste Frage bejahe. Der Letztere runzelte aber gewaltig die Stirn, sah unsicher um sich und finster auf den kühnen Frager. Dieser mußte seine Macht gewaltig fühlen, mußte überzeugt sein, daß er mit seinen Dorpatern und dem Aufgebot seiner ritterlichen Lehnsleute dem Orden genügenden Widerstand leisten könne — sonst hätte er die Sache nicht so auf die Spitze gestellt. Wenn dieser kriegslustige Geselle die Absicht hatte, den Erzbischof nachdrücklich zu unterstützen, wie er anzudeuten schien, und wenn noch der Bischof von Desel der Dritte im Bunde war, dann konnte es gar leicht geschehen, daß der Orden den Kürzeren zog. Hatte er doch fast seine ganze Heeresfolge aufbieten müssen, um nur die verdammten Rigaschen allein unter sein Joch zu beugen, wovon sich auch noch nicht bestimmt sagen ließ, daß es sehr leicht gelingen werde. Wurde dann gar noch das Gerücht zur Wahrheit, daß der Erzbischof den abtrünnigen Litauerkönig zu einem neuen Angriffe auf den Orden zu bewegen suche — dann konnte es passiren, daß dem

deutschen Orden in Livland ein ebenso schmähtliches Ende bereitet wurde wie seinem Vorgänger, dem Orden der Schwertritter.

Er wisse nicht, daß er mit dem Bischof von Dorpat im Streite läge, sprach endlich der Meister knurrig.

Der Erzbischof ermannte sich. Er gab zu, daß die geistliche Macht dem Erlasse des Kaisers Rudolph nach Möglichkeit widerstrebt habe. Das sei aber die nothwendige Folge davon gewesen, daß der Kaiser sich über die Bestimmungen des Papstes hinweggesetzt habe, und der Kaiser besitze nicht die Befugniß, umzustossen, was der Papst anordne. Die früheren Landmeister und Erzbischöfe seien beiderseits im Unrecht gewesen, daß sie darüber unter einander Hader erhoben hätten, statt gemeinschaftlich bei dem Papste und deutschen Reiche um Klärung des Verhältnisses einzukommen. Er schlage vor, das jetzt nachzuholen. Er für seine Person werde jedenfalls den Schritt thun und lege hiermit feierliche Berufung an den Papst ein. Er hoffe, der Meister werde sich ebenfalls dazu entschließen. Die hier versammelte Kriegsmacht sei zwecklos, denn die Entscheidung des Streites liege fern im Auslande, den nichtigen Vorwand aber, die Brücke, er widerhole es, sei er bereit, abzutragen.

Es wurde noch einige Mal Rede und Antwort gewechselt. Der Meister zeigte sich unentschlossen und brach endlich die Verhandlung ab. Er müsse sich mit den Gebietigern und Brüdern berathen, sagte er.

Zwei Tage vergingen darüber. Bald berief der

Meister die gesammte ritterliche Brüderschaft, bald besprach er sich mit einzelnen hervorragenden Gliedern des Ordens. Der Erzbischof und der Bischof verhandelten ebenfalls mit dem Marschall, einem Herrn, der dem Kriege unter den Christen in Livland abhold war, und anderen einflußreichen Rittern, die ihrerseits wieder mit dem Meister sprachen. Den Ausschlag gab zuletzt der Bischof Bernhard mit seiner Gradheit. Man that ihm zu wissen, daß gegen ihn nichts im Werke sei, im Gegentheile, daß er stets als ganz besonderer Freund und Günstling des Ordens bevorzugt und in allen seinen Plänen unterstützt werden solle, falls er sich verpflichte, dem Erzbischof diesmal nicht beizustehen.

„Brüderchen“, antwortete er dem Abgesandten, „das geht nicht. Lasse ich zu, daß Ihr den Erzbischof unterkriegt, so zieht Ihr mir nächstens das Fell über die Ohren.“

„Aber der Meister verspricht. . . .“

„Nun, Brüderchen! Stehe ich später allein dem mächtig gewordenen Orden gegenüber, so wäre der Meister ja ein Esel, wenn er mich nicht in die Tasche steckte.“

Am dritten Tage, am 20. August, kam in einer zweiten großen Versammlung der Vertrag zu Stande.

Der Meister verzichtete darauf, die Stadt zu belagern. Das Heer wollte er aber nur zum Theile entlassen, bis er sich überzeuge, daß die Nigaschen sich ruhig und bescheiden gegen den Orden verhalten und

der Komthurei Sanct Jürgen in der Ausübung ihrer Rechte kein Hinderniß in den Weg legen würden. Die Brücke durfte stehen bleiben, doch sollte die Stadt sich verpflichten, an derselben keine Wehren anzulegen, welche die Schiffahrt und Fischerei der Komthurei beschränken könnten, und auch keine Mühlen, da die Ordensmühlen die nöthige Mahlung reichlich zu besorgen im Stande seien. Beide Theile sollten sich an den Papst und den Kaiser wenden, wobei jeder sich im Stillen vornahm, die Gegenpartei so hart wie möglich zu verklagen.

XXI.

Es war ein eigenthümlicher Zustand, in welchem die Stadt sich nach der Rückkehr des Erzbischofs aus dem Lager befand. Ein Fremder hätte bei einem Gange durch die Straßen nicht mit Sicherheit sagen können, ob Friede herrsche oder ob die Bürgerschaft mit Jemandem im Kriege liege. Die Einwohner gingen ihren Beschäftigungen nach, zwischenein zogen aber bewaffnete Schaaren hin und her, und an den Pforten wie auf offenen Plätzen campirten starke Abtheilungen von Fußvolk, während reisige Trupps wie früher aus und ein ritten, da die Landleute sich unter ihrem Schutze mit Waaren auf den Markt wagten.

Wußten die Städter mit den Rathmännern und dem Erzvogt doch selbst nicht mit Bestimmtheit, ob sie Frieden oder Krieg mit dem Orden hätten. Der Erzbischof versicherte freilich, es sei Friede. Er hatte dem Rathe auch eine Schrift übermittelt, in welcher er mit

dem Bischof Bernhard von Dorpat bezeugte, daß sie entschieden hätten, die Brücke solle stehen bleiben, wobei sie die oben erwähnten Einschränkungen wegen der Mühlen und Wehren anführten. Das war aber durchaus kein Friedensdocument, und die Unterschrift des Meisters mit dessen Siegel wäre den Bürgern lieber gewesen. Es wollte Niemandem in den Sinn, daß der Friede ohne Kampf eintreten könne, nachdem so große Rüstungen gemacht waren.

Einmal wurde durch den Komthur dem Erzvogt ein Schreiben aus Wenden zugestellt. Der Landmeister befahl, die gefangenen Ordensleute, fränke wie gesunde, sollten unverzüglich in die Komthurei abgeliefert werden. Gegen die Sache selbst wandte Niemand im Rathe viel ein und die wenigen im Stadtgewahrsam befindlichen Ritter und Knappen wie auch die, welche im grauen Kloster in der Genesung begriffen waren, wurden mit aller Sorgfalt nach Sanct Jürgen geleitet und an dem Thore den Ordensleuten ausgehändigt. Es setzte im Rathe aber viele böse Reden über die Form des Schreibens. Der Meister hätte um die Auslieferung bitten, oder wenn er in seinem Born und Troste sich nicht entschließen mochte, der Stadtobrigkeit ein gutes Wort zu geben, so hätte er allenfalls fordern können. Das Befehlen war unpassend und kam ihm nicht zu.

Bald darauf traf ein neuer Befehl ein. Der Meister verbot den Städtern, Reitertruppß außerhalb der Stadt streifen zu lassen, und drohte, jeden bewaffneten Reiter, der nicht zum Orden gehöre und auf Ordensgebiet angetroffen werde, als Landstreicher und

Wegelagerer zu behandeln. Das Ordensgebiet gänzlich zu vermeiden, war aber nicht möglich, denn alle Wege und Stege gingen durch und über Stücke des Ordenslandes, welches überall zerstreut lag. Dieser Befehl des Meisters machte viel böses Blut im Rathe und nur mit der größten Mühe gelang es dem Erzvogt und der friedliebenden Partei, die Gemüther zu beruhigen und zum Nachgeben zu stimmen. Das Ausreiten der Kaufleute hörte auf, doch nicht ganz. Die Landleute wollten sich durchaus nicht entschließen, unbeschützt zu Markt zu ziehen, und darum wurde für unumgänglich nöthig befunden, dann und wann doch kleine Streifwachen reiten zu lassen, freilich in aller Stille und mit der Weisung, dem Ordenslande und den Ordensangehörigen nach Möglichkeit auszuweichen.

Das Verhalten der Ritter in Sanct Jürgen ließ sich auch deuten, wie man gerade wollte. Sie unternahmen nichts gegen die Stadt, aber sie fuhren fort, die Vertheidigungsanstalten zu verbessern. Ihre Mauern waren bewacht wie zur Kriegszeit. Von ihren Thoren stand manchmal eines auf, aber dann ließ sich dahinter ein starker, zur Abwehr bereiter Haufe von Knechten bemerken. Heraus kamen die Ordensleute nicht. Zur Zeit des Gottesdienstes öffneten sie das Thor, welches den Eingang zur Kirche des heiligen Georg ermöglichte, aber Niemand von den Städtern ging hinein. Herr Walter, der Kaufmann und seine Ehefrau Johanna, die früher fast jeden Tag durch dieses Thor geschritten waren, zeigten sich nicht mehr.

Herr Walter war überhaupt in seinem Kirchen-

besuch lässiger geworden, denn er hatte sich ganz den Arbeiten am Hause und an den Niederlagen zugewandt. Es war bereits Herbst geworden. Man schrieb den September. Herrn Walter's oberes Stockwerk war so weit fertig, daß der Besitzer mit seinen Angehörigen die Badestube verlassen konnte. Bruno war es, der die Aufstellung des Hausgeräths anordnete, den Knechten Befehle ertheilte, sich im Hause, in den Höfen und in den Waarenniederlagen betrug, als ob er hier der Herr sei, welcher zu gebieten habe, und die Dienenden Walter's wie auch die gemietheten Arbeiter gehorchten willig und griffen an die Mützen, wenn er ihnen zurief.

Als der Umzug aus der Badestube vor sich gegangen und für die Bequemlichkeit der beiden alten Leute vollständig gesorgt war, schritt Bruno mit dem Eintritt der Dunkelheit über die Straße zur Kräutnerei. Es dauerte lange, bis er über die Straße gelangte, denn Gertrud begleitete ihn, hielt ihn nach jedem Schritte mit ihrem zierlichen Händchen fest und sprach auf ihn ein, als ob sie ihm eine lange Vitanei einprägen wolle, von der das Wohl und Weh der Stadt abhinge. An der väterlichen Thür küßte sie ihn noch mehrmals und lief dann zurück in die Wohnung Walter's, wo sie sich in ihrem Kämmerlein auf einen Stuhl warf, die Schürze an die Augen preßte und weinte. Sie horchte dabei ängstlich, und sobald im Vorhause oder auf der Treppe ein Schritt laut wurde, fuhr sie zusammen und guckte starr auf die Thür, als ob sich da etwas Schreckliches zeigen müßte.

Bruno trat unterdessen in die Verkaufsstube des Kräutners. Bernhard eilte ihm dienstfertig entgegen und Frau Alheid machte sich mit freundlichem Lächeln bereit, von ihm Gefordertes zu reichen und einzupacken. Sie erkannten ihn nicht und waren froh, in dieser mageren Zeit wieder einmal einen Käufer bei sich zu sehen, dessen Aeußeres dafür bürgte, daß er Geld in der Tasche habe.

Bruno war bei dem matten Scheine der beiden Lampen, welche die Stube spärlich erhellten, auch wirklich schwer zu erkennen. In dem schlanken jungen Manne in feiner Tuchkleidung, mit dem Schwerte an einem gestickten Gehänge und in einem Hute, wie ihn solide junge Kaufleute zu tragen pflegten, hätte nicht leicht ein alter Bekannter den ärmlichen Zimmermann von früher gesucht

„Guten Abend, Vater Bernhard, und guten Abend, Frau Alheid,“ sprach er, indem er den Hut abnahm und ihnen die Hand bot.

Er wechselte die Farbe, während sie ihn starr vor Erstaunen anblickten, und kämpfte sichtbar mit ungeheurer Verlegenheit, aber er faßte sich schnell und warf sich in die Brust.

„Ihr habt mich aufgefodert, Euch zu besuchen, Bernhard,“ begann er wieder, „und habt gesagt, Frau Alheid sei nicht dagegen. So bin ich denn gekommen, da ich heute Abend freie Zeit habe. Ich bin Euch doch nicht lästig?“

„Du bist es, Bruno?“ brachte der Kräutner endlich heraus.

„Das ist ja wirklich der Bruno,“ sprach zugleich Alheid.

„Wenn Ihr erlaubt, setze ich mich ein wenig,“ sagte Bruno, trug einen Stuhl erst für Alheid aus der Ecke und nahm sich einen anderen.

„Aber wie Du aussehst, Bruno!“ wunderte sich noch immer der Kräutner. „Walter hat wohl gut für Deine Zimmerarbeit gezahlt, daß Du Dich so hast aufspuzen können?“

„Mit der Zimmerarbeit habe ich nichts zu thun,“ entgegnete Bruno und bückte sich, um sein Gesicht zu verbergen, als ob er an seinem Stiefel etwas in Ordnung zu bringen hätte — er wurde roth, weil er im Begriff war, mit seinem Glück zu prahlen — das heißt, ich führe freilich auch dabei die Oberaufsicht.“

„Die Oberaufsicht!“ wiederholte Bernhard. „Auch dabei die Oberaufsicht! Ja, wobei denn sonst noch? Du bist doch einmal Zimmermann.“

„Nun, wie man es nimmt, das heißt, nein, ich bin eigentlich nicht mehr Zimmermann, ich bin gar nicht Zimmermann.“

„Ich verstehe Dich nicht, Bruno. Was bist Du denn eigentlich?“

„Ich bin Herrn Walter's Hausverwalter, sein Aufseher im Geschäft und in den Niederlagen, sein Baumeister in der Stadt und auf dem Rigeholm, kurz, so zu sagen, sein Gehilfe, seine rechte Hand.“

„Du!“

„Ach, wie ihm die feinen Kleider zu Gesicht stehen!“ meinte Frau Alheid.

„So daß ich mich nicht mehr zu den Zimmerleuten zählen kann,“ fuhr Bruno fort. „Ich bin eigentlich — ja, ich weiß nicht, wie ich sagen soll — wenn es wieder zum Kampfe mit den Rittern kommt, werde ich Walter's Knechte an seiner Stelle neben den Kaufleuten führen müssen.“

„Mir hat so etwas geahnt,“ sagte Frau Alheid. „Wißt, Ihr, Bruno, ich habe oft behauptet: Der Bruno sieht mehr wie ein Kaufmann aus.“

„Aber dann bist Du ja, wenn man so recht bedenkt,“ sprach Bernhard sinnend, „eigentlich zu einem hohen Posten gelangt. Verwalter und Aufseher bei dem reichen Walter, hm, das würde mancher kleine Kaufherr zu sein wünschen. Dann ist wohl auch Dein . . . Euer Sold nicht gering?“

Bruno neigte zustimmend den Kopf.

„Der Herr Walter hat mich geradezu beschämt mit dem Sold und mit allem Anderen. Er will mich durchaus als seinen Lebensretter betrachten und behandeln.“

„Das seid Ihr ja aber auch wirklich!“ rief Frau Alheid aus. „Es ist übrigens immerhin hübsch von dem Walter. Ich liebe ihn dafür, den alten, guten Herrn.“

„Hm, hm,“ brummte Bernhard, in tiefes Nachdenken versunken.

„Ich bin herübergekommen,“ sagte Bruno, indem er aufstand und stolz hin und her spazierte, „nicht allein, um Euch Einen Besuch zu machen. Es geschah auch zum Theil, um eine Frage an Euch zu richten.“

Frau Alheid blickte rasch auf ihren Mann und dann lächelnd auf Bruno.

„Die Sache ist nämlich die. Ich irre doch nicht, Ihr habt davon gesprochen, daß Ihr gesonnen seid, Eure Wohnung zu ändern? War es nicht so?“

Der Kräutner lächelte bitter.

„Ich habe es wohl nicht im Sinne gehabt, aber der Hauswirth, der Wechsler, hat gedroht, mir zu kündigen.“

„Ja wohl, richtig. Nun seht, für den Fall, oder nein, auch ohne den Fall möchte ich Euch einen Vorschlag machen.“

Er zog seinen Stuhl herbei, setzte sich dicht vor Bernhard und legte seine Hand auf dessen Knie.

„Unsere Waarenniederlagen werden ganz umgebaut. Das letzte Endchen des Grundstücks an der Querstraße, wo der abgebrannte Speicher gestanden hat, bleibt leer. Herr Walter hat mir freigestellt, dort ein Häuschen aufzurichten und zu vermieten. Wollt Ihr, Vater Bernhard, so stelle ich es so hin, wie Ihr es zu Euer Wohnung und zu Eurem Handel nöthig habt, ganz nach Eurem Geschmack. Es soll gut werden, dafür stehe ich Euch. Was meint Ihr? Schlagt Ihr ein?“

Er hielt dem Kräutner die Hand hin.

„Wie Du sprichst, Bruno!“ versetzte dieser ziemlich kläglich. „Aber die Miethen! die Miethen wird der Herr Walter wohl nicht billig ansetzen?“

„Was Miethen!“ rief Bruno verächtlich. „Bin ich doch der Verwalter. In solchen Kleinigkeiten habe

ich freie Hand. Um dergleichen kümmert sich der Herr gar nicht. Wie ich die Miethe bestimme, so ist sie ihm recht.“

„So steht — so steht Ihr mit dem alten Herrn?“ sagte Bernhard gereckt. „Ja,“ fuhr er fort und seufzte, „Ihr habt Euer Glück gemacht, Herr Bruno, mir wird es wenig helfen. Ich kann nicht mehr zahlen, als bis jetzt dem Gottfried, und auch das fällt mir schwer.“

„Aber Bernhard,“ schaltete Alheid ein und neigte den Kopf verführerisch auf die Seite, „Bruno ist immer so gut gegen uns gewesen. Er wird uns gewiß nicht drücken wollen.“

„Es soll Euch nicht theurer werden, als Ihr dem widerlichen Wechsler gezahlt habt,“ versicherte Bruno.

„Siehst Du, Bernhard!“ rief Alheid und erfaßte des jungen Mannes Hand. „Ich habe stets gesagt, in Bruno steckt ein goldenes Herz.“

„Wäre das möglich, Bruno?“ zweifelte der Kräutner.

„Und denke nur die Freude, wenn wir den verhaßten Wechsler nicht mehr brauchen!“ fuhr Alheid fort. „Und wie wird die liebe Gertrud sich freuen!“

„Ich kann mich schwer hineinfinden,“ beharrte der Kräutner. „Es klingt zu verlockend.“

„Ich gebe Euch mein Wort. Ich habe schon mit Herrn Walter darüber gesprochen. Er lachte dazu und sagte: das geht Euch an; um solche Kleinigkeiten kümmere ich mich nicht. Es sind seine Worte.“

„Dann habt Dank, Herr Bruno. Ich will die kleine Miethe gewiß pünktlich zu entrichten suchen, wie bisher dem Wechselr.“

„Ach, Bernhard,“ sagte Alheid und warf einen ihrer zärtlichsten Blicke auf den jungen Verwalter, „habe ich nicht immer wiederholt, daß Bruno gegen uns gefinnt ist wie ein Verwandter.“

„Habt nochmals Dank, Herr,“ sprach der Kräutner wärmer und schüttelte die dargebotene Hand, wobei er jedoch respectvoll aufstand.

„Sagt doch, Bruno, was macht Gertrud?“ fragte Alheid unterdessen mit schlauem Lächeln.

Der Verwalter war im Begriff, lebhaft zu antworten, aber er besann sich, that sich Gewalt an, zwinkerte mit den Augen und fragte steif und kalt:

„Gertrud?“

„Nun ja, mein Gott! wir haben das liebe Mädchen schon einige Tage nicht gesehen.“

„Ach ja, so“ — Bruno bückte sich wieder und bastelte an dem Stiefel — „Gute Gertrud! Wenn ich aufrichtig sein soll, ich weiß es nicht genau.“

„Wie? Ihr wohnt doch jetzt in einem Hause!“

„Sa freilich,“ erwiderte er und richtete sich steif auf, „aber wir kommen selten zusammen. Des Morgens und Abends, wann ich im Hause bei dem Herrn zu thun habe ist sie bei Frau Johanna, und im Laufe des Tages bin ich draußen beschäftigt und . . . und wir sehen uns nur flüchtig, gewiß, nur sehr flüchtig . . . Zum Sprechen kommen wir gar nicht,“ setzte er entschieden hinzu, während Alheid ihren Mann erschreckt ansah, „ganz und gar nicht.“

Er nahm Alheids Einladung zum Abendessen an. Die Verkaufstube wurde geschlossen, und während die Frau in der Wohnung für das Schlafenlegen des Kindes und für den Tisch sorgte, mußte Bruno dem schweigsamen Kräutner noch Manches über seine neue Stellung zu erzählen.

„Ach, Bernhard, das ist ja schrecklich!“ sagte Alheid, als ihr Mann auf einen Augenblick zu ihr in das Schlafzimmer trat, indem sie die flachen Hände zusammendrückte. „Er nimmt sie am Ende nicht mehr. Bernhard, wenn das nichtsnutzige Geschöpf ihn nicht festzuhalten versteht! Den schmutzigen Wechsler will sie nicht — und, weißt Du, Bernhard, das kann ich ihr auch nicht verdenken, brr! Aber wenn sie den Bruno aus dem Garn läßt, Bernhard, dann mußt Du die widerhaarige Dirne peitschen und ganz fortjagen. Hörst Du, Bernhard!“

Der Kräutner ließ den Kopf hängen und kehrte seufzend zu dem Gaste zurück.

Während des Essens nannte Alheid noch mehrmals Gertrud, aber Bruno hielt tapfer aus und zuckte mit keiner Wimper. Das Mädchen hatte ihm die Taktik zu fest eingepreßt und auf die Seele gebunden. Endlich benutzte Alheid eine Gelegenheit und sagte:

„Ihr hattet ja früher einmal die Absicht, Gertrud zu ehelichen. Wenigstens hat Bernhard so gesprochen.“

Sie guckte ihn dabei unschuldig an und war nur ein ganz klein wenig röther geworden, innerlich aber wollte ihr das Herz stillstehen vor ängstlicher Erwartung.

Der Kräutner senkte wieder den Kopf und schaute kummervoll in seinen Teller.

Dem Bruno prickelte es in allen Gliedern, aber er blieb fest.

„Ja,“ nickte er und machte einen Versuch, zu lachen, „das war früher, aber Ihr wolltet sie mir nicht geben“.

„Ich nicht, Bruno, ich wahrhaftig nicht,“ behauptete Alheid. „Ich habe Bernhard zuredet, ihm Vorwürfe gemacht. Ich habe gesagt, mit dem Bruno wird das liebe Mädchen glücklich werden. Nicht, Bernhard? Aber er war eigensinnig, wie immer. Ach, Bernhard!“

Der Kräutner schwieg und seufzte.

In Bruno arbeitete es wie in einem Kessel mit geschmolzenem Metall. Er faßte sein Messer, griff dann nach dem Löffel, legte auch den aus der Hand und nahm ein Stück Brod.

„Jetzt würdet Ihr Tru — Eure Tochter mir vielleicht gar geben wollen, wie, Bernhard?“ fragte er endlich in einem Tone, der spaßig sein sollte und lachte wieder, aber der Ton klang ziemlich jämmerlich und das Lachen sehr gezwungen. Das Kräutnerpaar befand sich jedoch in ebenso großer Aufregung und nahm den Ton und das Lachen für baare Münze.

„Gelt, Kräutner?“ wiederholte Bruno nach einer Pause und brachte es nun wirklich zu Stande, einigermaßen spöttisch zu fragen und frei zu lachen.

„Aber Bernhard!“ rief jetzt Alheid zürnend. „Bist Du stumm? Du bleibst dem Herrn die Antwort schuldig“.

„Weiß Gott,“ sprach da der Kräutner dumpf, „ich hätte Euch Trude damals nicht versagt.“

Der Mann sah dabei recht gedrückt und unglücklich aus.

„Damals! Aber jetzt? Würdet Ihr sie mir jetzt geben?“

„Diese Frage!“ sprudelte Alheid heraus. „Gewiß. Setzt wie damals. Könnt Ihr fragen, Bruno! Bernhard, Du schweigst? O Gott! Gewiß, Bruno, gewiß!“

„Ich möchte doch hören, was der Vater sagt,“ beharrte Bruno und lehnte sich vornehm lächelnd zurück.

„Spottet nicht, Herr,“ erwiderte der Kräutner traurig. „Mir wäre kein Anderer als Schwiegersohn so lieb.“

Der Stuhl, auf welchem Bruno gefessen hatte, flog über die Hälfte des Zimmers zurück und fiel mit so großem Lärm um, daß in der Schlafstube das Kind erwachte und zu weinen anfing. Bruno umhalfte erst den Kräutner, dann Frau Alheid und wieder den Kräutner und nochmals Alheid.

„Dann ist ja Alles gut und richtig,“ rief er lachend und weinend, „und Alles war Dummheit und Verstellung, und an Allem war Trudchen schuld; und das Haus, Vater Bernhard, war erst recht eine Dummheit, denn Walter hat mir die Ecke geschenkt, und ich baue Euch das Haus und es soll ganz Euer sein und Ihr sollt gar keine Miethe zahlen.“

So redete er hastig fort, bis ihm der Athem ausging, und als dann Bernhard und Alheid anfangen wollten, zu sprechen und zu fragen, umarmte er sie

noch ein Mal, ergriff seinen Hut und rannte aus der Thür. Er kam aber gleich wieder herein.

„Es ist richtig, Vater Bernhard, ich habe Euer Wort? Und auch Eures, Alheid? Ich darf Anstalt zur Hochzeit machen?“

Als beide sich beeilten, zu bejahen, küßte er sie zum letzten Mal und lief fort.

Wie sehr er sich auch bemühte, unhörbar die Treppe zu ersteigen, weil die beiden alten Leute bereits schliefen, vernahm ihn Gertrud doch. Sie öffnete ihre Thür und sah ihm sorgenvoll entgegen.

„Trudchen,“ flüsterte er, indem er eintrat, „vergieb“ Trudchen, ich habe es zuletzt nicht überwinden können.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Und er will nicht?“

„Will nicht!“ lachte er leise. „Ja wohl will er, Trudchen. Alles ist in Richtigkeit. Gleich morgen spreche ich mit Walter und Frau Johanna wegen ihrer Erlaubniß zur Hochzeit.“

„Ist es wahr, Bruno?“

„Kannst Du fragen, Trudchen, mein Herzens-trudchen!“

Da schlich sie sich zu ihrem Stuhle, setzte sich, drückte die Schürze an die Augen und weinte. Er setzte sich ihr gegenüber und wischte sich auch die Tropfen von den Backen. Und so saßen die beiden Menschenkinder in ihrem Glück, als ob ihnen das bitterste Leid widerfahren wäre.

XXII.

Am folgenden Nachmittag trippelte Gertrud über die Straße zu den Eltern. Jetzt begleitete Bruno sie bis zur Thür und schärfte ihr ein, sich Zwang anzuthun, allen Groll ruhen zu lassen und gegen Alheid freundlich zu sein.

„Ich verlange das, Trudchen. Schon des Vaters wegen verlange ich das. Hörst Du, Trudchen?“

Sie nickte ihm zu und trat ein.

Der Vater empfing sie still und herzlich, Frau Alheid lärmend und überschwänglich. Bruno hatte Recht gehabt. Gertrud mußte sich wirklich einigen Zwang anthun, um bei der übertriebenen Zärtlichkeit der Stiefmutter ihr freundliches Gesicht zu bewahren. Sie bestätigte dem Kräutner Alles, was Bruno gesagt und versprochen hatte, und jetzt seufzte der Mann erleichtert auf, denn er hatte immer noch nicht recht daran glauben wollen.

Von dem Wechsler sprach zuerst wieder Frau Alheid.

„Wenn der ekelhafte Kerl sich hier zeigt, mußt Du ihn aber derb abfertigen, Bernhard,“ sagte sie.

Wenn man vom Wolfe spricht, ist er nicht fern, lehrt die Volksweisheit, und diesmal traf sie zu. Herr Gottfried war wirklich auf dem Wege zur Kräutnerei und spazierte gravitatisch neben Tidemann, dem medicus, einher. Er hatte sich ganz besonders fein und reich herausstaffirt, aber schmutzig sah er dennoch aus.

„Also da jetzt Friede ist,“ sagte der Wechsler,

„muß Jeder sehen, wie er sein Haus gemüthlich einrichte. Will auch so thun. Kann es, denke ich. Bin auf dem Wege, wohin? Rathet einmal, gelehrter Meister, Nicht? Na, solltet es mir wohl ansehen. Denke, gehen Wenige in der Stadt in so prächtiger Kleidung umher. Kurz und gut, will bei einem hübschen Kind anfragen, ob es Lust hat, meine Frau zu sein. Wie? Wundert Euch? Hih, denke, sie nimmt mich.“

Tidemann räusperte sich erst. Dann sprach er bedächtig:

„Es giebt bei allen Unternehmungen Vorzeichen, praenuntia oder omina, nach welchen man wohl schließen mag, wie die Unternehmung ausfallen werde. Ich hoffe, Ihr habt darauf geachtet und wißt daher, ob Ihr sicher geht. Und ferner ist es Sitte, daß man dem Menschen Glück wünscht, wenn er einen wichtigen Schritt thun will. Also wünsche ich Euch zu Eurem jetzigen Gange eventum prosperum. Ich kann aber nicht unterlassen, zu bemerken, domine Godofrede, daß Ihr die Zeit doch wohl nicht recht gewählt habt, denn wenn Ihr von dem Frieden sprecht, so ist es mit dem eine unsichere Sache, anceps oder in dubio. Krieg haben wir im Augenblick freilich nicht. Aber seht um Euch was geschieht und was die Leute thun, und sagt, ob das aussieht wie Friede. In solcher Zeit darf der Mann, der vir atque civis bonus, nicht an das Freien denken, sondern er soll für seine Stadt eintreten nach seinen Kräften und seinem Vermögen.“

„Habe so gethan, Meister medicus, habe so ge-

than," versetzte Gottfried. „Habe gethan wie die Anderen, nach meinem Vermögen. Habe mich nicht lange bitten lassen. Werde davon nicht arm. Bin Gottfried, der Wechsler. Denke, Ihr wißt, was das zu bedeuten hat. Aber zum Fechten bin ich zu alt. Hihi, dazu giebt es genug Jüngere.“

Wieder räusperte sich der Heilkünstler.

„Ihr seid der reiche Wechsler Godofredus, und falls Ihr einen Theil Eurer fortuna oder res zum Wohl der Stadt hingebt, bis die Zeiten wieder besser werden, so ist das recht und billig. Aber was Ihr da von Eurem Alter sagt, das paßt nicht recht in die ratio, denn zum Heirathen glaubt Ihr Euch jung genug.“

„Wie meint Ihr das?“

„Nur so, wegen der comparatio, denn wer nicht fechten kann, der ist invalidus oder infirmus. Wie sollte dem das Heirathen in den Sinn kommen!“

„Ihr macht mir, glaube ich, einen Vorwurf damit," sagte der Wechsler empfindlich. „Verstehe nicht, wie Ihr dazu kommt. Seid selbst nicht älter als ich und dem Ansehen nach stark wie ein Stier; habt aber meines Wissens auch nicht mitgefochten.“

„Ich könnte Euch darauf antworten, domine," lächelte Tidemann, „daß ich auch nicht freien gehe und daß darum die comparatio zwischen uns wegfällt. Aber Ihr irrt. Ich habe gekämpft und kämpfe noch, nur mit anderen Waffen. Ich stehe wie die Feldwache auf meinem Posten und habe viele Nächte nicht geschlafen.“

„Ach ja, habe gehört, Ihr seid unter die Barfüßer gegangen,“ lachte der Wechsler roh.

„So ist es nun gerade nicht. Aber ich habe mich dem Guardian zur Hilfe angeboten, als der Krieg ausbrach, der pessimus omnium morborum. Und da noch nicht alle Verwundeten im grauen Kloster geheilt sind — bei vielen hat leider die ars medica nicht geholfen — so leite ich dort noch immer die curationem.“

„Ja, ja,“ fuhr der Wechsler fort zu lachen, „habe gehört. Ihr windelt und pflastert dort auch Feinde, Ordensleute. Zeigt wohl dadurch Eure Liebe zur Stadt.“

„Domine,“ sprach der Meister ernst, „Menschen, die sich mit den Waffen in der Hand bekämpfen, heißen im Kriege Feinde. Wer ohne Waffen liegt und nicht kämpfen kann, dürfte nicht mehr Feind genannt werden. Der Verwundete ist kein Feind, sondern ein Mensch, welcher der Hilfe bedarf. Der Guardian der Minoriten ist ein kluger Mann, ein homo sapiens. Er begreift das. Wir sind mit ihm darin einig.“

„Aber was sagen die Mönche dazu? Sind wohl nicht alle einverstanden? Erinnerst Ihr Euch noch? Wir gingen damals mit Euch zusammen. Da schrie ein Barfüßer auf der Straße . . .“

„Der Bruder Bertold. Ich glaube, er ist etwas mente captus, nicht recht im Kopfe. Er wollte die Mönche gegen die kranken Ordensleute aufhegen. Er hat dafür vierzehn Tage in carcere büßen müssen und ist gezeißelt worden. Jetzt schweigt er und geht mir aus dem Wege.“

„Wird Euch das nicht vergessen, Meister chirurgus. Wird es Euch bezahlen, wann er kann. Wird das wohl die einzige Zahlung sein, welche Ihr für Eure Mühe im Kloster kriegt.“

„Ich rechne nicht auf Bezahlung, wie ich Euch schon sagte. Ich leistete Kriegsdienst wie die anderen Bürger.“

Sie trennten sich. Tidemann schlug den Weg zum Minoritenkloster ein. Gottfried ging zum Kräutner Bernhard. Sie waren unzufrieden mit einander.

„Ein schlechter Mensch,“ brummte Tidemann, „eins von den Geschwüren am genus homo.“

„Ein Narr,“ lachte Gottfried verächtlich, „ein ganz verdrehter Narr.“

„Ah, hehehehe! rief er, als er in die Kräutnerei trat und Gertrud hinter dem Verkaufstische erblickte. „Da ist also wieder das Töchterchen! Recht so, Kind! Ist nichts bei fremden Leuten. Gehört in das Haus, die Tochter, zum Vater oder später zum Eheherrn. Na, Händchen geben!“

Er hielt Gertruds Hand mit der Rechten und patzte mit der Linken darauf. Dann wollte er sie in die Wangen kneifen. Sie fuhr zurück und riß ihre Hand los.

„Na, na, nur nicht widerspenstig, Kind! Hiji, warst gegen den Zimmermann nicht so prozig. Na, will es vergessen. Hat mir der Bernhard gesagt, daß es eine alte Bekanntschaft war, so zu sagen eine Kinderfreundschaft. Mache mir nichts daraus. Was gewesen, ist gewesen. Aber sieh mich einmal an,

Kind. Gefalle ich Dir, was? Hih, wirst Wenige finden in der Stadt, die in so feinen Kleidern herumlaufen können wie der Gottfried, der seinen Tisch an der Marktecke hat. Suche nur scharf her, Trudchen. Merkst Du was, he? Na, Kind, ohne Zweck hat der Gottfried sich den neuen Anzug nicht machen lassen in dieser schlimmen Zeit, wo Jeder sein Geld mit den Zähnen festhält. Also gieb mir noch einmal das Händchen. Fürchte Dich nicht. Hier ist eine Hand, welche die Mittel hat, ein Ehefrauchen warm zu halten. Her das Händchen! Will Dir in's Ohr flüstern, was ich zu sagen habe. Sollst es erst allein hören, und dann wollen wir den Vater und die Mutter fragen."

Er beugte sich über den Tisch, während er Alheid schlaun zublinzelte, und bemühte sich, Gertrud zu erreichen, die sich schen an die Wand drückte.

"Ah, sträubst Dich?" lachte er. "Weichst mir aus? Begreifst, was ich Dir sagen will. Ehehehe, Kind! Bist nicht so unerfahren, wie Du aussiehst. Na, wie Du willst. Da muß ich schon mit dem Vater zuerst sprechen. Soll ich?"

"Ich weiß nicht, was Ihr von mir begehrt," sagte Gertrud geängstigt.

"Ich will lieber fortgehen," setzte sie beleidigt hinzu.

Er lachte unbändig mit seiner widerlichen feinen Stimme.

"Fortgehen? Wie, Trudchen? Warte nur etwas, Kleine. Werde es kurz machen. Sollst nicht lange in Ungewißheit bleiben. Wirst dann schon nicht fortgehen."

„Bernhard“, wandte er sich an den Kräutner und richtete sich vornehm auf. „Die Kleine versteht, um was es sich handelt. Sie will aber ich solle es aussprechen, will es selbst hören. Hat Recht, die Kleine, weiß, was sich schickt. Also thue ich ihr den Willen, frage Euch . . .“

Der Kräutner und Alheid hatten bis jetzt schweigend zugehört und mit einander verlegene Blicke gewechselt. Die Entscheidung war an sie gekommen, und sie fühlten sich dem reichen Manne gegenüber noch immer gedrückt. Alheid ermannte sich zuerst, und als Gottfried sich an den Mann wandte, eilte sie zu Gertrud, umfaßte dieselbe und unterbrach die Rede.

„Fragt lieber gar nicht, Herr Gottfried. Ihr seht, Ihr habt dem Kinde Schrecken eingejagt.“

„Hihi“, kicherte er, „gehört Alles mit dazu. Ihr kennt mich Kräutner, wißt, daß ich der Wechsler bin von der Marktecke. Ihr begreift, was es heißt, des Gottfried Schwiegervater zu sein. Na, da ist es heraus. Habe lange gesucht unter den Mädchen. Hat mir Euer Trudchen am besten gefallen. Will Euer Trudchen ehelichen. Verstehet Ihr nicht? Soll mein Trudchen sein. Was?“

Der Kräutner fühlte, wie der Schweiß ihm hervorbrach. Er hatte sich freilich noch heute mit Alheid darauf gefreut, wie sie den eingebildeten Wechsler abtrumpfen wollten, wenn er offen um Gertrud werben sollte. Jetzt war es dazu gekommen, und ihm fiel das Herz in die Schuhe. Er blickte hilfessuchend auf Alheid.

Diese ließ ihn auch nicht stecken.

„Euer Antrag wäre für uns gewiß eine große Ehre,“ begann sie etwas schüchtern, „aber Gertrud . . .“

Gottfried winkte ihr mit der Hand Schweigen.

„Alles zu seiner Zeit. Alles in der richtigen Ordnung. Ich erwarte Eure Antwort, Kräutner, hihi.“

„Euer Antrag wäre für uns eine große Ehre,“ sagte Bernhard mit einem Bückling, — „aber Gertrud — Trude —“

Er blickte wieder auf die Frau.

Es war einige Secunden still in der Stube.

„So sprich doch zu Ende, Bernhard,“ rief endlich Alheid.

Der Kräutner begriff, daß er die Suppe ausessen mußte, er mochte wollen oder nicht.

„Herr Gottfried,“ sprach er unsicher, „seht Ihr, die Trude — ja, die Trude — Gertrud nämlich — sonst wäre es uns eine sehr große Ehre —“

„Was?“ fragte der Wechsler.

„Gertrud ist schon Braut,“ erklärte Frau Alheid nun deutlich.

„Sonst wäre es für uns die größte Ehre,“ fügte Bernhard mit einem Bückling hinzu.

Gottfried begann im Gesicht roth zu werden und immer röther. Er blies den Athem laut durch die Nase.

„Ihr — weist — mich — ab?“

„Wir haben selbst davon nichts gewußt, Herr. Wir haben es erst gestern erfahren,“ entschuldigte sich Bernhard.

„Ihr — weist — mich — ab?“ erhob Gottfried die Stimme.

„Ich hatte die Absicht, zu Euch zu gehen, Herr,“ versuchte Bernhard zu lügen, „und um Euren Rath. . . .“

„Ihr weist mich ab!“ wiederholte der Zornige noch lauter. „Mich, den Gottfried, welcher seinen Wechslertisch hat an der Marktecke! Mich, der wählen kann unter den Besten! Ihr weist mich ab!“

„Warum ereifert Ihr Euch?“ sagte Alheid schon kühner. „Das Mädchen kann Euch doch nicht heirathen, wenn sie schon an einen Anderen versprochen ist.“

„Ihr weist mich ab!“ schrie Gottfried in der höchsten Wuth, so daß seine Stimme wie die eines keifenden Weibes klang. „Ihr! Ihr wagt das! Wer seid Ihr? Was seid Ihr? Nichts seid Ihr, dem Wechsler von der Marktecke gegenüber Nichts! Und Ihr untersteht Euch! Ihr nacktes Gesindel! Ihr Lumpen! Ihr. . . .“

„Vater, soll ich gehen und Bruno herrufen?“ fragte Gertrud, welcher bei der Grobheit des Wechslers der Muth wuchs.

„Du, Dirne,“ wandte sich der Wüthende gegen sie, „verdorbene Dirne! Hast Dich auf offener Straße. . . .“

„Nehmt Euch in Acht, das Kind zu beleidigen!“ rief Alheid kess.

„Kind!“ lachte er freischend. „Kind! Haha, schönes Kind! Hat auf offener Straße Kerlen am Halse gehangen. Und Du, Elster! Willst die Mutter spielen, willst. . . .“

„Jetzt laufe ich und hole Bruno,“ sagte Gertrud entschlossen und wandte sich zum Gange, der in die Wohnung führte.

Der Wechsler ging zur Thür.

„In drei Tagen räumt Ihr mein Haus!“ herrschte er Bernhard zu, und schimpfend verließ er die Stube.

Raum war er fort, so ließ Alheid ihrer Entrüstung freien Lauf und schalt auf den Mann wegen seines Mangels an Muth. Der seufzte aber sehr gedrückt.

„Wohin ziehen wir in drei Tagen?“

Dafür wußte jedoch Gertrud Rath.

„Vater, mache Dir keine Sorge. Bruno hat gesagt, der grobe Kerl dürfe Euch nicht hinaustreiben, ehe die Miethezeit um sei. Bruno wird mit ihm sprechen. Und müßtest Du wirklich früher hinaus, $\frac{1}{2}$ so richtet Bruno drüben für Euch die Hälfte des Unterstockes ein, gerade die Ecke, Vater. Bruno sagt, er läßt Euch in zwei Tagen eine Thür durchbrechen und Alles zu Eure Bequemlichkeit in Stand setzen. Bruno hat an Alles gedacht, Vater.“

XXIII.

Die aus Lübeck erwarteten Schiffe waren eingetroffen. Sie führten außer dem erbetenen Mehle eine starke Pilgerschaar, welche im Domstifte einquartiert und dem Stiftsvogte untergeordnet wurde.

Das Antwortschreiben, welches die Mehlsendung begleitete, wurde vom Erzvogt in der Rathsverammlung

verlesen. Die Bürgermeister und Rathmänner der Stadt Lübeck führten ihren Collegen in Riga zu Gemüth, wie verderblich der Zwist mit dem Komthur von Sanct Jürgen auf die Entwicklung der Stadt und den Handel wirken müsse. Sie ermahnten und baten, Alles aufzubieten, damit der Friede nicht gebrochen, oder, wenn es schon geschehen sei, schnell hergestellt werde. Sie führten aus, daß der schlechteste Friede immerhin besser sei als ein Krieg, wenn dieser auch noch so günstig verlaufe. Sie berichteten ferner, daß sie sich bereits mit den Hansestädten in Verbindung gesetzt hätten und bald Abgeordnete nach Riga zu senden beabsichtigten, welche versuchen würden, zwischen der Stadt und dem Komthur zu vermitteln. Zugleich würden sie sich im Namen der Hanse an den Hochmeister des Deutschen Ordens wenden, damit er den livländischen Landmeister beeinflusse.

Das Schreiben der Hanseshäupter machte Eindruck im Rathe. Die gemäßigten Glieder desselben fühlten sich gestärkt in ihren Ansichten und auch einige von den Hitzköpfen zogen mildere Saiten auf. Die friedliche Stimmung begann die Oberhand zu gewinnen.

Der Zufall sorgte dafür, daß gegen Ende des September die friedlichen Regungen wieder unterdrückt wurden und die Zwietracht lohe Flammen schlug.

Die Ansiedlung oder Vorstadt jenseit der Rige zwischen dem Sande und dem feuchten Grunde, welcher weiterhin in den Erlbruch und in die große Sumpfniederung überging, war von Leuten angelegt, die sich zur Bürgerschaft zählten. Sie hatte sich in kurzer Zeit

heraufgebreitet, zog sich ein Stückchen an der aus der Sandpforte kommenden und nach Wenden führenden großen Heerstraße hin und längs der Mige am grauen Minoritenkloster vorbei bis vor die Brücke und das Thor Sanct Jürgens. Sie nahm den größeren Theil des Raumes zwischen den heutigen Königstraßen und dem Stadtcanal ein.

Es waren nicht die besten Leute, welche in dieser Ansiedlung hausten, und ein Theil des Pöbels, welcher in der Stadt zur Vergrößerung jedes Tumults stets bei der Hand war, hatte hier seinen Sitz.

Bis dahin hatte sich eigentlich Niemand viel um die Ansiedlung gekümmert, von deren Häusern der Erzbischof den Zins nahm. Nur wenn in ihr etwas Außerordentliches vor sich ging — was übrigens ziemlich häufig geschah — wenn dort übergroßer Lärm entstand, weil es einen groben Diebstahl oder gar einen Mord gegeben hatte, dann war theils von den Romthureileuten, theils von den Städtern oder Erzstiftlern Ruhe geschafft, und der Schuldige ohne viel Umstände gestraft worden, mitunter auch am Leben. Die Gelegenheit war bequem genug dazu, denn am Ende der Ansiedlung, fast gerade dem Thore von Sanct Jürgeu gegenüber, stand ein Galgen. Die Ordensleute mußten auf ihrem Wege aus Sanct Jürgeu zur großen Heerstraße durch dieses Ende der Ansiedlung, die Erzbischöflichen und Städtischen von der Sandpforte aus durch das andere.

Es hatten wieder einmal in der Ansiedlung Schwächere von den Stärkeren zu leiden gehabt, und während ein Theil sein Recht bei dem Stiftsvogte suchte,

Klagte der andere bei dem Komthur. So war es Sitte bei dem zuchtlosen Völkchen der Ansiedlung, daß jeder dort um Unterstützung bat, wo es ihm im Augenblick am gerathensten schien.

Der Komthur schickte einen Beamten, die Sache zu untersuchen und die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen. Der Beamte nahm einen ganzen Haufen Bewaffneter mit, denn anders als mit Waffengewalt ließ sich da die Gerechtigkeit nicht handhaben. Zu derselben Zeit ritt auch ein Stiftsbeamter ein, ebenfalls mit Bewaffneten, um im Auftrage des Vogtes Gericht zu halten. In früheren Zeiten hätten die Herren sich mehr oder minder freundlich begrüßt und wären zusammen zum Verhör der Zeugen und Schuldigen geschritten oder der später Ankommende hätte gelacht und dem früher Angelangten die Untersuchung überlassen. Jetzt geschah es anders. Herrisch fragte der Ordensmann, was die Städtischen außerhalb ihrer Mauern zu suchen hätten, und der Erzstiftler nahm sich nicht die Mühe, zu erklären, daß er gar nicht städtisch sei, sondern verlangte kurz und bündig, die Ordensleute sollten abziehen, denn hier befänden dieselben sich auf fremdem Grund und Boden. Ein Wort gab das andere. Die Köpfe erhitzten sich. Es kam zu Drohungen.

Dabei wäre es wohl auch geblieben. Der Pöbel hatte sich aber unterdessen in großer Menge versammelt und theils für die Ordensleute, meist aber für den Erzstiftler Partei ergriffen. Verworrenes Geschrei füllte die Luft. Es setzte hier und da Hiebe. Waffen blitzten. Der Lange mit dem spitzen Hute, von Brunos Schlägen

längst genesen, focht mit den Armen und schalt auf die Ordensleute ein. Er war es auch, der den ersten Stein gegen sie warf, und seinem Beispiel folgten sofort mehrere, ermutigt durch die große Uebersahl, in welcher sie sich befanden. Da zogen die Knappen blank oder senkten die Spieße zum Stoße. Sie drangen vor gegen den Pöbel und die Erzstiftler, welche ihrerseits die Schwerter herausriffen und die Pferde anspornten. In wenigen Augenblicken war der Ordensbeamte mit seinen Leuten aus der Ansiedlung und bis zur Brücke von Sanct Jürgen zurückgetrieben.

Der Vorfall war jedoch der Aufmerksamkeit der Thurmwächter nicht entgangen. Dem Komthur war zur rechten Zeit Meldung gemacht. Wie ein Sturmwind sauste ein Ritter mit einer Schaar Knappen über die Brücke und stürzte mit voller Wucht, den Pöbel zu Duzenden niederreitend, auf die Erzstiftischen. Von den letzteren fielen mehrere. Der Rest floh durch die Ansiedlung und erreichte mit Noth die Brücke und Pforte der Minoriten.

Der zuerst zur Untersuchung beordnete Komthurei-beamte blieb unterdessen auch nicht müßig. Er ließ von dem Pöbel, welcher ihr vorhin angegriffen hatte, packen, wen seine Leute erreichen konnten, und ob das Gefindel auch Lunte roch und schnell genug lief, wurde ein halbes Duzend doch verhaftet. Der Lange mit dem spitzen Hute wäre fast auch diesem Schicksal verfallen, denn ein stämmiger Ordensknecht faßte ihn bereits am Wams. Ihn rettete nur seine Gewandtheit, mit welcher er aus den Ärmeln fuhr. Das Wams blieb in den Händen des Verfolgers.

Der zurückkehrende Ritter hielt bei dem Beamten und öffnete das Visir. Es war Türk von Sellheim.

„Haben die Schurken mit angegriffen?“

„Ja wohl, mit Steinen geworfen.“

Türk wies mit der Hand zur Seite.

„Da ist der Galgen. Laßt schnell machen. Ich warte, bis Ihr fertig seid.“

„Sollte doch nicht erst der Komthur, Ritter. .“

„Ich befehle es. Sie müssen lernen, was es heißt, die Hand gegen das schwarze Kreuz erheben. Schnell!“

Es währte kaum fünf Minuten, so baumelten alle sechs Aufgegriffenen. Kalt, als wäre nichts Besonderes geschehen, ritten und gingen die Ordensleute über ihre Brücke und durch das Thor.

Die Brücke wurde hinter ihnen aufgezogen und das Thor geschlossen, denn zu derselben Zeit jagten Reitertrupps aus den Pforten der Minoriten und des Sandthurmes, und ihnen folgten immer neue, bis die Ansiedlung von Bewaffneten wimmelte.

Von der Stadtmauer war wieder rechtzeitig die Kunde von dem Zusammenstoße Städtischer oder Erzstiftischer — die Wächter konnten das natürlich nicht unterscheiden — mit Komthureileuten weitergemeldet worden. In den Straßen rief die Nachricht gewaltigen Aufruhr hervor, denn die Gemüther waren ja noch immer in Aufregung. Pferde wurden gesattelt, Rüstungen angelegt, und ehe eine Viertelstunde vergangen war, setzten die ersten Abtheilungen sowohl städtischer wie stiftischer Reifiger die Sporen ein. Schaar nach Schaar

erreichte die Ansiedlung. Thun konnten die Leute aber nichts, denn aus Sanct Jürgen kam Niemand in's Freie. So mußten sie sich damit begnügen, die Leichen der im Kampfe gefallenen Erzstiftischen aufzuheben und die am Galgen Hängenden zu betrachten. Die Körper hatten eben die letzten Zuckungen hinter sich und man sah es ihnen an, daß sie leben würden, wenn man sie abschnitte und die Schlingen löste. Daran dachte aber Niemand, und jeder war völlig einverstanden damit, daß die Menge des aufrührsüchtigen Pöbels sich um ein halbes Duzend verringert hatte.

Kleinere Häufchen der Reiter gingen herausfordernd bis zur Brücke von Sanct Jürgen vor, mußten sich aber eilig zurückziehen, denn von den beiden Thürmen wurden gewichtige Steine gegen sie geschleudert. An Drohungen und Spottreden ließen sie es freilich nicht fehlen, doch riesen sie dadurch nur Gelächter auf der Mauer hervor.

Gegen Abend kehrten die Bewohner der Ansiedlung, welche sich in die Hügel geflüchtet hatten, wieder zurück. Bei dem Anblick der Gehängten machten sie ihrem Hasse gegen die Ordensleute in bitteren Reden Luft, aber die Körper vom Galgen zu entfernen, fiel auch ihnen nicht ein. Der Lange mit dem spitzen Hute suchte nach seinem oder irgend einem Wams und fühlte jedes Mal, wie es ihm kalt über den Rücken lief, wenn er auf die vom Winde bewegten Leichen am Galgen schaute. Unter gräßlichen Flüchen ballte er die Faust gegen das Thor von Sanct Jürgen.

Im Gegensatz zu der in der Ansiedlung einge-

tretenen Stille wurde es in der Stadt immer lauter. In den ungeheuerlichsten Uebertreibungen verbreitete sich die Kunde von dem Vorfalle und drang während des Abends bis in die stillsten und abgelegensten Wohnräume. Die abenteuerlichsten Erzählungen wurden von Haus zu Haus getragen. Der Kern blieb aber immer, die Ordensleute hätten friedliche Bürger ohne allen Anlaß überfallen und gehängt. Es gährte und brodelte in der Bevölkerung wie in einem Kessel. Ohne Aufruf und Geheiß traten die Gilden und Genossenschaften kampfbereit zusammen, und auch die zu keinem Verbände Gehörigen gesellten sich zu ihnen. Sogar der sonst nur Unheil brütende Pöbel rüstete sich, so viel er konnte, und zog sich in Haufen näher zu Sanct Jürgen, um diesmal am Sturme theilzunehmen. Der Erzvogt und die Rathmänner hatten große Mühe, die Kampflust zu zügeln und die Leute von einem sofortigen, planlosen Angriff zurückzuhalten.

Selbst im Domstift, wo es sonst immer gefeßt und wohlgeordnet herging, war die Aufregung groß. Der Erzbischof und auch das Capitel empfanden es diesmal ganz besonders, daß die Ordensleute es gewagt hatten, in die Rechte des Erzbisthums zu greifen. Der Dompropst saß fast die ganze Nacht hindurch bei dem Erzbischof. Die Herrn waren mit der Zusammenstellung einer heftigen Klageschrift an den Meister beschäftigt. Der Morgen brach kaum an, als die Schrift bereits nach Wenden unterwegs war. Zugleich wurde ein Schreiben an den Bischof Bernhard nach Dorpat abgefertigt. Die Anfriedelung wurde ebenfalls noch in der Dunkelheit

von einer Abtheilung erzbischöflicher Reifiger und einem starken Pilgerhaufen besetzt, damit der Romthur es sich nicht einfallen lasse, nochmals Unterthanen des Erzstifts als die seinigen behandeln zu wollen.

In Sanct Sürgen mußte der Pater Anselmus auch seine Nachtruhe opfern und einen Bericht an den Meister auf Pergament malen, in welchem die Städter und Erzstiftischen angeklagt wurden, über Ordensleute hergefallen zu sein. Als er eben fertig war, meldeten die Wächter die Besetzung der Ansiedelung. Der Romthur stieg selbst auf die Mauer und überzeugte sich von der Richtigkeit der Meldung. Er fand die Ansiedelung voll von Bewaffneten und der Pater Anselmus mußte noch eine Nachschrift hinzufügen, in welcher der Romthur erklärte, das Haus zu Sanct Sürgen sei von den Städtern und Erzstiftischen rings eingeschlossen und scharf belagert.

Der Schreiber des Meisters hatte die Klageschrift des Erzbischofs noch nicht ganz entziffert, als bereits die des Romthurs eintraf. Hell loderte der Zorn des hohen Gebietigers. Hatte er nicht das Heer aufgelöst und Gnade für Recht ergehen lassen, weil die listigen Pfaffen ihr Wort darauf gaben, die Stadt werde sich still und demüthig verhalten! Hatte er nicht ruhiges und freundnachbarliches Betragen der Städter gegen das Ordenshaus zu Sanct Sürgen als erste und hauptsächlichliche Bedingung seiner eigenen Milde hingestellt? Wollte der Erzbischof ihn herausfordern? Fühlte der alte Fuchs sich bereits so stark, daß er auf seine Macht glaubte pochen zu können? Er irrte, wenn er annahm,

der Landmeister sei so dumm, daß er sich mit ihm nochmals auf Unterhandlungen einlassen und ihm die Möglichkeit bieten werde, unterdessen alle seine Kräfte zu sammeln, Unterstützungen aus dem Stifte Dorpat an sich zu ziehen und wohl gar, wie böse Zungen behaupteten, die Litauer in das Land zu rufen. Er irrte gewaltig und sollte das sogleich gewahr werden. Schnell wollte der Meister ihm über den Hals kommen, so schnell, wie der Erzbischof es sich nie hätte träumen lassen. Ohne Säumen sollten die Städte gezüchtigt werden, grausam gezüchtigt, damit sie merkten, mit dem Orden lasse sich nicht so gemüthlich leben wie unter dem geistlichen Regiment. Dann sollte es eben so schnell über den Erzbischof hergehen und über Alle, die ihm zur Seite standen. Und kamen darauf die Litauer in's Land — nun, mit denen allein wollte der Meister mit Hilfe Gottes und der heiligen Jungfrau auch noch fertig werden, wie seine Vorgänger mit ihnen fertig geworden waren.

Weder Briefe wurden diesmal geschrieben noch Berathungen gehalten. Ritterbrüder mußten sich auf eilig gefattelte Rosse werfen und des Herrn Meisters Befehle nach Segewold zum Marschall und weiter zu den Komthureien und Vogteien tragen. Auch die Boten des Erzbischofs und des rigaschen Komthurs wurden mit mündlichem Bescheid entlassen und eilten auf dem Rückwege noch mehr als beim Herritt, denn gar zu bedeutungsvoll und unerwartet war die Botschaft, welche jeder von ihnen trug.

XXIV.

Der Bote des Erzbischofs traf mit seiner Begleitung auf zu Schanden gejagten Kossen im Domstift zu Sanct Marien ein. Bestaubt und beschmutzt, kaum im Stande, die Zunge zu rühren, so trat er vor den Erzbischof und schüttelte den Kopf. Das sollte heißen, er habe kein Schreiben.

„Krieg!“ brachte er endlich heraus. „Das Ordensheer folgt uns auf dem Fuße. Jeder rigasche Mann wird gehängt. Alle Weiber werden in die Ordensmühlen zur Zwangsarbeit geschleppt.“

Er solle zu Athem kommen und dann vernünftig und ausführlich berichten, was der Meister ihm aufgetragen habe, bedeutete ihn der Erzbischof.

Er konnte nur wiederholen, was er schon gesagt hatte. Der Landmeister betrachte den Krieg als bereits eröffnet. Seine Geduld sei zu Ende und er wolle sich nicht zufrieden geben, ehe er die ausgesprochene Drohung erfüllt.

Jedermann im Stifte zu Sanct Marien begriff jetzt, daß der Würfel gefallen und die Zeit gekommen sei, in welcher Worte nicht helfen konnten, Entschlossenheit und rasches Handeln aber um so mehr Noth thaten.

In manches Dombherrn Brust pochte gar ängstlich das Herz. Der Erzbischof aber benahm sich jetzt, wo er keine Wahl mehr hatte, würdevoll und selbstbewußt. Er beschied die Bögte des Stiftes und der Stadt zu sich. Dem ersteren trug er auf, die Stiftsritterschaft und überhaupt alle Vasallen durch Gilboten zur Heeresfolge einzuberufen und in der Vertheidigung der Stadt

dem Erzvogte mit allen Mitteln an die Hand zu gehen. Dem letzteren theilte er des Landmeisters Drohung mit und ließ durch ihn dem Rathe und der Bürgerschaft entbieten, sie möchten sich darauf verlassen, der Erzbischof werde ihnen treu zur Seite stehen. Zugleich suchte und fand er unter seinem Jagdpersonal einen kühnen Mann, der es auf sich nahm, sich in bäuerlicher Kleidung an den anrückenden Ordenschaaren vorbeizustehlen, den Bischof Bernhard in Dorpat von den Vorgängen in Kenntniß zu setzen und ihn zu bitten, er möge sich zur Hilfe bereit zeigen oder wenigstens die in seinem Bisthum sesshaften Ordensherren, vor Allen den Komthur von Fellin, am Ausrücken verhindern. Einer seiner höheren Beamten ritt in geheimer Sendung nach dem festen erzbischöflichen Schlosse Kokenhusen, doch wußten die Domherren, als ob es ihnen Jemand gesagt hätte, daß der Erzbischof durch ihn einen verzweifelten und folgenschweren Schritt that, und daß der Beamte den Auftrag mitnahm, das Bündniß, welches der vorige Erzbischof mit dem abtrünnigen Litauerfürsten geschlossen hatte, zu erneuern und den Fürsten zum Zuge gegen den livländischen Orden zu bewegen.

Der Erzvogt hatte nach der Unterredung mit dem Erzbischof das Thor von Sanct Marien kaum hinter sich und lenkte seine Schritte sorgenvoll zum Markte, um in das Rathhaus zu gehen und die Rathsmänner zur Sitzung rufen zu lassen, als ihm Männer entgegengestürzt kamen, welche meldeten, daß aus Sanct Jürgen ohne vorherige Ankündigung Geschosse und Steine in die Stadt geworfen würden.

So war es. Der Befehl an den Komthur hatte gelauret, der Kampf solle sogleich begonnen, Niemand und Nichts solle geschont, jeder Städter, welcher sich ergreifen lasse, gehängt werden.

Mit Jubel wurde dieser Befehl in Sanct Jürgen empfangen, wo die Besatzung sich hinter der verbesserten Mauer sicher fühlte. Die Mannschaften eilten an die Wurfgeräthe. Die Wehrgänge, Thürme und Erker füllten sich mit Schützen und Schleuderern. Die nichts ahnenden städtischen Wachtabtheilungen in der Nähe der Mauer hörten mit Schrecken Steine niederpoltern, sahen Genossen von Pfeilen und Speeren getroffen. Von der Mauer herab aber höhnten und lachten die Ordensschützen, und Bodo war es wieder, welcher den Ton angab und den Städtern zuschrie, sie sollten den Bolzen nur ja nicht ausweichen, denn blieben sie am Leben, würden sie doch gehängt bis auf den letzten Mann.

Als die erste Bestürzung vorüber war, bemächtigte sich der Gemüther ungeheure Wuth über den treulosen Angriff. Ein Schrei der Entrüstung erschallte rings um die Ordensmauer, wiederholte sich auf den Sammelpätzen, fand Widerhall in den Häusern und verbreitete sich in der aller kürzesten Zeit durch die ganze Stadt. Kaufleute nebst Gefellen sprangen aus den Läden und Waarenhäusern. Handwerksmeister und Handwerksknechte warfen die Schürzen ab und die Werkzeuge aus den Händen. Arbeiter jeglicher Art ließen stehen und liegen, was sie gerade vorhatten. Alles übrige Geräusch verstummte vor dem Knirschen

und Anarren der ledernen und eisernen Panzerstücke, dem Klappen und Klirren der Schilde, Schwerter und sonstigen Wehr- und Angriffswaffen. Es war vergeblich, daß der Erzbvogt nach den Rathmännern schickte. Wie die anderen Bürger, so hatten auch die Rathmänner weder die Zeit noch die Lust zum Berathen und Ueberlegen. Wie von einem Magnet angezogen, strömte Alt und Jung von allen Seiten gegen Sanct Jürgen, getrieben von Zorn und Rachsucht, im Sinn nur den einen Gedanken, die Mauer zu erstürmen, wie sie schon einmal erstürmt worden war. Es blieb vergeblich, daß der Erzbvogt eintraf und die hinter den nächsten Häusern den Sturm bereitenden Schaaren vom tollkühnen, unvernünftigen Unternehmen zurückhalten wollte. Kein Befehl, keine Vorstellung, kein Bitten half. Die Führer schienen den Verstand verloren zu haben und die geführten Schaaren waren bereit, auch ohne Führer vorzustürzen. Bald hier bald da brach ein Trupp hinter der Deckung hervor, lief über den freien Raum, setzte Leitern an die Mauer und begann emporzuklimmen. Die Vordersten erreichten meist auch den Kamm der Mauer, stürzten dann aber, von feindlichen Geschossen aus den Thürmen und Erfern getroffen, zurück und rissen die unterhalb Befindlichen von den Sprossen der Leitern. Andere sprangen zu, während die Knechte auf der Mauer sich bemühten, die Leitern mit Stangen und Haken umzuwerfen, wobei sie oft ihrerseits von Pfeilen der Städter verwundet oder niedergestreckt wurden. Die Menge der Stürmenden erhielt immer neuen Zuwachs, ihre Reihen verdichteten

sich, dehnten sich aus, und bald war die Mauer in ihrer ganzen Länge vom schwarzen Kloster der Predigermönche bis zum Hauptgebäude der Ritter in der Nähe der Minoriten eine ununterbrochene Kampflinie, ein Gewirr, in dem es kribbelte wie in einem Ameisenhaufen. Blinkende Helme, Blechhauben, Hüte aller Art tauchten jeden Augenblick hoch über der ringenden Menge auf, um sogleich wieder zu sinken und neuen ähnlichen Erscheinungen Raum zu geben. Wüthende Flüche und Verwünschungen, höhnische Drohungen und Schimpfreden, überlautes Befehlen und Commandiren, markerschütterndes Wehgeschrei und Angstgekreisch — alles das verschmolz mit den schweren Schlägen und Stößen auf Helme, Schilde und Rüstungen zu grauenvollem, die Ohren betäubendem Losen.

Nicht lange währte der Kampf. Der Komthur hatte Recht, als er meinte, an den jetzigen Befestigungen und Vertheidigungsanstalten von Sanct-Jürgen würden die Städter sich die Zähne ausbrechen. Er hatte im Juli den Kampf leichtfertig begonnen, weil er den Muth und die Kriegstüchtigkeit der Bürger unterschätzte. Nachdem er aber durch den damaligen Sturm belehrt worden war, daß er ebenbürtige, gefährliche Gegner vor sich habe, war er als erfahrener, in Kriegen und Stürmen ergrauter Feldhauptmann mit der größten Gründlichkeit zu Werk gegangen, hatte sein ganzes Wissen und seinen vollen Scharfblick zur Geltung gebracht, wobei ihm von seinen noch älteren und erfahreneren Brüdern und Untergebenen, namentlich von dem kahlköpfigen Schetteler, werthvolle und gediegene

Unterstützung zu Theil wurde. Der planlose, ohne einheitliche Leitung unternommene Angriff mißlang. Die kühnsten und wagehalsigsten Städter, deren Zuruf und Beispiel die erregte Menge hinter sich hergelockt hatte, waren gefallen oder verwundet. An einzelnen Stellen entstanden Lücken in den Haufen der Anstürmenden. Die Geschosse der Ordensleute sausten von allen Seiten die Mauer entlang und quer über sie hin. Hier gerieth eine städtische Schaar, welche den Ramm der Mauer bereits zu besitzen glaubte, in's Schwanken, als sie sah, daß sie nur während des Handgemenges den feindlichen Pfeilen und Bolzen nicht als Zielscheibe gedient hatte, jetzt aber von denselben förmlich überschüttet wurde. Dort lief ein Trupp, in welchem sich nach dem Falle der Vordersten Niemand mehr entschließen mochte, auf die Leiter zu klettern, in toller Hast über die Straße zurück, um hinter Gebäuden und Zäunen Deckung zu finden. Der Rückzug wurde allgemein. Bald gab es auf der Mauer nur höhrende Ordensknechte, unten in den Straßen vor der Mauer Niemand als Todte und Verwundete.

Jetzt erschienen die grauen Brüder aus dem Katharinenkloster mit Bahren und Tragen. Schweigend und ohne die spottenden Knechte auf der Mauer eines Blickes zu würdigen, begannen sie ihr barmherziges Werk. Die Verwundeten wurden aufgehoben. Die Körper, welche keine Lebenszeichen von sich gaben, wurden befüßt und behorcht, ob sie doch nicht noch der Hilfe bedürftig seien. Weder die Ordensleute noch die aus sicherer Entfernung zuschauenden Bürger hatten

je gewußt, daß der Minoritenorden in Riga so zahlreich vertreten sei, denn immer mehr der barfüßigen Gefellen fanden sich ein. Dem Romthur wurde Meldung gemacht. Er befahl, die Mönche gewähren zu lassen. Der leichtfertige Spott auf der Mauer verstummte, als sogar der Pater Guardian selbst ankam und nicht allein die Arbeit leitete, sondern mit Hand anlegte. Zugleich trat ein großer, starker Mann in bürgerlicher Kleidung ebenfalls furchtlos in das Bereich der Ordensschützen. Er legte sehr schwer Verletzten an Ort und Stelle einen Verband an, damit sie während des Transports nicht verbluteten. Man rief den Mann von der Mauer warnend an und einige Armbrüste hoben sich gegen ihn. Er winkte verächtlich mit der Hand und fuhr in seiner Arbeit fort. Diese Ruhe machte Eindruck. Die Armbrüste wurden gesenkt und bald lief auf der Mauer anerkennendes Murmeln von Mund zu Mund:

„Das ist Tidemann, der gelehrte Meister chirurgus“.

Wäre der Romthur selbst auf der Mauer gewesen und hätte mit zugehört, er hätte vielleicht unterlassen, was er gleich darauf anordnete. Er befand sich aber in dem großen Raume, welcher zu Versammlungen der Brüder diente, und besprach sich mit den letzteren über die Tragweite des ihm vom Landmeister zugegangenen Befehls. Es gab nur eine Meinung in der Versammlung, nämlich die, der Befehl solle buchstäblich durchgeführt werden, den frechen Städtern zum Troß und zur wohlthuenenden Mahnung. Die Folge

war, daß auf der Mauer in aller Hast einige leichte Galgen errichtet wurden, und stummes Entsetzen verbreitete sich in den Reihen der zurückgeschlagenen städtischen Kämpfer, als die auf der Mauer zurückgebliebenen Ihrigen regelrecht gehängt wurden. Mit Thränen der Wuth in den Augen sahen die Männer auf die gräßliche Schaustellung, ballten die Fäuste und gelobten den Rittern für diese Schmach erbarmungslose Rache. Es war ja keine Hinrichtung, sondern eben nur eine demüthigende Schaustellung, denn kein Arm und kein Bein zuckte an den Gehängten. Es waren Leichname, die in den Schlingen steckten. Der grause Eindruck wurde dadurch jedoch nicht verringert, und der Entschluß, gegen die Ordensleute keine Gnade walten zu lassen, stand fest.

Der Erzvogt gewann unterdessen die ihm zukommende Macht wieder. Die Führer waren zu sich gekommen und stellten sich willig unter seinen Befehl. Die auf die Thürme und an die Wurfmaschinen gehörenden Abtheilungen nahmen ihre Plätze ein. Das Klappen der Bliden und das Schwirren der Drahtseile an den Bogenmaschinen verkündete, daß der Angriff auf den Ritterstiz nun regelrecht begann. Die Antwort aus Sanct Jürgen ließ nicht auf sich warten. Hin und her flogen über die an den Galgen Hängenden weg Steine, Stangen und Pfeile, und dazu erklang aus dem Versammlungsfaale der Ritter weithin vernehmbar der Lobgesang, welchen die Brüder zur Feier des errungenen Sieges anstimmten.

XXV.

Der Erzbischof hatte dem Stiftsvogte unter Anderem zur Pflicht gemacht, Streifwachen und Späher auszusenden, um die Annäherung von Ordensmannschaften rechtzeitig zu erfahren. In Folge dieses Befehls waren sofort einige von des Erzbischofs Jägern aufgebrochen, um auf der Heerstraße wo möglich bis zur neuen Mühle vorzureiten. Gerade als die Städter nach dem Mißlingen des Sturmes ihre Wurfmaschinen spielen ließen und die Ritter ihren Siegesgesang anstimmten, kamen die Jäger mit verhängten Zügeln zurück und meldeten dem Stiftsvogte, eine Schaar von wohl hundert Schwebewaffneten rücke an, meist Ritter, wie sich nach den weißen Mänteln schließen lasse.

Gegen eine solche Macht konnte der Stiftsvogt nichts unternehmen. Hundert Ritter in voller Rüstung und auf gepanzerten Rossen — das war in jenen Zeiten ein Geschwader, gegen welches sich überhaupt schwer ankämpfen ließ, denn die waren im Stande, ein ganzes Heer von Fußknechten und leichten Reitern niederzurennen und in die Flucht zu jagen. Denen konnte nur von ihresgleichen, von ebenfalls vollständig in Eisen gehüllten Männern und Rossen von gleich ritterlicher Uebung Halt geboten werden. Ja, hätte der Stiftsvogt sämmtliche ritterlichen Lehnsleute des Erzbisthums zur Hand gehabt! Doch nein, die Zahl wäre zu gering gewesen. Freilich, wenn sich dann noch ein Theil der reißigen Kaufleute dazu gesellt hätte, dann — ihm, die reißigen Kaufleute waren auch etwa hundert Mann stark, und unter ihnen gab es manchen wackeren

Rämpfen, bei dem die Kraft ersetzte, was ihm an ritterlicher Uebung abgehen mochte. Hatte doch der kühne Gefelle, welcher damals den Ritter gefangen einbrachte, mit Ehren den Zweikampf bestanden.

Dem Stiftsvogt wollte die Sache nicht aus dem Kopfe. Der alte, geistig frische und körperlich ungebrochene Herr hätte selbst für sein Leben gern noch einmal einen Strauß mitgefochten, wie er es in seiner Jugend mehrmals gethan hatte. Er machte dem Erzbischof seine Meldung und sprach seine Gedanken aus. Er fand volles Verständniß und Billigung seines Planes. Wozu sollten die theuren Rüstungen und schweren Rosse den Kaufleuten dienen, wenn sie nicht im freien Felde zur Anwendung kamen? Und unterlag auch die wackere Schaar — nun, es war eben Krieg, blutiger, schonungsloser Bürgerkrieg.

Der Stiftsvogt sprengte zum Erzvogt in die Stadt. Er brauchte seinen Vorschlag gar nicht zu machen, denn kaum hatten die den Erzvogt umgebenden Glieder der Gesellschaft der reifigen Kaufleute die Kunde von dem Anrücken der Ritter vernommen, als sie wie aus einem Munde riefen:

„Gefellen, jetzt sind wir an der Reihe!“

Der Stiftsvogt besprach sich nun mit den Führern der Schaar und ermahnte sie, die Sache nicht leicht zu nehmen und ja nicht zu hasten, sondern jeden Mann, jedes Roß und Rüststück sorgfältiger Prüfung zu unterziehen. Dann begab er sich in das Stift, um seine leichten Reiter wappnen zu lassen.

Unterdessen wurden die ankommenden Ritter auf

Den Hügeln hinter dem Sande sichtbar. Fröhlicher Jubel entstand darüber in Sanct Jürgen und die Ritterbrüder, welche nicht an der Stadtseite zu befehligen hatten, erstiegen die Mauer zur Höhe, um ihre Augen an den vielen in der Abendsonne ganz besonders weiß scheinenden Mänteln zu weiden. Sie mußten sich jedoch schleunig zurückziehen, so weit sie nicht in den Thürmen Platz hatten oder nicht durch die Thürme gedeckt wurden, denn die Schleuderer und Schützen aus Sanct Johannes richteten ihre Pfeile und Handsteine hierher.

Auf den Hügeln hielten die Angekommenen. Im Angesicht der feindlichen Stadt erachteten sie es für nöthig, sich kampfbereit zu machen, ehe sie sich in die Niederung begaben. Sie stiegen ab, ließen von den Knappen die Satteltaschen untersuchen und die Gesehe und Schnallen an ihren während des Marsches gelockerten Rücken- und Bruststücken fester anziehen. Dann setzten sie sich wieder in den Sätteln zurecht, ließen sich ihre Schilde und Lanzen reichen, welche bisher die Knappen außer den eigenen hatten tragen müssen, und nun waren sie fertig.

Während sie sich noch zum Weiterzuge ordneten, je vier in der Reihe, wurde ihre Aufmerksamkeit von den Kaufleuten in Anspruch genommen, welche ebenfalls in Marschordnung, je vier in der Reihe, aus der Pforte der Minoriten und durch die Ansiedlung gerade auf die Ritter zutrabten. Immer neue Reihen kamen aus der Pforte zum Vorschein. Es wurde ein langer Zug. Endlich erschienen die letzten. Die Ritter zählten über hundert Mann.

Beide Schaaren waren ungefähr gleich stark. Die der Ordensbrüder sah einförmiger aus in den meist schmucklosen Rüstungen, welchen nur die weißen Mäntel der Ritter einen lebhaften Zug verliehen. Die Kaufleute dagegen blitzten und funkelten in der Abendsonne, denn ihre Schilde und Panzerstücke waren, je nach den Mitteln der Besitzer, mehr oder weniger mit glänzenden Flächen und Kanten verziert. Die Helme, bei vielen ganz vergoldet oder versilbert, trugen gewaltige Büsche von Reiher- oder Hahnenfedern. Die Mäntelchen und sonstige Ueberwürfe wie auch die kostbaren Schärpen und Wehrgehänge spielten in allen Farben. Die starken Rosse, gut gepflegt und frisch aus den Ställen, hoben sich muthig unter den schweren Panzerdecken und kauten unwillig an den Eisen, daß Schaumflocken weit umherflogen. Ein oberflächlicher Beobachter hätte dieser in's Auge fallenden Schaar ohne Weiteres den Sieg über die Ordensbrüder zugesprochen, deren Rosse nach dem eiligen Marsche nicht so frisch waren, die jedoch in der einfachen, sicheren Art, wie sie saßen und die Zügel führten, mehr Übung und Selbstvertrauen an den Tag legten.

Als die ersten Reihen der Kaufleute die Ansiedlung hinter sich hatten, begannen sie links und rechts aufzureiten — ein Zeichen, daß sie den Ordensleuten den Weg verlegen wollten. Die letzteren, welche Anfangs einigen Zweifel darüber hegten, wen sie vor sich hätten, erfahen nun, daß es jedenfalls Feinde waren, die den Kampf suchten. Sie ritten also ebenfalls zu beiden Seiten ab und ordneten sich in zwei Reihen:

in der ersten die Ritter, in der zweiten die Knappen mit ihren leichteren Rüstungen und halbgepanzerten Pferden. Die Kaufleute machen ihnen das Manöver nach. Die stärkeren und selbstbewußteren bildeten die erste Reihe, genau nach der Zahl der Ritter. Die übrigen blieben in der zweiten Reihe.

In dem nördlichen Thurme von Sanct Jürgen, welcher sich dem Schauplatze des zu erwartenden Treffens zunächst befand, stand der Komthur mit einigen der älteren Brüder des Hauses. Sie verfolgten mit gespannter Aufmerksamkeit die Anstalten, welche von beiden Seiten gemacht wurden.

„An Muth fehlt es den Städtern nicht,“ sagte der Bruder von Lommen. „Das haben sie bewiesen, als sie uns zweimal die Mauer stürmten. Daß sie es aber wagen sollten, sich Mann gegen Mann und Roß gegen Roß mit den Unseren zu messen, hätte ich nie erwartet.“

„Den Teufel werden sie es wagen!“ rief Türk von Sellheim. „Ja, blind darauf losstechen und schlagen wie ein Stier in der Wuth, das vermögen sie wohl, aber ritterlichem Anrennen mit Schild und Lanze begegnen, nie!“

„Aber Ihr seht doch, Bruder,“ versetzte Lommen, „sie richten sich und sind bald mit der Aufstellung fertig wie die Unsrn drüben.“

„Haha“, lachte Türk, „sie äffen es den Brüdern nach. Den Willen mögen sie ja wohl haben, aber setzen die Brüder die Sporen ein, ich versichere Euch, so zeigen sie den Rücken.“

„Komthur“, sprach der alte Schetteler, „noch ist es Zeit und Niemand weiß im Vorans, wie die Sache laufen wird. Wie wäre es, wenn Ihr uns aufsitzen ließet, damit wir den Städtern in die Seite fielen!“

Der Komthur wandte sich rasch zum Kahlkopfe. „Fürchtet Ihr Schetteler, daß die Brüder geworfen werden könnten?“

Der Alte zuckte die Achseln.

„Ich möchte es nicht behaupten, aber wenn wir ausritten, so wäre die Niederlage der Städter gewiß. Sollen wir satteln Komthur?“

„Die Brüder geworfen!“ fuhr Türk auf. „Geworfen von den Städtern! Wie dürft Ihr eine solche Möglichkeit voraussetzen!“

„Sollen wir satteln, Komthur?“ drängte der Alte. „In fünf, ja in drei Minuten können wir aus dem Thore sein.“

„Es wird Todte und Verwundete im Hofe setzen, Menschen und Rosse,“ sagte der Komthur nachdenklich, „denn während des Aufreitens wird die schwarze Bestie nebenbei“ — er meinte den Unterprior von Sanct Johannes — „alle Geräthe spielen lassen.“

„Dafür wird es dort weniger Todte geben,“ wandte Schetteler dumpf ein, indem er mit der Hand hinaus in das Feld deutete.

„Ihr empört mich, Alter,“ grollte Türk. „Die Krämer und Händler sollen den Brüdern Stand halten! Nie und nimmer, hört Ihr, Schetteler!“

„Da, da!“ rief Lommen. „Seht links. Die Städter besetzen wieder die Vorstadt mit Fußvolk.“

„Sie wittern,“ äußerte ein jüngerer Ritter, „daß ihre Reiter bald die Flucht ergreifen werden, und wollen ihnen den Rückzug sichern. Vorsichtig sind sie.“

„Zu spät!“ sprach Schetteler traurig. „Nun dürfen wir nicht mehr hinaus.“

Der Komthur nickte.

„So ist es, Bruder. Zwischen den Häusern würden sie uns mit ihren Pfeilen und Bolzen übel mitspielen.“

„Der Erzvogt, oder wer sie leitet, ist unsichtig,“ sagte Lommen kopfschüttelnd.

„Nun sind die Reihen gebildet,“ freute sich Türk. „Hei, wie die Brüder gleich heransausen werden! Paßt nur gut auf die Ellenreiter, wie die um und um . . .“

„Da kommen noch Berittene aus der Sandpforte!“ rief einer der Brüder.

„Scheinen Leichtbewaffnete zu sein. Ein ansehnliches Häuflein. Was mögen die beabsichtigen?“ sprach der Komthur.

„Gott schütze die Unseren, wenn sie geworfen werden,“ murmelte Schetteler. „Die leichten Reiter machen dann jede Flucht unmöglich.“

„Ha, sie reiten an!“ jubelte Türk. „Seht! Seht Ihr!“

„Die Städter rücken auch vor,“ sagte Lommen.

Sie rückten vor. Wie die Ritter im Schritt vorwärts ritten, so ließen auch die Kaufleute die Kasse langsam ausschreiten, mit starker Faust die Ungebulb der Thiere zwingend.

Aus dem Schritt wurde auf beiden Seiten Trab.

Die Lanzen senkten sich. Die Schilde wurden sorgfältig vor die Brust gedrückt.

„Jetzt, jetzt kommt es!“ schrie Türk im Thurme, und die städtischen Zuschauer auf der Mauer von Sanct Katharinen bis zum Sandthurme reckten ebenfalls die Hälse und streckten die Köpfe vor. Niemand gab einen Laut von sich. Bange Erwartung lag auf allen Gesichtern. Werden die Kaufleute die Probe bestehen?

Der Trab der vorderen Reihen ging in Galop über. Die Oberkörper neigten sich vor, so weit die tiefen Sättel das gestatteten. Der Galop wurde zum gestreckten Jagen, und da — angstvolles Stöhnen entrang sich der Brust der Hunderte auf der Stadtmauer — ein Schlag, ein Krachen und Klirren, weithin hörbar, als stürzte irgendwo ein großes Gebäude ein. Die beiden vorderen Reihen waren auf einander gestoßen. In schnellem Wechsel erblickten die Zuschauer dort in der Luft Helme, Schilde, Lanzenschäfte, menschliche Arme, Pferdebeine — Alles umgeben und halb verhüllt von Staub und aufgewühltem Sande. Nur so viel ließ sich deutlich erkennen, daß die Reihe der Knappen jenseit, welche im Trabe den Rittern gefolgt war, jetzt unentschlossen hielt, während diesseits die Kaufleute der zweiten Reihe galopirten, sich theilten und zerstreuten, um sich durch das Gewirr der ersten Reihen zu winden. Gleich darauf tauchten sie einzeln oder zu Zweien und Dreien jenseit auf und jagten gegen die Knappen. Einige der letzteren senkten die Lanzen und drangen auf die Anreitenden ein. Andere

blieben, wo sie waren. Die meisten wandten jedoch die Pferde und flohen, verfolgt von Kaufleuten und in die Seite gefaßt von den erzbischöflichen Reifigen des Stiftsvogts, welche vorhin aus der Sandpforte geritten waren und sich stetig vorwärts bewegt hatten.

Wo der erste Zusammenstoß erfolgt war, sah man jetzt am Boden liegende Menschen und Pferde, Reiter, die in Gruppen oder paarweise mit Schwertern auf einander einhieben, Kofse, die reiterlos davonrannten, und Männer, die zu Fuß kämpften. Das Getümmel erreichte aber in wenigen Minuten sein Ende. Die Männer sammelten sich zu einem Haufen. Die noch beritten waren, stiegen von den Pferden. Es waren fast lauter bunte Gestalten mit blinkenden Helmen und wallenden Federbüschen darauf. Nur gar wenige weiße Mäntel gab es in der Mitte des Haufens. Der Ausgang des Kampfes konnte in den unerfahrensten Augen keinem Zweifel unterliegen, zumal da auch die Kaufleute, welche hinter den Knappen hergejagt waren, allmählig zurückkehrten, abstiegen und sich zu dem Haufen gesellten, die Verfolgung dem Stiftsvogt mit seinen leichten Reitern überlassend. Nicht enden wollendes Sauchzen erschallte von der städtischen Mauer. Stumm und zum Theil bleich standen die Ritter um den Komthur.

„Die Schmach, die Schmach!“ klagte von Lommen. „Das eigene Gefolge des Meisters und Marschalls, die Brüder aus Wenden und Segewold, die Blüthe und Bierde des Ordens, geworfen, erschlagen! Und von wem? Von ungeübten Gefellen, die ihren ersten Ritt machen.“

„Sagt das nicht, Bruder,“ sprach Schetteler kopfschüttelnd. „Es sind gar tüchtige Gesellen. Haben wir uns doch oft über sie gefreut, wenn sie mit uns gegen die Heiden ritten. Sie haben es uns abgesehen. Die Schüler sind nun der Lehrer Meister geworden. Gott sei es geklagt!“

„Hätte ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen, einen Lügner wollte ich jeden schelten, der es behauptete,“ knurrte Türk von Sellheim.

„Die heilige Jungfrau hat ihre Streiter verlassen!“ rief ein Ritter aus.

Der Romthür holte tief Athem.

„Ihr habt Recht, Bruder Lommen,“ sagte er bekümmert, „das waren die Brüder aus Weuden und Segewold. Ein weiteres, größeres Aufgebot kann erst nach Tagen, vielleicht nach mehr als einer Woche eintreffen. Bis dahin sind wir abgeschnitten, eingeschlossen und auf uns selbst angewiesen. An Eure Plätze, Brüder! Wir werden uns hart um unsre Haut wehren!“

„Schaut hin, da kommen die Nasvögel an!“ rief Türk zähneknirschend.

Theils aus den Häusern und Hütten der Vorstadt, theils aus den Pforten der Stadt, zum Theil aber auch von den buschigen Hügeln her eilten Menschenhaufen dem Kampfplatze zu. Von Weitem ließ sich an der Art des Gehens und Laufens, an dem Umherwerfen der Arme dabei erkennen, daß es der Auswurf der Bevölkerung aus der Stadt und Umgegend war. Ohne Kopfbedeckung hastete Mancher vorwärts. Barfuß schritten Viele über den Sand. Auch Weiber fehlten nicht.

Spieße und Stangen sah man in ihren Händen, Knüttel und Beile schwenkten sie in der Luft. Die Ersten, welche den Kampfplatz erreichten, warfen sich ohne Zaudern auf die Leichname und begannen sie zu entkleiden, während Andere in der Entfernung Jagd auf die herrenlos umherlaufenden Pferde machten. Ein Kerl zog sich einen weißen Rittermantel um die Schultern und begann einen Helm aufzuprobiren.

Die Kaufleute waren jedoch nicht gesonnen, das Gefindel rauben und Kurzweil treiben zu lassen. Mit Genugthuung sahen die Ritter, wie auch die anständigen Bürger auf der Mauer, daß einige derselben zu Pferde stiegen und die Plünderer so derb auseinander jagten, daß sie weit davonliefen und Niemand sich mehr in die Nähe wagte. Den Kerl im weißen Rittermantel hatte ein Geselle in seiner Entrüstung wahrscheinlich scharf über den Kopf gehauen, denn er fiel und stand nicht mehr auf.

XXVI.

Es war freilich der Erzvogt, welcher den Befehl gegeben hatte, die Vorstadt, aus welcher die erzbischöflichen Pilger und Reiter abgezogen waren, wieder zu besetzen, um den Komthureileuten einen Ausfall unmöglich zu machen, aber die Maßregel war nicht aus seinem Kopfe gekommen. Der schwarze Unterprior, welcher mit offenem Auge über Alles wachte, was von den Ordensleuten oder gegen sie unternommen wurde, hatte rechtzeitig den Rath gegeben. Auf sein Verlangen mußte ferner zur Nacht die Hälfte der Kaufleute

draußen bleiben und hinter der Vorstadt gerade Sanct Sürgen gegenüber im Freien lagern, um jedes Entweichen oder Ausfenden von Boten aus der Komthurei zu verhindern.

Die andere Hälfte der Kaufleute kehrte in die Stadt zurück und geleitete die entgegengesandten Wagen, auf welchen ihre Todten und die erbeuteten Waffen und Rüstungen lagen. Zugleich wurden auch die Schwerverwundeten auf Tragen eingebracht. Die verwundeten Ritter — äußerst wenige, denn das Morden war erbarmungslos gewesen — wurden im Vorüberziehen in das graue Kloster geliefert. Die unversehrten Gefangenen — ebenfalls sehr wenige — kamen in das Stadtgefängniß.

Unterdessen dauerte das Schießen, Schleudern und Werfen zwischen Sanct Sürgen einerseits, der Stadt und dem schwarzen Kloster anderseits immer fort, obgleich die Abenddämmerung bereits eintrat.

Der Unterprior spazierte mit dem Erzvogt hinter Sanct Peter, wohin die Wurfgeschosse aus Sanct Sürgen nicht reichten, auf und nieder. Er entwickelte dem Erzvogt einen Plan, zu welchem der Letztere Anfangs gewaltig den Kopf schüttelte.

„Ob es gelingt? Und wenn es gelingt, wie viele Opfer wird es kosten!“

Und wieder sprach der Unterprior auf ihn ein.

„Freilich,“ gab der Erzvogt endlich zu, „entschieden mußte die Sache werden, ehe das große Ordensheer eintrifft.“

Zulezt einigten sich die Herren.

Ehe sie sich trennten, hatten sie noch einen Anblick, der beiden viel Vergnügen zu machen schien.

Der fette Prior der Dominikaner ritt auf seinem eben so fetten Kößlein vorüber, gefolgt von einigen Predigermönchen zu Fuß und umgeben von den Knechten des Klosters. Ihm war das erneute Werfen und Schießen zu sehr auf die Knochen gegangen und er flüchtete sich nach Sanct Marien, um dort bei dem Erzbischof oder dem Dompropste Aufnahme und Gastfreundschaft zu suchen und seinen aufs Aeußerste angegriffenen Nerven Ruhe zu gönnen.

Der Unterprior begab sich nach Hause. Der Erzvogt ließ die obersten Führer der Gilden und sonstigen Schaaren zu sich rufen und hatte mit ihnen eine lange Verhandlung. Alle stimmten dem in Vorschlag gebrachten Plane des Unterprior's ohne Bedenken bei.

„Wenn der Unterprior sagt, es geht, so geht es,“ sprach der Rathmann Wymann. „Auf den ist Verlaß.“

„Es muß gehen,“ rief grimmig der Rathmann Herrmann, genannt Kaufmann, „und es wird gehen. Jetzt kommen wir an sie, liebe Herren, und dann keine Schonung, keine Gnade!“

Nun begann in der Stadt eifriges und eiliges Zusammentreten der Kämpferschaaren an den Sammelplätzen, von welchen die Abtheilungen, sobald sie vollzählig waren und sich geordnet hatten, in tiefem Schweigen abzogen. An den Pforten und gefährlichen Stellen der Ringmauer wurden nur die nothwendigsten

Wachen gelassen. Alle, die entbehrt werden konnten, zogen fort. Von allen Seiten rückten die Schaaren auf Sanct Peter zu und bogten um die Kirche zum Thore der Predigermönche in Sanct Johannes. So Viele sich bequem in dem Hofe und Garten des Klosters aufhalten konnten, passirten das Thor. Die Uebrigen lagerten einstweilen in der Straße und füllten diese bis hinter Sanct Peter einerseits und fast bis zur Badestubenthür andererseits. Die bereits eingetretene Dunkelheit ließ die Wachen der Komthurei nichts von diesen Vorbereitungen sehen, und das fortdauernde Werfen aus den groben Geräthen machte auch das Hören unmöglich.

Die Wachen der Komthurei hatten außerdem keine Zeit, darauf zu achten, was in und an dem Kloster vorging, denn ihre Aufmerksamkeit wurde von der Stadtseite in vollen Anspruch genommen. Dort gab es hinter den Gebäuden und Zäunen von der Mauer des Petrifriedhofes und dem halbzerstörten Hause des Woldemar von Roza an bis zum grauen Minoritenkloster verdächtige Anstalten. Bald hier, bald da ließen sich unterdrückte Stimmen vernehmen, welche Weisungen zu ertheilen schienen. Dann und wann klang es wie das vorsichtige Handhaben von Aexten und Hämmern. Schwere Gegenstände wurden auf der Erde geschleift. Hin und wieder flammte auch ein Licht auf, erlosch jedoch, ehe die Armbrustschützen im Stande waren, einen Bolzenschuß anzubringen. Die Wacht habenden spitzten die Ohren und strengten die Augen an. Sie machten Meldung. Die an dieser Seite befehligen den

Ritter horchten selbst in die dunkle Herbstnacht hinaus, fanden Alles bestätigt, überzeugten sich, daß die Städter wieder etwas im Schilde führten, ließen die Mannschaften an die Posten in Thürmen und Erkern treten und sandten zum Komthur. Dieser kam, machte die Kunde und schloß ebenfalls, daß die Städter auf der ganzen Linie einen neuen Sturm bereiteten. Mit eindringlichen Worten legte er den Rittern, wie auch den dienenden Brüdern an's Herz, wachsam zu sein und sich nicht überrumpeln zu lassen. Er besichtigte dann noch die Rigeseite der Mauer, fand dort Alles im früheren Zustande, sah die Wachtfeuer der hinter der Vorstadt campirenden reisigen Kaufleute und sandte Schetteler mit dem größeren Theile der hier stationirten Knechte zur Verstärkung der Stadtseite ab. An einen Angriff aus dem schwarzen Kloster dachte er nicht. Daran dachte überhaupt Niemand in Sanct Jürgen, und das hatte seinen guten Grund.

Als der Ritterorden sein Haus innerhalb der städtischen Ringmauer zum größten Theile aus Holz errichtete und der Bischof noch in seinem steinernen Palast an der Rige hauste, war zwischen beiden Baulichkeiten, von denen jede, wie es scheint, manchmal mit dem damals beliebten Namen Wittenstein belegt wurde, genügender freier Raum vorhanden, und eine genaue Grenzscheide bestand wohl gar nicht. Als dann aber die Komthurei Nebengebäude aufzuführen begann und die Predigermönche in des Bischofs Palast zogen und dasselbe thaten, stellte sich die Nothwendigkeit einer Abgrenzung bald heraus. Die Ritter schoben ihr

Krankenhaus so weit wie möglich gegen das Kloster vor, und die Mönche zogen nun nahe am Krankenhause eine Mauer und richteten längs derselben ihren Begräbnißplatz ein. Darauf setzten die Ritter ihre Ställe an die ganze Länge dieser Mauer und zwar so, daß der Regen von den Ziegeln des steilen Daches den Mönchen über die Mauer schoß. Da erhöhten die Mönche die Mauer, so daß der Kamm derselben eben so weit emporragte wie der Dachfirst der Ställe. Als endlich die Zwistigkeiten zwischen dem Orden und dem Erzbischof begannen und ein Handstreich der Erzbischöflichen zu den Möglichkeiten, wenn auch zu den schwer anzunehmenden, gehörte, zimmerten die Ritter eine Wand in der ganzen Ausdehnung der Ställe auf dem Boden derselben und auf dieser Wand einen Wehrgang, welcher sich über dem Dachfirst erhob und also auch die Mauer beherrschte. Zwischen dem Wehrgange und der Mauer lag das steil abfallende Dach mit seinen Ziegeln, und hier über die Mauer gegen den Wehrgang anstürmen zu wollen, wäre eine That des Wahnsinns gewesen, zumal da einer der Thürme auf der äußeren Ringmauer den langen Dachstreifen deckte und mit Bolzen und Pfeilen überschütten konnte. Sa, wäre es einzelnen Stürmenden auch gelungen, Dachziegel auszuheben oder zu zerschlagen und sich unter den Sparren gegen die Geschosse aus dem Thurme und Wehrgange zu bergen, so hätten sie nichts damit gewonnen, denn weiter hätten sie nicht gekonnt, da die Wand unter dem Wehrgange jeden Ausgang aus diesem schmalen Bodenraume sperrte. Es wäre eine Kleinigkeit

gewesen, sie dort wie Mäuse in der Falle zu fangen oder vom Wehrgange aus zu steinigen, mit heißem Wasser zu Tode zu brühen und auf jede Weise zur Kurzweil zu benutzen.

Darum hatte bis jetzt Niemand in Sanct Jürger und eben so wenig Jemand außerhalb je daran gedacht, daß hier ein Angriff stattfinden könne; der schwarze Unterprior aber hatte gegrübelt, gerechnet und es schließlich ausgeklügelt, wie den verhaßten Rittern von hier aus der Untergang zu bereiten sei.

Er hatte zu seinem Aerger oft sehen müssen, wie die von ihm auf den Dächern errichteten Bliden bei fahrlässiger Handhabung die Steine nicht über den Wehrgang der Ställe in den Burghof unter die dort befindlichen Leute schleuderten, sondern zu kurz warfen und auf das steile Dach zwischen dem Wehrgange und der Mauer niederplumsen ließen. Jedes Mal, wenn solch ein Ungeheuer von Stein faul kaum über die Mauer wegslog und mit gewaltigem Lärm einige Dachziegel zerschlug, überkam ihn helle Wuth. Die hin und her spazierenden Wachen im Wehrgänge aber lachten aus vollem Halse über den Spektakel und riefen einander schlechte Wiße zu.²

Heute am Abend, als vollständige Dunkelheit eingetreten war, mußten die Bliden im schwarzen Kloster ganz besonders schlecht bedient werden, denn fast kein Stein flog mehr über den Wehrgang, sondern alle prasselten auf die Dachziegel nieder oder schlugen, wenn sie sich hoch verstiegen, gegen die Wand des Wehrganges, prallten von den elastischen, trockenen

Balken der Wand ab und polterten über das abschüssige Dach, die gut gebrannten Ziegel zertrümmernd und zermalmend, daß es klang, als ob in einem Töpferstande die aufgeschichteten Geschirre um und um geworfen würden.

Die Knechte im Wehrgange freuten sich Anfangs über den Lärm, der ihnen ungefährlich war, wenn auch mitunter recht große und schwere Steine die Wand nicht schlecht zittern und schwanken machten. Bald wurden sie jedoch unruhig. Waren die Städtischen im Kloster toll geworden, daß sie in der Finsterniß fortführen zu werfen, obgleich jeder Christenmensch längst das höchste Bedürfniß zum Schlafe fühlte? Sollte das nicht etwas Besonderes zu bedeuten haben?

Der an den Ställen befehlige Ritter wurde gerufen. Er hörte den Lärm eine Weile an, schüttelte den Kopf und konnte nicht in's Klare darüber kommen, was der schwarze Teufel — er meinte den Unterprior — im Sinne habe. Er suchte den Romthur auf und dieser beorderte neue Verstärkungen an die Stadtseite, denn er kam mit den bei ihm befindlichen Brüdern zu dem Schlusse, das blinde, nutzlose Werfen in der Nacht habe den Zweck, die Aufmerksamkeit der Vertheidiger von dem bevorstehenden Angriff auf der Stadtseite abzulenken. Der Ritter begab sich nun aus dem Wehrgange hinunter in die Ställe, um dort Ordnung zu schaffen, denn das Donnern der durch das Dach auf die Bohlen der Lage schmetternden Steine war so arg, daß die wenigen Knechte die Kasse gar nicht händigen konnten, welche sich bäumten, ausschlugen und sich wie toll gebärdeten.

Da hörte das Werfen plötzlich auf. Hal dachten die Wächter, jetzt wird es an der Stadtseite gleich losgehen, denn die Vorbereitungen sind wahrscheinlich fertig. Wirklich ertönte dort Geschrei. Bald näher, bald ferner an der Mauer hin ließ es sich vernehmen. Es klang, als ob Abtheilungen im Begriff wären, gegen die Mauer vorzustürzen. Es erfolgte aber noch kein Angriff. Mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit hingen die Augen und Ohren Aller in Sanct Sürgen an der Stadtseite, guckten und horchten gespannt durch die Dunkelheit dorthin.

Ueber der Mauer der Dominikaner an den Ställen leuchtete es plötzlich hell auf. Eine menschliche Gestalt schleuderte ein flammendes Bündel von der Mauer in eine der Lücken, welche von den Steinen in die Dachziegel geschlagen waren, und verschwand selbst hinter der Mauer. Eine zweite Gestalt that dasselbe fast gleichzeitig in einiger Entfernung von der ersten. Eine dritte, vierte, fünfte folgte. Ehe die Wächter im Wehrgange und die Leute im Thurme an der Ringmauer sich besannen und die Armbrüste schußfertig machten, war ein reichliches Duzend großer brennender Berg- und Rienbündel durch die Löcher des Daches in den Bodenraum geworfen.

Nun schwirrten die Bogensehnen, und Bolzen zischten aus den Schießöffnungen des Wehrganges und des Thurmes, während der Ruf nach Verstärkung laut über den Hof schallte. Die Leute zwischen den Gräbern hinter der Klostermauer standen aber nicht ab. Sie hatten überall Weikern an der Mauer. Unten, wo sie

geschützt und unsichtbar waren, setzten sie die Bündel in Brand, stiegen dann mit ihnen die Sprossen hinan, und während sie sich mit einem großen Schilde an einem Arme den Kopf und Oberkörper gegen die Geschosse deckten, erspähten sie eine Lücke und suchten durch einen gut berechneten Wurf das Bündel in dieselbe verschwinden zu lassen. Dann tauchten sie hurtig hinter der Mauer nieder.

Freilich traf mancher Bolzen sein Ziel, und auch die von kräftigen Fäusten geschleuderten Speere der auf das Hilferufen herbeigeeilten Knechte, welche sogar die eigene Sicherheit außer Acht ließen und das Dach des Wehrganges erkletterten, um freier wirken zu können, machten nicht wenige der Brandstifter kopfüber von der Mauer stürzen, aber es war zu spät. Die trockenen Kiefernbohlen der Lage fingen an mehreren Stellen Feuer. Viele der dünnen Sparren brannten bereits mit den Fackelbündeln um die Wette. An den feinen Balken der Wand unter dem Wehrgange begannen Flammenzungen zu lecken. Der schmale, lange Raum zwischen der Klostermauer und dem Wehrgange war erleuchtet wie vom grellsten Sonnenschein. Die Helligkeit über den Ställen ließ sich bald von Weitem erkennen.

Den Ordensleuten wurde bange zu Muth. Die Ahnung, daß der Untergang nahe sei, ergriff manches sonst nicht verzagte Herz. Was sollte nun werden? Woher war der Hauptangriff zu erwarten? Der Komthur beorderte die zur Stadtseite gesandten Verstärkungen wieder zurück zum Löschten. Gerade jetzt wurde aber der Lärm am Friedhofe von Sanct Peter

und in den angrenzenden Straßen lauter und es schien dort endlich zum Sturm kommen zu wollen. Die Vertheidiger standen auf und hinter ihrer Mauer in fieberhafter Erwartung, die Armbrüste gespannt, die Spieße gesenkt.

Unter des Komthurs eigener Leitung wurde der Versuch gemacht, die Ställe zu löschen. In Eimern, in Töpfen und Krügen, sogar in Helmen wurde Wasser zum Wehrgange geschleppt und durch die Schießöffnungen wie auch von dem Dache des Wehrganges in den Bodenraum und auf die Sparren gegossen. Der Brunnen im Hofe lieferte das Wasser zu spärlich. Das Pförtchen im Thore zur Rige wurde geöffnet. Vergeblich! Das Feuer griff zu rasch um sich, und der Wehrgang mußte verlassen werden, denn die Leute erstickten im Rauche und die Hitze fengte ihnen die Kleider und die Haut vom Leibe. Bald stand das ganze Dach in Flammen. Die Ställe waren nicht zu retten.

Unten, in den Pferderäumen, gab es wilde, graufige Bilder. Die Thiere, schon von dem Steinewerfen in Angst und Unruhe, geriethen ganz außer sich, als der Feuerschein einzudringen begann und der Rauch sich spüren ließ. Wären sie gleich hinausgeführt worden, so wären die meisten erhalten worden; aber im Anfang dachte Niemand daran und alle Hände bemühten sich, den entstehenden Brand zu unterdrücken. Als die Löschversuche aufgegeben wurden und Ritter und Knappen in die Ställe stürzten, um die Pferde zu retten, fielen bereits Funken und brennende Scheite

von der Lage nieder, und der stinkende Qualm machte es fast unmöglich, zu athmen. Die Roffe wütheten, beschädigten einander und stießen grauenvolle Töne aus. Zu den Thüren ließen sie sich weder ziehen noch treiben, denn dort schreckte sie der helle Feuerschein von draußen. Nur wenige wurden von gewandten Knappen, welche sich schnell Kleidungsstücke vom Leibe rissen und dieselben um die Köpfe der Thiere wickelten, auf den Hof geschafft. Die große Mehrzahl rastete und tobte, bis der Dampf und Rauch zu dick wurde. Da streckte ein Roß nach dem anderen den Kopf nieder unter die Rippen oder zur Erde, zitterte, schwankte und stürzte. Zu gleicher Zeit brachen auch schon an einzelnen Stellen die Lagen ein und begruben die Körper unter lodernden Bohlen und Brettern.

Von den Ställen ging das Feuer auf das Krankenhaus über, und die darin befindlichen zahlreichen Schwerverwundeten wären fast ebenso erstickt, da die Aufmerksamkeit Aller von den unglücklichen Roffen in Anspruch genommen war. Zulezt wurde das Schreien der hilflos Daliegenden und der Wachen auf der Ringmauer an der Mige doch noch vernommen und es gelang im letzten Augenblick, die Unglücklichen aus dem brennenden Hause über den Hof in das Hauptgebäude zu schaffen.

Der Mann aber, welcher dieses Unheil angezettelt hatte, der Unterprior, stand auf dem höchsten Dache des Klosters, verfolgte mit den Augen das Wüthen der Flammen und blickte oft besorgt hinter sich nach Süden in die Luft.

„Nur etwas mehr Wind!“ flüsterte er. „Heiliger Dominicus, nur etwas mehr Wind!“

„Wenn sich der Wind nach Mitternacht nur nicht ganz legt!“ antwortete er dem dicken Stadtwachtmeister, welcher ihn auffuchte und eine Frage an ihn richtete.

Der sah ihn darauf zweifelhaft und etwas scheu an und wiederholte die Frage.

„Die Ställe brennen lichterloh. Die Steinmengen sind bereit. Sollen wir mit der Arbeit beginnen?“

„Ja, so,“ befann sich der Unterprior. „Ja wohl, und kräftig zugeschlagen! Beeilt Euch.“

Und wieder schaute er zurück und brummte:

„Wenn der Wind nur etwas zunehmen wollte!“

Ob es mit dem Willen des heiligen Dominicus oder gegen denselben geschah, aber der Wind verstärkte sich nach Mitternacht und begann gegen den Morgen sogar recht frisch zu blasen. Funken und glühende Kohlen wirbelten von den niederstürzenden Balken des Wehrganges lustig empor in die Luft und überschütteten das Dach des Hauptgebäudes, fielen auf die Erker und Außengänge des alten Baues, wurden in die Ritzen, Fugen und Schießöffnungen getrieben. Wie früher auf den Ställen, so kämpften jetzt Ritter, Knappen und Hausbedienstete mit Eimern, nassen Besen und allen möglichen und unmöglichen Geräthen in Schweiß gebadet gegen die Gefahr an, welche ihr Heim und mit ihm ihr Leben bedrohte, denn wurde das Haus ein Raub der Flammen, wie die Ställe, so

waren sie schirmlos den Geschossen der Städter aus dem schwarzen Kloster nebenan preisgegeben.

Dort hinter der Klostermauer arbeiteten zu derselben Zeit nicht minder angestrengt und schwitzend kräftige, durch lebenslange Uebung gestählte Gewerkerarme unter der Leitung von Steinmetzen daran, Oeffnungen in die Mauer zu brechen. Leise brauchten sie die Sache nicht anzufassen, denn das Brausen der Flammen, das Krachen und Brechen der Balken und Lagen, endlich das Schreien und Rufen der Löschen den bei dem Hause übertönte den von ihnen verursachten Lärm völlig. Noch standen die Wände der Ställe in der größten Gluth, und noch immer hoffte der Komthur, das Haus, an welchem er bereits einen Theil der Erker und Außengänge abgerissen hatte, vielleicht erhalten zu können, als der Feuerschein durch mehrere manns hohe Lücken der Mauer in den Klostergarten drang.

Die schreckliche Nacht vom 28. auf den 29. September ging zu Ende. Das erste Morgenrauen des Michaelistages machte sich bemerklich. Die Ställe und das Krankenhaus waren zusammengesunken und bildeten einen stinkenden, qualmenden Schutthaufen. Das Hauptgebäude stand noch, aber die Hände, welche Wasser herzutragen, waren fast erlahmt, und doch zeigten sich an vielen Stellen immer wieder neu aufflackernde Feuerzungen und glimmende Holztheile. Ein Angriff von Seiten der Städter war noch nicht erfolgt, doch hegte Jedermann in Sanct Jürgen die Ueberzeugung, daß er mit dem Anbruch des Tages gewiß vor sich gehen werde.

Der Komthur rief mitten im Rauche und Dampfe die in seiner Nähe befindlichen Ritter auf dem Hofe zusammen. Auch nach dem alten Schetteler schickte er.

„Brüder,“ sprach er heiser, „das Haus ist nicht zu retten. Es wird aufbrennen wie die Ställe. Der Tag ist gleich da. Wir werden in den Höfen zusammengeschossen werden wie Spazgen auf dem Zaune. Was thun wir?“

Fenster schwiegen die Ritter und blickten vor sich nieder.

„Redet, Brüder,“ mahnte er nach einer Pause. „Die Zeit drängt. Zu irgend etwas müssen wir uns entschließen. Bruder Schetteler!“

„Ja,“ sagte der Alte zögernd, indem er den Helm abnahm und sich mit der Hand über den kahlen Kopf fuhr, „ich hätte nie geglaubt, daß ich zuguterlezt in einer so schmachvollen Lage würde meinen Rath ertheilen müssen. Leider ist es aber so. Brüder, Einer muß zuerst das Wort aussprechen. Wir können nicht anders als das Haus aufgeben — und ausziehen.“

„Ausziehen?“ fragten die Ritter um ihn her, „das Haus aufgeben? Wohin ziehen? Wo steht ein Weg offen?“

„Durch die Stadt können wir nicht,“ antwortete Schetteler. „Also bleibt uns nur das Feld. Auch dort lagern Feinde. Wir müssen uns durchschlagen. Besser im freien Felde die Knochen niederlegen, als zwischen den Mauern erschossen oder gebraten werden. Wer das Glück hat, kommt doch vielleicht durch und davon.“

„Unsere Kasse sind verbrannt!“ rief ein Ritter.
 „Die draußen haben schon die Wendenschen und
 Segemoldschen erschlagen!“ fügte ein Zweiter hinzu.

„Was wird aus den Kranken und Verwundeten?“
 fragte ein Dritter.

„Brüder,“ sagte Schetteler, „einige Kasse haben
 wir noch. Der Komthur und“ — er blickte rund um sich
 und bemerkte den Schreiber Pater Anselmus — „nun,
 zum Beispiel die Priester sitzen auf. Wir übrigen
 schließen uns fest zusammen und rücken mit den Knechten
 zu Fuß aus. Die Kranken und Verwundeten — Brüder,
 ich wiederhole, Einer muß es zuerst aussprechen —
 die Kranken und Verwundeten bleiben dem Schicksal
 überlassen. Die Jungfrau und die heilige Elisabeth
 mögen sich ihrer und unser erbarmen, denn die meisten
 von uns werden auch bald Verwundete oder —
 Todte sein.“

Wieder folgte eine wortlose Pause.

„Weiß Jemand einen besseren Rath?“ fragte
 der Komthur.

Keine Antwort erfolgte.

„Macht fort, Komthur,“ sprach endlich Türc von
 Sellheim. „Der Tag graut. Die Knechte munkeln
 von Durchgängen in der Klostermauer. Können die
 Schurken erst sehen, so wird es zu spät.“

„So soll es sein,“ entschied der Komthur. „Ihr,
 Schetteler, und die ältesten Brüder zu Pferde! Eure
 Beine dürften den Dienst versagen wie die meinen.
 Nun ja, auch den Priestern Pferde! Schafft leise und
 schnell sämtliche Ritter und Knechte von der Mauer

und aus dem Hause her. Hört Ihr, leise, damit keine Seele draußen etwas merke. Wir müssen unvermuthet hinaus, unerwartet und unaufhaltsam wie ein eiserner Keil, der in Holz getrieben wird."

"Mir erlaubt mit den jüngsten Brüdern die Spitze zu bilden", rief Türk, „und Gott sei Jedem gnädig, der sich uns in den Weg stellt!"

"Thut so. Ohne Säumen, liebe Brüder, ordnet Euch. Das Thor auf! Die Brücke nieder! Heiliger Georg, schirme unseren Abzug aus Deinem Hause."

Der Komthur, Schetteler, von Lommen, noch einige ältere Brüder und die Priester stiegen zu Pferde, so weit dieselben reichten. Die meisten von ihnen mußten ohne Sattel und Bügel sitzen und die Thiere mit Hilfe der Stallzäume lenken, denn das Reitzeug war verbrannt. Türk von Sellheim mit einer Schaar speerbewehrter Ritter und Knappen führte den Zug. Dann folgten die Bogenschützen. Zuletzt kamen wieder Speerträger. Das Häuflein Reiter hielt sich nebenbei.

"Fertig? Die gebenedeite Jungfrau sei uns gnädig! Vorwärts!"

Es war unterdessen doch schon ziemlich hell geworden und den Argusaugen der städtischen Ausluger waren die Vorbereitungen der Ordensleute nicht entgangen. Kaum setzte sich der Zug in Bewegung, da erhob sich von allen Seiten Geschrei. Die ersten dicht geschlossenen, eisenbedeckten Reihen, welche aus dem Thore schritten, die Speere verderbenbringend vorgestreckt, sahen die ganze Macht der reisigen Kaufleute wohlgeordnet und hoch zu Roß hinter der Rige quer vor

der Brücke und neben denselben Armbrustschützen und Speerträger zu Fuß. In demselben Augenblick hörte Türk hinter sich im Hofe Kampfgeschrei und Waffengeklirr.

„Zurück, zurück!“ tönte es durch die Reihen.

„Wir sind abgeschnitten! Zurück!“

Die Städter im Kloster hätten mit ihrem Vorbrechen gewartet, bis die Ueberbleibsel der verbrannten und eingestürzten Ställe sich etwas bequemer hätten passiren lassen; als der Unterprior jedoch sah, daß die Ritter ausbrechen wollten, da litt es ihn nicht länger. Mit mächtigem Rufe gab er den Befehl zum Vordringen und stürzte selbst zuerst durch die Oeffnung, an welcher er gestanden hatte. Ueber glimmende Balken, glühende Steine und angefangene Pferdeleichen sprang er weg, geradeß Weges durch den Qualm und heißen Schutt. Hoch wirbelten die Funken um ihn auf. Flammen schossen bis zum Helm an ihm empor. Er achtete es nicht. Sich mit dem Schilde deckend, in der Rechten eine blinkende Streitart, erschien er im Hofe und hieb auf die Armbrustschützen ein, die eben vorüberzogen. Er wurde von den Städtern nicht im Stich gelassen. Zu beiden Seiten und hinter ihm tauchten laut rufende haßerfüllte Männer mit Schilden und Speeren aus dem Rauche auf. In einem Augenblick hatten sie die Reihen der Knechte durchbrochen. Immer mehr rückten nach. Die Schaar der Ordensleute war getrennt. Ein Theil wurde gegen das Thor gedrängt, die größere Menge mußte zur Stadtseite zurückweichen, wo bereits die Städter auf der ganzen Linie über die Mauer drangen. Nun entspaun sich ein verzweifelter, schrecklicher Kampf,

Der gar bald von Seiten der Städter in erbarmungsloses Schlachten ausartete.

Die aus dem Thore gerückten Speerträger unter Türk von Sellheims Führung eilten zurück. Es gelang ihnen nicht, die Brücke aufzuziehen oder das Thor zu schließen, denn die Kaufleute waren sofort auf sie losgeritten, als sie merkten, daß der Zug in's Stocken gerieth, hatten die Brücke eingenommen und brachen zugleich mit den Ordensleuten hauend und stechend in den Hof. Den Kaufleuten folgte das Fußvolk, welches neben ihnen gehalten hatte, und zuletzt fand sich auch der Pöbel ein, der am Abend und in der Nacht die in der Nähe der Stadt liegenden Ordensbesitzlichkeiten ausgeraubt und verbrannt, die Ordenspächter und Ordenshörigen mißhandelt und mitunter gehängt hatte.

Der Pöbel machte sich im Rücken der Kämpfenden daran, Feuerbrände aus dem Schutt der Ställe in das Hauptgebäude zu werfen, dessen Dach freilich schon an mehreren Stellen brannte. Mit wilder Lust schürten einige Strolche die Flamme, während andere im Hause nach Beute suchten. Wie Raubthiere stürzten sie sich auf die im unteren Stocke untergebrachten verwundeten und kranken Ordensleute, mißhandelten sie, trieben Kurzweil mit ihnen und suchten nach Stricken, um sie hinauszuschleppen und zu hängen, wie ihre Genossen auf den Befehl des Ritters Sellheim gehängt worden waren. Das um sich greifende Feuer und der das Haus füllende Rauch verhinderten sie an diesem Vorhaben. Sie mußten sich selbst über Hals und Kopf in's Freie retten. Mehrere der im oberen Stockwerk Plündernden

erstickten und verbrannten wie die Verwundeten in den unteren Räumen.

Die Herbstsonne stieg eben über den Sandhügeln im Osten der Stadt empor und sandte einige matte Strahlen durch die dunstige Luft, als der Kampf in Sanct Jürgen sein Ende fand. Das alte, mehrfach ausgebaute und erweiterte Gebäude, in welchem den größten Theil eines Jahrhunderts die Ritter als Bürger der Stadt und in der letzten Zeit als Feinde derselben gegessen hatten, brannte wie ein riesiger Scheiterhaufen. Die Höfe waren gefüllt von bewaffneten Städtern, zu denen sich allmählig auch Greise, Weiber und Kinder gesellten, um sich nach den Thürigen umzusehen oder sich mit eigenen Augen von der Vollständigkeit des Sieges zu überzeugen. Die Ordensleute, welche bisher die Besatzung gebildet hatten, lagen todt umher. Schonung hatten die erbitterten städtischen Streiter nicht walten lassen, und wer ihren Streichen nicht ganz erlegen war, den hatte der Pöbel nachträglich um den letzten Lebensfunken gebracht. Uebrig war nur ein kleines Häuflein ermatteter und zum Theil verwundeter Ritter und Knappen, welche von den weniger rachsüchtigen reisigen Kaufleuten zu Gefangenen gemacht waren und voll Schmerz und Kummer in der Nähe des brennenden Gebäudes standen. Unter ihnen befand sich der Komthur mit bloßem Haupte und zerzaustem Barte.

Der Pöbel zog aus einem Hofe in den anderen, lachte, schrie und fluchte in allen landläufigen Sprachen und suchte nach stets neuen Gegenständen für seine Rachgier und Zerstörungswuth. Besonders that sich

dabei der lange Kerl mit dem spitzen Hute hervor, und nicht weniger thätig war der Barfüßer Bertold, der nicht müde wurde, zu immer neuen Gewaltthaten anzutreiben. Der Letztere drang mit einem Haufen des auserlesensten Auswurfs in die Kirche des heiligen Georg, an deren Thür die Bürger bis jezt vorübergegangen waren, ohne sie zu öffnen. Mit Jubel entdeckte er dort den Priester Albert, der mit dem Krucifix in der Hand vor dem Hauptaltar stand. Zwei Ritter hatten sich hinter demselben in eine Ecke gedrückt. Alle drei Ordensbrüder waren dem Gemehel im Hofe entkommen und hatten sich hierher geflüchtet, in der Hoffnung, die Heiligkeit des Ortes werde ihr Leben schützen.

„Wagt es nicht, in dem Tempel Gottes zu lärmen,“ sprach Albert streng, indem er ihnen entgegentrat. „Entfernt Euch. Ich befehle es Euch im Namen des Gekreuzigten.“

Die ernstesten Worte hätten ihren Eindruck auf den Haufen nicht verfehlt, wenn der Mönch nicht dabei gewesen wäre. Dieser aber stürzte vor und lachte laut auf.

„Du befehlst, Baalspaffe, Beelzebub?“ schrie er. „Pact ihn, Männer von Riga. Erwürgt ihn, denn er ist kein Priester Gottes, sondern des Satans. Ein Wolf ist er, der in Schafskleidern geht und die Kinder Gottes würgen will. Pact ihn, würgt ihn!“

Er stürzte vorwärts und führte aus voller Kraft mit seinem langen Stabe einen Hieb nach des Priesters Kopfe. Er traf das Krucifix, welches zerbrach. Die mit ihm gekommenen warfen sich nun ebenfalls mit

Speeren, Aexten und Messern auf Albert. Die beiden Ritter eilten dem Priester zu Hilfe. Der Raum, in welchem Jahrzehnte hindurch sich nur Stimmen zum Lobe des Höchsten erhoben hatten, hallte jetzt von schwerem Schlagen und Stampfen wider, von gottlosen Flüchen und Jammergeschrei. Es währte lange, bis die drei Ordensbrüder überwunden wurden. Endlich hatten sie ihr Leben ausgehaucht, aber theuer war es verkauft, denn mehr als ein Duzend der zerlumpten Angreifer lag ebenfalls todt umher und nicht wenige hatten schwere Wunden davongetragen. Die Menge, durch den Lärm herbeigelockt, wuchs an, und mit Sauchzen machte sie sich auf den Rath eines Weibes daran, die drei Leichen der Ordensbrüder zur Mauer zu schleifen um sie an einen der Galgen zu hängen, von welchen die Stürmenden die Leichname der Bürger entfernt hatten. Bertold fuhr unterdessen wie ein Wahnsinniger, mit Schaum auf den Lippen, in der Kirche umher und zertrümmerte mit seinem Stabe die Geräthe und Fenster, warf die heiligen Bilder zu Boden und riß die Bekleidungen von den Altären.

„Zerschlagt! kreischte er. „Zerbrecht! Reißt in Stücke, denn was Ihr hier seht, ist vom Satan! Die Verfluchten! Sie haben Ihrer Schandstätte das Aussehen eines christlichen Tempels gegeben. Aber es ist kein Tempel. Es ist ein Höllenpfehl. Werft Alles nieder! Laßt nichts übrig!“

Die Verworfensten folgten seinem Beispiel, verwüsteten und zerstörten, schleppten aber auch fort, was Werth hatte, und bald gab es in der Kirche nichts mehr, was an ihre reiche Ausstattung erinnert hätte.

An der anderen Seite von Sanct Jürgen, nach der Rige zu, war der Lange mit dem spitzen Hute unterdessen der Gefangenen ansichtig geworden und hatte unter ihnen den Romthur erkannt.

„Das ist der Oberste der Mörder!“ rief er seinen Genossen zu. „Das ist der, welcher schuld ist, daß unsere Brüder an den Galgen gehängt wurden. Seht ihn an, wie er jetzt aussieht, der Schurke.“

Er trat vor den Gebietiger und nahm den spitzen Hut ab, indem er sich tief beugte.

„Gnädiger Herr,“ sprach er, „wie gefällt es Euch jetzt? Warum steht Ihr barhaupt im Winde und in der Sonne? Setzt den Helm auf. Ruft Eure feinen Gesellen zusammen. Befehlt, mich zu hängen, da, an den Galgen vor dem Thore.“

„Er hat keine Lust dazu,“ wandte er sich lachend an den Haufen, welcher grinsend umherstand. „Er ist jetzt sanft geworden, der liebe gnädige Herr.“

„Warum hast Du keine Lust, alter Schuft?“ schrie er dann wieder den Gefangenen an. „Warum befehlst Du nicht, mich zu hängen? Rede! Warum befehlst Du es nicht?“

Er faßte mit beiden Händen den großen krausen Bart des Romthurs und zog seinen Kopf hin und her.

Da nahm der alte Herr die letzte Kraft zusammen und schlug den Langeu mit der geballten Faust in das Gesicht.

Dieser heulte auf wie ein wildes Thier, krallte sich fester in den Bart und riß den Gegner um.

„Du kannst noch schlagen?“ keuchte er. „Kannst

schlagen, aber hängen kannst Du keinen mehr. Dafür wirst Du selbst gehängt. An den Galgen wirst Du gehängt, wo unsere Brüder gehangen haben. Faßt an, Gefellen! An den Galgen, an den Galgen!"

„An den Galgen!“ stimmten die Genossen ein. Noch zwei packten den Herrn an den Armen, und fort schleppten sie ihn, dem Thore zu. Brüllend, pfeifend, johlend folgte der Haufe.

Die zufällig in der Nähe gelagerten und sich erholenden Kämpfer sahen dem Vorgange ziemlich theilnamlos zu, ja einige schienen Gefallen daran zu finden. Der junge Kaufmann Konrad, genannt Kaufmann, der Bruder des Rathmannes Hermann, lachte sogar laut.

Einige Schritte weiter erhoben jedoch mehrere reisige Kaufleute Einsprache und vertraten dem Haufen den Weg. Andere dagegen verlangten, man solle die Leute gewähren lassen, denn am Leben dürfe der Romthur, welcher der Stadt so viel Unheil zugefügt habe, doch nicht bleiben. Es gab Streit. Von beiden Seiten fielen hitzige Reden.

Den Ausschlag gab der Lübeck'sche Baumeister, welcher mit seinen Zimmerleuten auch nicht weit entfernt war und auf den Zank herbeikam. Kaum begriff er, um was es sich handelte, als er den Längen und dessen beide Genossen mit einigen Hieben seiner gepanzerten Faust verjagte und den bewußtlosen Romthur aufrichtete. Mehrere der Kaufleute und die Zimmerleute scharten sich um ihn. Dem Pöbel war der Spaß verdorben.

„Ich kann mir nicht denken, weshalb Ihr Euch

den Pelz darum zerreißt," sagte achselzuckend der Rathmann Herr Johann von Rigemünde. „Ihr thut, als ob der Ritter Euer Freund und Gebatter wäre.“

„Die Männer haben recht," sprach anderseits der Rathmann Wynnmann, „Gefangene bleiben Gefangene und dürfen nicht mißhandelt werden. Gericht wollen wir aber morgen über sie halten.“

Herr Wynnmann sorgte auch dafür, daß die Gefangenen ohne Säumen unter gehöriger Bedeckung in das Stadtgefängniß geführt wurden.

Der Erzvogt schüttelte zu derselben Zeit dem Unterprior die Hände und fand nicht Worte genug, demselben seinen Dank auszusprechen,

„Es bedarf keines Dankes," entgegnete der wortfarge Mönch. „Ich habe es nicht Euretwegen gethan. Ich hatte eine alte Rechnung mit den Rittern. Die ist jetzt ausgeglichen. Ich hoffe, der Rath liefert dem Kloster Arbeiter, welche in Ordnung bringen, was wegen des Kampfes und durch den Kampf verdorben ist, damit ich bald meinen Prior aus Sanct Marien abholen und ihm in seiner Wohnung die frühere Bequemlichkeit und Ruhe schaffen kann.“

XXVIII.

Was in der Stadt und Umgegend die Beine rühren konnte, hielt es für Pflicht, im Laufe des Tages einen Blick in die Höfe von Sanct Jürgen zu werfen, wo die sämmtlichen Gebäude außer der Kirche nur noch rauchende Trümmerhaufen waren, und wo man daran arbeitete, die Todten fortzuschaffen, unter welchen die grauen Minoriten noch immer nach Lebenden forschten.

Auch Gottfried, der Wechsler, besuchte früh am Nachmittag den blutgetränkten Kampfplatz und sprach mit seiner feinen, weithin hörbaren Stimme seine Befriedigung darüber aus, daß endlich dieser Herd des Unfriedens beseitigt sei, und der ruhige Bürger nun seinem nützlichen Tagewerk nachgehen könne, ohne jeden Augenblick Mordgeschrei hören zu müssen. Er trug wieder den feinen Anzug, welchen er auf dem Leibe gehabt hatte, als er Gertrud seinen Heirathsantrag machte. Sogar gewaschen schien er sich heute zu haben.

Von Sanct Jürgen ging er weiter zur Badestubenstraße, warf dort einen spöttischen und dabei bösen Blick in die Fenster seines Hauses, in welchem noch immer der Kräutner Bernhard den früheren Handel trieb, und begab sich in die Badestube, wo er vor der Thür das Wams glattstrich, den seidenen Gurt hinten emporzog und vorn niederdrückte, wie er auch dem neuen Hute auf dem Kopfe eine recht unternehmende Lage gab. Dann trat er ein, den langen Stock mit dem riesigen silbernen Knopfe gefällig schwenkend.

Wie er erwartet hatte, stand Anna bereits neben dem Tische, auf welchem sie die Zahlungen entgegennahm und Geld wechselte. Badegäste gab es aber noch nicht, denn es war zu früh am Tage. Nur zwei Mägde unterhielten sich lachend an dem Besenstapel und der Bader Johannes spazierte im Gange auf und nieder.

„Hehe, schöne Anna,“ sagte er mit freundlichem Grinsen, „bin wieder da. Kennst mich noch, Kind? Hast den Wechsler von der Marktede noch nicht ver-

gessen? Guckst böse? Sollst gleich andere Augen machen, Kind. Sollst gleich freundlich werden. Habe Dir etwas zu sagen. Na, Händchen geben! War ein Esel das vorige Mal. Komme, das gut zu machen. Eingeschlagen! Wie?"

Anna stand stramm an dem Tische, auf welchem sie die Fäuste stemmte. Ein zorniger Schatten war über ihr Gesicht geflogen, als der Mann eintrat, doch hatte sie schnell ihre frühere Geschäftsmiene aufgesetzt. Die Hand hielt er ihr vergeblich hin.

„In welche Stube wollt Ihr?“ fragte sie kalt.

„Hehe, spricht von Stuben! Na, na, Kind, wirfst gleich von besseren Dingen reden. Kriege also keine Hand? Na, bist noch immer unzufrieden mit mir. Konnte es denken, konnte es denken. War damals ein Esel, habe es schon gesagt. Seid auch da, Vater Johannes! Kommt einmal her. Habe etwas zu sagen, was Euch beide angeht.“

„In welche Stube wollt Ihr?“ wiederholte Anna.

„Bezahlt zugleich aber auch, was Ihr von früher schuldig seid,“ setzte sie hinzu. „Sonst giebt es für Euch kein Bad.“

„Hihhi,“ lachte Gottfried, „sie spricht immer vom Bade! Laß das, Kind. Das Bad kommt später. Giebt Sachen, die angenehmer sind als ein Bad. Siehst Du, Mädchen, hast mir damals etwas gesagt. Kam mir zu plötzlich. Habe es nicht gewürdigt. War ein Esel, wie ich schon sagte. Habe es mir hinterher überlegt. Habe gedacht, die Anna ist des Badestübers

Tochter. Ja wohl. Und was thut das, wenn sie des Badestübers Tochter ist, habe ich wieder gedacht. Wie, Johannes? Was kann sie dafür, daß sie Eure Tochter ist? Und was ist dabei, wenn sie Eure Tochter ist, und Ihr seid der Badestüber? Was? bin ich nicht Gottfried, der Wechsler, der seinen Tisch hat an der Marktecke, und den Jeder kennt? Kann ich nicht thun und lassen, was ich will? Kann es, denke ich und Niemand hat mir etwas dreinzureden. Habe mir . . .“

„Wenn Ihr baden wollt, so zahlt,“ fiel ihm Anna in das Wort. „Bald werden mehr Leute kommen.“

„Ja,“ schaltete Johannes ein, „es wird heute voll werden nach dem Kampfe.“

„Komme eben, weil der Kampf vorüber ist,“ versetzte Gottfried. „Wißt ja, ich sehe mich schon lange nach einer Frau um. Habe es der Anna gesagt. Jetzt ist wieder Ruhe und der Mensch darf daran denken, sein Haus einzurichten. Will nun nicht mehr warten, will eine Frau in mein Haus führen. Jung muß sie sein und hübsch muß sie sein. Kann das verlangen. Nicht? Na, seht, habe mir gedacht, hier giebt es ein sauberes Kind, und da giebt es ein sauberes Kind. Hehe, wo giebt es nicht solche? Aber damit Ihr es wißt, Bader, Eure Anna — hihihi, sie weiß das selbst — eine so hübsche, so stolze Dirne wie die Anna giebt es doch nicht. Ist so, wie ich sage. Wird keine besser zu mir passen als Eure Anna. Was, Kind? Gefällt Dir jetzt, was ich sage? Brauchst keine bösen Augen mehr zu machen? wie?“

„Ich verstehe noch immer nicht, was Ihr eigentlich wollt,“ sagte das Mädchen langsam und schien nachzudenken.

„Hihi, Kind! Habe noch nicht deutlich gesprochen? Heirathen will ich, Mädchen, heirathen. Und wen will ich heirathen? Dich, Kind. Will die schöne Anna zu meiner Ehefrau machen. Ist das klar? Wie? Was sagt Ihr dazu, Vater Johannes?“

Der Bader schaute fragend auf die Tochter.

Diese schwieg eine Weile, während der Wechsler gespreizt da stand und sich wohlgefällig hin und her wiegte.

„Als Ihr das letzte Mal hier wart und ich davon sprach, Eure Frau zu werden,“ begann Anna mit ungewöhnlich tiefer Stimme, „da habt Ihr vor mir ausgespien.“

„Habe es gethan, Mädchen, habe es gethan. War ein Esel, habe es schon zwei Mal gesagt.“

„Wenn Ihr mich jetzt heirathet, werden die Leute vor Euch ausspeien, werden es Euch verdenken, daß Ihr des Badestübers Tochter zur Frau genommen habt.“

„Werden sie? Gehe, Kind! Kennst mich, denke ich. Weißt, wer ich bin. Wird jemand ausspeien vor Gottfried, dem Wechsler, denkst Du? Soll es versuchen. Will sehen, wer es versuchen wird.“

„Es steht also nichts unsrer Hochzeit entgegen?“

„Nichts, liebe Anna. Nichts, liebe, stolze Anna. Bin der Mann dazu, wegzuräumen, was im Wege liegt. Kann es, denke ich.“

„Es steht doch etwas entgegen,“ sagte das Mädchen nach einem lauten Athemzuge mit noch tieferer, vollerer Stimme, und die schönen Augen nahmen einen eigenen, schillernden Glanz an. „Eure erste Frau hat sich bei Euch nicht satt essen können. Ihr habt ihr das Brod vom Munde abgeknappet. Ihr habt sie mißhandelt, habt sie eingeschlossen, habt sie gequält und gepeinigt. Ihr habt sie in der Krankheit ohne Hilfe liegen lassen. Schon dem Tode nah, hat sie hungern müssen. Das . . .“

„Wie? Wer . . .“

„Schweig!“ rief sie, die Hand gebieterisch vorstreckend. „Das alles habt Ihr gethan, Ihr, der reiche Wechselr. Und jetzt wagt Ihr, mir zuzumuthen, ich solle Eure Frau werden und mir auch das Brod zuwägen oder mir gar Eure Mißhandlungen gefallen lassen! Ich habe damals hier mit Euch gescherzt, wie man manchmal mit einem widerlichen Thiere scherzt, wenn man in muthwilliger Laune ist, und Ihr habt vor mir ausgespien. Das habt Ihr gewagt! Und jetzt wagt Ihr, wagst Du mich zur Frau zu verlangen, Du schäbiger Lump! Hinaus mit Dir! Zum Manne sollte ich Dich nehmen? Zum Hunde bist Du mir zu schlecht. Pfui!“

Sie spie vor seine Füße, wie er es damals gethan hatte.

„Anna!“ mahnte der Vater erschreckt.

Der Wechselr war zurückgewichen und schien seinen Ohren nicht trauen zu wollen. Jetzt kniff er die kleinen Augen boshast zusammen und trat näher.

„Dirne!“ sprach er noch feiner als gewöhnlich, so daß es sich eigentlich recht kläglich anhörte, „grobe Dirne! Bin ich nicht der Wechsler von der Marktecke, der reiche Gottfried, den alle Rathmänner grüßen, weil sie ihn nöthig haben? Sollt es fühlen, beide, Du und der Narr, Dein Vater. Will dafür sorgen, daß . . .“

„Hinaus!“ schrie da die Badestüberin hell auf. „Hinaus, Lump!“

Sie hatte mit einem Saße einen an der Wand Lehrenden Besen am Stiele erfaßt, und ehe der Vater die Möglichkeit fand, zuzuspringen und ihr in den Arm zu fallen, sauste der Besen auf den Kopf des Wechslers nieder, daß der neue Hut plattgeschlagen und ihm fast über die Augen getrieben wurde.

Gottfried taumelte und schien fortgehen zu wollen, aber die Wuth übermannte ihn.

„Schändliche Dirne!“ kreischte er in seinen höchsten Tönen und drang mit gehobenem Stocke vor, doch zum Schlagen kam er nicht. Wie Anna nur seine Stimme hörte, sprang sie wieder zu und hieb mit dem Besen auf ihn los. Er verlor den Stock und den Hut. Hageldicht fielen die Hiebe. Er lief und prallte in der Thür gegen einen stämmigen Mann mit einem breiten blonden Barte, welcher schon einige Minuten da gestanden und einen Theil des Gesprächs angehört hatte. Hier kam der Wechsler wieder zu Athem und zu einem neuen Anfall von Wuth. Er ballte die Fäuste und wollte zurück. Aber der Blonde faßte ihn mit Händen, die aus Eisen geschmiedet schienen, so fest war der Griff.

„Hinaus in das Freie!“ sprach der Mann lustig. „Ihr seht selbst, daß es Euch zwischen den Mauern schlecht geht. Vorwärts! Schöpft frische Luft und macht, daß Ihr nach Hause kommt. Euren Kopfdeckel und Maßstab bringe ich Euch gleich.“

Mit unwiderstehlicher Gewalt hatte er ihn dabei auf die Straße geschoben. Schnell holte er aus dem Vorhause den Hut und Stock, stülpte ihm den ersteren auf den Hinterkopf, preßte ihm den letzteren unter den Arm und führte ihn noch einige Schritte fort, wobei er ihn fest wie in einem Schraubstock hielt.

„Um Euch in Gang zu setzen,“ sagte er. „Und nun mit frischem Wind, hui! vorwärts!“

Er brachte ihn richtig in Gang, sah ihm eine Weile nach und kehrte in die Badestube zurück, wo Anna den Besen aus der Hand gestellt hatte und neugierig zur Thür blickte. Als der blonde Mann dort wieder erschien, erkannte sie ihn, wurde roth, knickte zusammen und machte eine Bewegung, als ob sie fortlaufen wollte.

„Der Herr Baumeister!“ stammelte sie verlegen.

Er ging auf sie zu und schien auch unsicher zu sein.

„Ich wollte mich von Euch verabschieden,“ sprach er, indem er ihr die Hand bot, „ehe ich Riga verlasse. Wir haben uns freilich nur einmal gesehen, aber es war unter Umständen, bei denen die Menschen leicht bekannt und Freunde werden können. Ich merke jedoch, ich bin zur unrichtigen Zeit gekommen und Ihr seid nicht in der Stimmung. Da finden sich auch schon Leute ein, die baden wollen. Kommt Ihr vielleicht morgen am Vormittage einen Augenblick zu Gertrud?“

„Ja, Herr, ich werde kommen.“

Er drückte ihr nochmals die Hand und entfernte sich.

„Anna,“ sagte der Bader, als die angekommenen Leute abgefertigt waren, „was wird jetzt werden? Er hat gedroht und er wird es thun. Er wird die Rathmänner bereden, und im nächsten Jahre kriege ich die Badestube nicht mehr in Pacht. Wo bleiben wir dann?“

„Ach, Vater! Als ob es außer der Badestube kein Brod gäbe!“

„Giebt es nicht, Anna, für mich wenigstens nicht. Ich bin Johannes, der Bader, und weiter nichts. Zu arbeiten verstehe ich sonst nichts, habe auch nicht die Kräfte dazu. Hunger thut weh, Anna.“

„Wir haben so viele vornehme Kunden,“ sprach sie nachdenklich, „auch unter den Rathmännern. Da ist Herr Walter. Da ist der Herr Johannes von der Rigemündepforte. Da sind die Herren Kaufmann, der Rathmann und sein Bruder. Da sind noch andere. Fasse Muth, Vater. Wenn ich den Herren treuherzig erzähle, wie sich das zugetragen hat, und sie bitte, ich glaube, sie werden nicht zulassen, daß man uns vertreibt.“

„Ja,“ sagte der Bader nach einer Pause, „freilich. Die Herren haben Dich alle gern. Vielleicht geht es so vorüber. Aber, Anna, weißt Du, reich ist der Kerl, der Gottfried, doch immerhin, schmäählich reich. Hast Du wirklich gut gethan, daß Du ihm so — so deutlich absagtest? Das heißt, ich meine, daß Du ihm über-

haupt abfragtest? Kinder hat er nicht. Eine reiche Frau zu sein, weißt Du . . .“

„Vater!“ fuhr sie auf. „Den Filz, den Lumpen sollte ich . . .“

„Still, still, Anna!“ beschwichtigte er. „Du bist ein kluges Mädchen. Was denkst Du? Wie lange kann der Kerl noch leben? Und dann wärest Du eine steinreiche Wittwe, he!“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich habe daran gedacht,“ lächelte sie, „habe es mir überlegt, während er sprach. Aber nein, Vater, ich konnte es nicht fertig kriegen. Brr, der Kerl ist gar zu widerlich.“

„Ja, ja, Anna, ich will es Dir glauben. Recht hast Du. Aber, Anna,“ — er kratzte sich den Kopf — „Du bleibst auf diese Weise in der verfluchten Badestube richtig ohne Mann.“

„Aber, Vater,“ lachte sie, „sage mir endlich, wozu brauche ich einen Mann?“

„Ach Kind,“ versetzte er traurig, „wie lange kann ich noch leben? Und dann, was beginnst Du allein in der Welt? Still, still, ich weiß, Du bist nicht bange vor Arbeit, aber — Du wirst mit der Zeit auch älter werden, und Dienstbrod an fremder Leute Tisch — Gott bewahre Dich davor, Kind.“

„Vater,“ sagte sie entschieden, „kommt es wirklich, daß Du Deine Augen schließt und ich lebe noch, so pachte ich die Badestube. Man giebt sie mir. Ich setze es durch.“

„Ja, ja, ich glaube selbst, Du setzt es durch.“

Aber dann? Denkst Du, daß Du es auch durchsetzen wirst, ohne Mann zu wirthschaften? Dabei wird nichts herauskommen, ich versichere Dich, Kind. Ganz allein mit gemiethteten Leuten, das bringst Du auch nicht fertig."

"Nun, Vater, dann heirathe ich irgend einen recht armen, zu nichts tauglichen Lumpen. Den will ich schon kurz halten, und er soll in der Badestube den Meister spielen, wie ich es verlange."

Der Alte schüttelte den Kopf, ging zur Thür der nächsten Stube und öffnete sie.

"Ich bin Johannes, der Bader
Ich schröpfe und schlage die Ader.
Wer ruft?" —

Gottfried, der Wechsler, schritt unterdessen durch die Straßen seiner Wohnung zu und konnte sich gar nicht fassen. Die Wuth über die ihm zu Theil gewordene Behandlung jagte ihm das Blut so schnell durch die Adern und machte das Herz so gewaltig schlagen, daß er mehrmals stehen blieb, weil ihm die Luft mangelte und er fast erstickte. Als einige ruhigere Augenblicke eintraten, zog er sich den Rock zurecht und brachte den Hut in die frühere Gestalt und Lage; aber dabei bemerkte er, daß ihm das Gesicht schmerzte, und wie er mit der Hand darüber hinfuhr, färbte sich die Handfläche blutig. Da übermannte ihn wieder der Zorn, und er schimpfte laut vor sich hin und focht mit dem Stocke in der Luft.

"Guten Abend, domine Godofrede, campsor de angulo fori!" hörte er plötzlich die Stimme Lide-

mann's und schon sah er den Heilkünstler dicht vor sich. „Ich schaue Euch schon lange zu und konnte nicht verstehen, was Ihr mit dem Stocke treibt. Ich glaubte schon, Ihr wäret etwas, hier,“ — er tippte sich an die Stirn — „alienatus. Aber wie ich Euer Gesicht näher in's Auge faßte, da wurde mir klar, daß Ihr noch immer im Kampfe zu sein glaubt, noch immer den furor pugnandi spürt. Ich kam auf Euch zu, domine, um Euch zu sagen, daß ich Euch Unrecht gethan habe. Ich gestehe mein peccatum. Die Schrammen in Eurem Gesicht zeigen, daß Ihr unsrer Stadt Eure Hilfe in dem schweren Kampfe nicht entzogen habt. Verzeiht mir meinen damaligen Irrthum. Aber, domine, Ihr solltet Eure Schrammen nicht so ohne Verband herumtragen. Sie sind nicht tief und nicht gefährlich, haud magni periculi. Wenn sie nicht verbunden werden, bleiben jedoch Narben, cicatrices. Und wenn Narben, in dem heutigen ruhmreichen Kampfe erworben, auch ehrenhaft für den Bürger sind, so verschönern sie das Gesicht doch nicht, zumal Ihr, wie Ihr sagtet, heirathen wollt. Darum . . .“

Weiter hörte der Wechsler den Arzt nicht. Er machte eine wegwerfende Gebärde und ging rasch weiter.

„Narr, unausstehlicher Narr!“ brummte er.

„So kann man einen Menschen falsch beurtheilen,“ dachte dagegen der Herr Tidemann. „Ja wohl, homo solet errare. Ich habe ihn für feig gehalten, für einen virum ignavum, und doch hat er heute jedenfalls tapfer gestritten, wie die Schrammen im Gesicht beweisen. Um, von was für einem Hiebe können die

Schrammen nur herrühren? Ja so, ein Stoß mit einem gebrochenen Lanzenschaft, *hasta fracta sive scissa!* Ja, einen Fingerbreit seitwärts, und der halbe Kopf wäre weg gewesen. Ein braver Mann! Habe ihn bisher verkannt.“

XXIX.

Die Nacht war wieder angebrochen. Auf dem Theile der Ringmauer und in den beiden Thürmen, wo bisher Ordensleute die Wache gehabt hatten, befanden sich zum ersten Male städtische Ausluger. Das Thor war wie früher geschlossen, doch von Bürgerhänden, und auch die Zugbrücke war von diesen aufgezogen.

Gerade unter der jetzt aufrecht stehenden Brückenklappe, zwischen den eingerammten Pfosten, welche dem Zugapparat als Grundlage dienten, begann sich etwas zu regen. Ein Mensch glitt langsam und lautlos nieder an den Rand der Rige. Ein zweiter folgte, aber nicht so gewandt, denn unter ihm löste sich ein Stückchen Erde und rollte über den Rand des Ufers in das Wasser, wo es ziemlich laut aufklatzte. Da hielten beide an und rührten sich wohl eine Viertelstunde nicht. Endlich schob der erste die Beine in das Wasser und senkte sich tiefer und immer tiefer, bis nur der Kopf und die Schultern herausragten. Nun hatte er Grund und stand. Er streckte die Hand nach dem zweiten aus, und mit seiner Unterstützung folgte ihm dieser, schauderte jedoch hörbar, als das eisige Wasser

höher an ihm emporstieg. Zuletzt stand er ebenfalls, aber er zitterte und klapperte mit den Zähnen.

Der zuerst in das Wasser Getretene bewegte sich langsam vorwärts, den Anderen an der Hand nach sich führend. Der Grund fiel ab. Der Mann mußte sich auf die Fußspitzen heben, und doch reichte das Wasser ihm bis an den Mund. Der zweite, kleinere Mann bebte so stark, daß er schwankte. Er konnte sich nicht entschließen, sich noch tiefer zu versenken. Oder vielleicht hob ihn das Wasser. Der Längere zog ungeduldig an seinem Arm. Da taumelte der zweite etwas und stieß einen Angstschrei aus. Der vordere schleuderte erschreckt den Arm des Schreienden zurück — war es unwillkürlich oder berechnet — und mit einem gurgelnden Tone verschwand dieser in der Fluth.

„Es war mir doch, als ob Jemand schrie,“ sprach eine Stimme auf der Mauer.

„Kam mir auch so vor,“ antwortete eine andere.

Unbeweglich stand der Uebriggebliebene. Auch er begann zu zittern. Als sich lange Zeit nichts mehr hören ließ, schritt er vorsichtig aus. Er verlor ganz den Grund und mußte schwimmen. Gleich wurde das Wasser aber schon wieder flacher. Er erreichte das Ufer, blieb unter dem Ende der Brücke liegen und horchte. Es war still rings umher. Auf den Händen und Füßen kroch er neben der Brücke das Ufer hinan und weiter, bis er gewiß war, von der Mauer nicht mehr gesehen werden zu können. Dann erhob er sich und eilte mit vorsichtigen Schritten vorwärts an den

äußersten Häusern und dem Galgen vorüber zu den Hügeln. Er lief endlich aus Leibeskräften und hielt nicht an, ehe ihm warm geworden war und er entferntere, bewachsene Hügel erreicht hatte. Da warf er sich zwischen dichten Büschen in das lange dürre Herbstgras.

Ihm wurde in den nassen Kleidern wieder kalt. Er sprang auf und arbeitete sich hastig durch das Gebüsch. An einer höheren Stelle suchte er sich über die Gegend klar zu werden.

„Dort liegt jedenfalls die Stadt,“ rechnete er.

„Ich muß den Weg zu erreichen suchen.“

Er lief, wo es anging, um sich warm zu halten. Er stolperte über Wurzeln und unsichtbare niedrige Büsche. Er glitt an steilen Abhängen nieder und fiel in Gräben und Gruben. Endlich war er an der großen Heerstraße und eilte auf dieser fort. Jedes Mal, wenn ihm warm wurde, legte er sich nieder und erholte sich. Sobald er wieder die Kälte spürte, lief er. Er konnte vor Müdigkeit zuletzt kaum die Beine rühren und kroch in eine Vertiefung, um längere Rast zu halten. Das Zeug auf seinem Leibe war fast ausgetrocknet.

Er lag und fieberte. Wild und verworren zogen die Bilder und Eindrücke der letzten vierundzwanzig Stunden an ihm vorüber. Er gab, sich selbst dessen unbewußt, von Zeit zu Zeit seinem wirren Gedankengange halblauten Ausdruck.

„Alle todt. Wahrscheinlich Alle todt. Sie verschonten keinen. Sie mordeten, mordeten, mordeten!

Su, wie schwer ist der Ritter Schetteler! Ich erstickte fast unter seiner Last, als er auf mich fiel. Wie er zitterte, wie er zuckte, bis er endlich ganz still lag! Haha, gut war es, daß er mich mit seinem langen Körper deckte. Trotz dem Dampfe und Rauche hätten sie sonst doch vielleicht entdeckt, daß ich mich nur todt stellte.“

„Unrecht! wer sagt, daß ich unrecht gethan habe? Helfen konnte ich nicht mehr. Der Tag war verloren. Ich habe gekämpft, so lange Aussicht da war. Drei habe ich niedergeschossen, zwei mit dem Schwerte zu Fall gebracht. Wer hat mehr gethan?“

„Gut, daß ich an den Raum unter der Brücke dachte. Haha, die Brücken sind mir günstig, zum zweiten Male verdanke ich einer Brücke das Leben.“

„Der Fuchs, der Pater Anselmus! Wie er an der Mauer im Rauche stand und wie verloren und abwesend er dabei auch aussah, er begriff gleich, daß ich nicht ohne Zweck auf allen Bieren aus dem Thore kroch, gerade als sich dort Niemand befand und der Qualm am dichtesten war. Wie gewandt er mir nachkroch, der Schlaufopf!“

„Ja, war ein spaßiger Ritter, der Türk von Sellheim. Wie grimmig er aussah, als ich im Thore über ihn wegkletterte! Und doch war er bereits todt, mausetodt. Wem eine Lanze mitten durch die Brust gefahren ist, der lebt nicht mehr.“

„Hahaha, wie der Pater Anselmus bleich war und sich in die Ecke hinter den Pfosten drückte wie ein Häufchen Unglück, als der alte Lommen das Ufer herab

taumelte! Ein närrischer Alter, der Ritter Lommen! Wohin wollte er? Sollte er auch gewußt haben, daß man sich zwischen den Pfosten verstecken kann? Verwundet war er schon. Wie es aufspritzte, als sie ihm die Speere in den Rücken ramnten und er in seinem Eisenpanzer in die Rige niederschlug! Wie der Pater Anselmus die Lippen bewegte und leise betete, der Fuchs! Ja, Noth lehrt beten, sogar solche lustige Pfaffen, wie der Pater Anselmus einer war.“

„Armer Pater Anselmus! Wer sagt, daß ich ihn ertränkt habe? Das ist eine Lüge. Ja, ja, ja, es ist eine Lüge. Ich habe ihn nicht gestoßen. Seine Hand entglitt der meinen. Es hätte auch nichts geholfen. Er hätte durch das tiefe Wasser doch nicht gekonnt, er hätte wieder geschrieen, und wir wären beide verloren gewesen. Wie es gurgelte, als er verschwand, hu!“

„Gut, daß ich das Schwert abgschnallte, weil es mich am Kriechen hinderte. hm, es war gar nicht das Schwert. Es war die leere Scheide. Das Schwert warf ich fort, als ich mich niedersinken ließ und mich todt stellte. Wie er mit der Art um sich hieb, der schwarze Teufel! Wie meine Leute unter seinen Streichen fielen, als ob es Holzspähne wären! Er schritt glücklich über mich fort. Er glaubte, ich wäre todt.“

„Hätte ich die schwere Scheide nicht abgschnallt, so hätte das Wasser mich verschlungen, als ich schwimmen mußte. Es war auch so nicht leicht, mit der Eisenhaube und dem Bruststück. Die Armbrust ist jetzt mein einziger Verlaß. Die Armbrust! Wo ist — ah, da ist sie!“

Er faßte die Waffe mit beiden Händen und drückte sie an sich. Er wurde ruhiger. Er begann einzuschlummern. Noch einige Male öffnete er die Lippen und flüsterte unverständliche Worte. Endlich schlief er.

Der Morgen graute, als er die Augen öffnete. Er lag noch eine Weile still. Der Kopf schmerzte heftig. In den Schläfen hämmerte es. Er fühlte Abneigung dagegen, sich zu rühren, sogar eine Art Angst davor. Es war ihm, als ob er bestimmt wisse, daß die Bewegung irgend eines Gliedes ihm große Pein verursachen werde.

Allmählig gewann der Verstand die Oberhand. Er begriff, daß er vor Kälte erstarrt war. Mit Aufbietung aller Willenskraft wollte er sich erheben. Nachzend fiel er zurück. Die Arme und Beine gehorchten nicht. Die einmalige Bewegung hatte aber genügt, die Steifheit zu bannen. Der Frost schüttelte ihn. Mit der größten Anstrengung wendete er sich auf die Seite, stellte sich auf alle Viere, dann auf die Kniee. Zuletzt stand er auf den Füßen und wäre umgefallen, wenn er nicht in das Gesträuch nebenbei gegriffen hätte. Er versuchte vorsichtig zu gehen. Die Beine begannen allmählig ihn zu tragen. Nach einer Weile zwang er sich zum Laufen und lief, obgleich der Kopf ihm zu zerspringen drohte. Ihm wurde nach einiger Zeit erträglich warm, aber sobald er sich setzte, machte der Morgenwind ihn wieder zittern.

Er besah die Armbrust. Sie war unbeschädigt. Er griff nach dem Köcher. Ein einziger Bolzen fand sich in ihm. Den schob er in das Rohr.

„Von diesem Bolzen hängt jetzt mein Leben ab,“ flüsterte er finster, als er die Sehne spannte.

Der Schütze verbarg sich in einem dichten Busche am Wege. Es war die Zeit des Sonnenaufganges. Er guckte aufmerksam rechts und links. Lange zeigte sich Niemand. Er begann wieder zu erstarren. Endlich erschienen zwei Weiber. Er musterte sie gierig mit den Augen. Nein, sie trugen keine Lebensmittel bei sich, und ihre Kleider — nein, eine hatte freilich einen warmen Rock an. Gern hätte er sich in den gewickelt. Das ging aber nicht. Er brauchte Kleider, in welchen Niemand den Ordensmann erkennen konnte. Weiberkleider konnten ihm nicht forthelfen, denn zu denen paßte der Schnurrbart nicht.

Es währte lange. Schon wollte er verzweifeln, da — er hätte fast aufgejauchzt vor wilder Freude — da kam auf dem Wege ein Landmann, der einen Schafpelz anhatte. Es war ihm, als fühlte er bereits die Wärme des Pelzes am eigenen Körper. Der Mann schritt rasch aus. Er war groß und stark. Auf der Schulter trug er ein Beil und daran ein Bündel. Es sah aus, als ob er zur Tagesarbeit gehe. Sollte sich in dem Bündel gar Brod befinden?

Der Mann schritt vorüber. Dicht hinter ihm trat der Lauernde aus dem Busche und hob die Armbrust an die Schulter. Er zitterte nicht mehr vor Frost, sondern vor Furcht, mit dem einzigen Bolzen fehlzuschießen. Er zielte lange. Endlich schnellte die Sehne. Der Mann stürzte platt auf das Gesicht und krallte die Finger in den Sand. Der Bolzen saß ihm im Genick und war tief eingedrungen.

Wie ein Raubthier sprang der Schütze zu seinem Opfer und griff vor allen Dingen nach dem Bündel. Es enthielt wirklich Brod. Gierig brach er ein Stück ab und biß hinein. Es war schlechtes, sandiges Bauernbrod. Wenn er früher auf seinen Ritten durch das Land in eine Bauernhütte gefallen war, in Gutem oder in Bösem, so hatte er mehr als einmal solches Brod sogar seinem Pferde nicht gegeben, damit es demselben nicht schade. Jetzt aß er es selbst und verschlang die Bissen mit gierigem Behagen.

Nachdem er den wüthendsten Hunger gestillt hatte, zog er dem Manne, der laut röchelte, den Pelz aus und wollte in diesen schlüpfen, um sich zu erwärmen und seinen Ordensrock wie auch den Brustharnisch mit dem schwarzen Kreuze zu verbergen. Er hatte schon einen Arm gezogen, als er den Arm schnellig wieder herausriß, den Pelz näher besah und weit von sich warf. Das Kleidungsstück war — voller Läuse.

Mit Grimm blickte er auf den am Boden liegenden Pelz und mit noch größerem auf den Mann, den er des Pelzes wegen erschossen hatte. Wäre der Mann auf den Beinen gewesen, er hätte ihn jetzt getödtet zur Strafe dafür, daß der Pelz nicht rein und brauchbar war. Reue oder Bedauern über den verübten Mord fühlte er nicht.

Er mußte jedoch auf jeden Fall seine Zugehörigkeit zum Orden verbergen, wenn er hier in der Nähe der Stadt, wo er jeden Augenblick auf marodirenden Pöbel stoßen konnte, mit einiger Hoffnung auf Erfolg weiterfliehen wollte; und dabei blies auch der Wind schneidend

falt. Er schwankte, ob er seinen Widerwillen nicht überwinden und den Pelz doch anziehen sollte. Da hörte er Pferde, und zwar ganz in der Nähe. Während er mit dem Brode und dem Pelze beschäftigt war, hatte er nicht daran gedacht, um sich zu schauen. Mit einem Sage war er im Busche und von dort aus schaute er nach der Seite, woher der Schall kam. Mit einem Jubelrufe eilte er wieder in's Freie. Ein Häuflein Speerreiter zog den Weg daher, und der es führte, hatte den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze um die Schultern.

Es war eine Streifwache, ausgesandt vom Marschall, der nicht weit von der neuen Mühle mit einer kleinen Ritterschaar und den Ueberbleibseln der vor zwei Tagen geschlagenen Abtheilung stand. Die Wache sollte auspähen, ob die Stadt und die Komthurei einander in den Haaren lägen und wie es der letzteren gehe.

Mehrere der Reiter erkannten den aus dem Busche Tretenden.

„Bodo!“ riefen sie. „Bodo, der Schütze aus Sanct Jürgen! Bodo, aus des rigaschen Komthurs Gefolge!“

Mit Schreck hörte der Ritter den Bericht Bodos an. Weiter brauchte er nun nicht zu reiten. Bodo wurde in einen warmen Mantel gehüllt und auf eines der Packpferde gesetzt. Der Erschoffene wurde kaum eines Blickes gewürdigt.

„Hast Du den umgebracht, Bodo?“ fragte der Ritter flüchtig.

„Ich wollte seinen Pelz benutzen,“ sagte Bodo gleichgiltig, „aber der nichtswürdige Kerl hat Läufe.“

„Schweinekerl!“ sprach der Ritter, und damit war die Sache abgethan.

Raum setzten sie die Pferde in Trab, als ihnen eine ungefähr eben so starke Reiterschaar begegnete, die nicht aus Ordensleuten bestand. Voran zogen einige Herren in bequemen Mänteln und Pelzen. Ihnen folgten reifige Knechte, die neben den eigenen Speeren und Schilden die Waffen und Panzerstücke der Herrn hinter und an ihren Sätteln trugen.

Weiderseits wurde Halt gemacht. Ein Knappe von der zuletzt gekommenen Abtheilung sprengte heran und fragte im Namen seines Ritters, ob derselbe ein Gespräch mit dem Führer der Ordensbrüder haben könne. Der Ritter mit dem weißen Mantel spornete sein Roß vor. Auf dem halben Wege begegnete ihm einer der Herren.

Sie seien Ritter, sagte er, Lehnsleute des Erzbischofs. Sie seien aufgeboten, sich im Stift zu Sanct Marien zu versammeln. Er und seine mitreitenden Nachbarn wüßten nicht, ob der Erzbischof mit dem Orden im Kriege liege oder nicht, und bäten den Ritter um Auskunft. Sei es noch Friede, so wollten sie ruhig an einander vorbeireiten. Sei es aber schon Krieg, so bäten sie wiederum den Ritter, ihnen Zeit zum Anlegen der Rüstungen zu gewähren; dann wollten sie mit ihren Leuten ritterlich gegen die Ordensschaar kämpfen.

Der Ordensritter konnte auch nichts Bestimmtes sagen. Die Stadt Riga lag mit dem Orden im Kriege, ob aber der Erzbischof und der Herr Meister einander abgesagt hätten, das wußte er ebenfalls nicht genau.

Was nun werden solle, fragte der Erzbischöfliche.

Er sei zu Allem bereit, erwiderte der Ordensmann.

Dann, meinte der Lehnsmann, sei es vielleicht am richtigsten, sich friedlich zu trennen; wenn der Ordensritter aber durchaus darauf bestche, so . . .

Das sei nicht der Fall, versicherte dieser, und er habe auch eigentlich keine Zeit, sich aufzuhalten.

„Also glückliche Reise, Ritter!“

„Reitet in Frieden, Ritter!“

Die Ordensschaar entfernte sich in scharfem Trabe zur neuen Mühle. Die Lehnsleute zogen zur Stadt.

„Den Bauern hier haben die Ordensleute eben umgebracht,“ sagte kaltblütig einer der Herren, als sie am Leichnam vorüberritten.

„Der Schuft wird wohl unhöflich gewesen sein,“ versetzte ebenso kalt sein Nachbar.

XXX.

Um dieselbe Zeit war im Rathhause am Markte trotz der frühen Stunde der Rath versammelt, um über die gefangenen Ordensleute Gericht zu halten. Rundum aber auf dem Markte und in den anliegenden Straßen wimmelte es von Menschenmassen, die ihre Ungeduld immer lauter an den Tag legten und mit Ungestüm die Hinrichtung forderten.

Der Erzvogt hatte einen schweren Stand. Umsonst setzte er den Rathmännern auseinander, daß zwischen dem Orden und der Stadt angesagte Fehde bestehe und daß die Gefangenen darum aufbewahrt und bei dem Friedensschlusse ausgewechselt werden müßten.

Umsonst fußte er darauf, daß er der vom Erzbischof eingesetzte alleinige oberste Richter der Stadt sei und der Rath nur dann seine Meinung abzugeben habe, wenn er gefragt werde. Umsonst berief er sich darauf, daß der Erzbischof der Herr der Stadt sei und allein über die Gefangenen zu verfügen habe. Der Rath stand ihm wie ein Mann gegenüber. Die Bürger — so hieß es — hätten den räuberischen Ueberfall der Ordensleute glücklich abgeschlagen, hätten mit ihrem Blute den Sieg erkaufte. Die lebendig gefangenen Räuber seien darum Eigenthum der Bürger, und die Rathmänner, die Erwählten der Bürgerschaft, hätten die Verpflichtung, sie zu richten und zu strafen, wie Räuber es verdienten.

„Räuber sind sie und hängen müssen sie,“ rief Johann Nigemünde.

„Schandbuben!“ grollte Hermann, genannt Kaufmann. „Ich verlange, daß sie gerädert werden.“

„Nein,“ sprach Herr Wynnmann, „so geht es nicht, liebe Herren und Genossen. Verdient hätten sie es schon, aber es ist nicht zu vergessen, daß am letzten treulosen Ueberfall und an dem Hängen der Bürger ihnen wenig Schuld beizumessen ist, denn sie haben nach dem Befehl ihres Meisters gethan. Um Leben dürfen sie nicht bleiben, aber wir haben sie in offenem, ehrlichen Kampfe gefangen genommen, und darum schlage ich vor, wir lassen sie auf offenem Markte enthaupten, wie auch an anderen Orten mit Feinden nicht selten verfahren worden ist. Sie haben dann ihre gerechte Strafe weg, und es ist keine Schande dabei und nichts Entehrendes.“

Diese Meinung behielt endlich die Oberhand. Der Erzbvogt versagte seine Einwilligung. Dann geschehe es eben ohne seine Zustimmung, wurde ihm geantwortet, und sogleich schritten die Herren zur Ausführung, beorderten die Gilde des heiligen Kreuzes, den Markt zu umstellen, und ließen den Scharfrichter entbieten.

Der Erzbvogt sah, daß sein Einfluß hier nicht ausreichte. Er ließ sein Pferd satteln und sprengte nach Sanct Marien zum Erzbischof, um dessen Hilfe anzurufen und mit dessen Reitern einzuschreiten.

Er fand den Kirchenfürsten bereits außer dem Bette, und zwar mit seinem Gaste, dem fetten Dominicanerprior, beim Frühhumpen.

Er schilderte das im Rathe Vorgefallene, ließ seiner Entrüstung freien Lauf und beschwor den hohen Herrn, satteln zu lassen und auch persönlich auf dem Markte zu erscheinen, um das Uergste abzuwenden. Er fand zu seinem Erstaunen und Verdruß kein williges Entgegenkommen. Der alte Herr konnte für die Gefangenen nicht warm werden, sagte nicht ab, aber auch nicht zu, machte Vorschläge und zögerte. Der Prior jedoch wurde ordentlich wild.

„Was!“ rief er. „Ihr wollt sie nicht einmal köpfen lassen? Die Buben! Die Böfewichter! Geschossen haben sie bei Tage und bei Nacht. Das Dach haben sie mir zertrümmert. Die Fenster haben sie mir zerschmettert. Ich habe keinen Ort finden können, wo ich sicher gewesen wäre vor ihren teuflischen Steinen und Pfeilen. Ich habe nicht schlafen können. Ich

habe nicht essen, nicht trinken können vor beständiger Angst. Ich bin abgemagert wie ein büßender Sünder. Ich habe flüchten müssen aus meinem eigenen Kloster. Und die alles das verbrochen haben, sollten nicht an Leib und Leben gestraft werden, wie sie es verdienen? Schämt Euch, Mann, dergleichen zu verlangen. Princeps illustrissime, laßt Euch von ihm nicht irre machen. Ihr habt die Pflicht, Gerechtigkeit walten zu lassen in Eurer Stadt, die des heiligen Petri ist. Hört nicht auf ihn, domine, denn es wäre Unrecht und Sünde.“

Der Erzvogt konnte nach langem Reden hin und her nicht mehr erreichen, als daß der Erzbischof ihn bevollmächtigte, dem Rathe in seinem Namen zu gebieten, er solle nicht eigenmächtig vorgehen, sondern die Entscheidung des Landesherrn abwarten.

Mit Grimm und Schmerz im Herzen eilte der Erzvogt, um diesen letzten Trumpf auszuspielen, von dessen Unwirksamkeit er im Voraus überzeugt war. Kaum hatte er das Domstift hinter sich, als ihm bereits die Kunde zu Ohren kam, daß es zu spät sei. Wirklich fand er den Scharfrichter mit seinen Gefellen schon bei der Arbeit. Seine abermalige Einsprache wurde von den die Hinrichtung beaufsichtigenden Rathmännern kalt zurückgewiesen. Gegen sechzig Ritter und Knappen mit dem Komthur mußten in der Zeit einer Stunde ihr Leben lassen.

Hinter den Gliedern der Gilde des heiligen Kreuzes und den übrigen bewaffneten Bürgern, die den Richtplatz in dichten Reihen umgaben, drängte sich das schaulustige, haßerfüllte Volk. Alle Markttische und

Büchendächer, alle Fenster und Vorsprünge der Häuser hatte es besetzt. Mit zorniger Genugthuung, mit Freudenrufen und gemeinen Scherzreden sah es Haupt auf Haupt fallen. Ein Böbelhaufe aber, geführt von dem langen Kerl im spitzen Hute, erinnerte sich dessen, daß bei den Barfüßern auch noch Ordensleute geborgen waren, und machte sich flugs auf, um die letzteren herbeizuschleppen und ebenfalls dem Scharfrichter zu überliefern. Mit drohendem Geschrei drangen die Vorläufer der Schaar in das Thor des Katharinenklosters. Der Pater Guardian war aber schnell zur Hand und auf seinen Befehl warfen die Klosterknechte die Schreier unsanft hinaus. Der aufstürmende große Haufe fand mit den Knechten die sämmtlichen grauen Mönche, die sich nach Möglichkeit bewaffnet hatten, zur Abwehr bereit.

Wäre es zum Kampfe gekommen, so hätte der an Zahl immer zunehmende Böbel vielleicht die Oberhand behalten. Der Herr Tidemann, der Meisterchirurgus, hatte sich aber bei der ersten Nachricht von dem Auslauf, durch die Sorge für seine Patienten getrieben, eilig nach Sanct Marien begeben und als kluger Mann erst des Erzbischofs Ruhme zum Mitleid angeregt. Den eindringlichen Vorstellungen beider gelang es, den Kirchenfürsten zum Handeln zu bewegen. Der Stiftsvogt mußte die erzbischöflichen Reifigen aufsitzen lassen und, von den Pilgern unterstützt, das graue Kloster schützen und dessen Umgebung vom Volke säubern. Die kranken, von den Minoriten verpflegten Ordensleute blieben verschont.

XXXI.

Außer dem Erzvogt gab es in der Stadt manchen Mann, der das gewaltsame Vorgehen der Rathmänner nicht billigte. Zu diesen gemäßigten Leuten gehörte Herr Walter, der Kaufmann, wie auch sein Verwalter Bruno.

Zu der Zeit, als die Hinrichtung auf dem Markte beendet war und das Volk lärmend auseinanderging, saß Herr Walter mit Bruno und dem Baumeister in seiner Stube, und alle drei waren bekümmert und tief ergriffen. Auch Frau Johanna und Gertrud befanden sich da. Seit es bestimmt war, daß Bruno des Kräutners Tochter in Kurzem ehelichen sollte, wurde das Mädchen von Frau Johanna ganz wie ein eigenes Kind behandelt und gehalten.

„Ich habe jede Verbindung mit dem Orden abgebrochen,“ sagte Walter kopfschüttelnd, „und ich bin froh, daß ich es gethan habe. Der Orden hat nicht schön an der Bürgerschaft gehandelt. Ich habe den dritten Theil meines Vermögens an den Orden verloren. Aber mit Freuden gäbe ich das zweite Drittel hin, wenn ich ungeschehen machen könnte, was heute geschehen ist.“

„Ich habe daran gedacht, ganz in Riga zu bleiben,“ sprach der Baumeister, und auf seinen gebräunten Backen spielte leichte Röthe, „aber ich weiß nicht, der heutige Morgen hat mir die Lust dazu benommen.“

Gertrud lief zur Thür. Sie hatte Annas Tritt auf der Stiege erkannt. Die Badestüberin wurde roth, als sie den Baumeister erblickte, auch ihm trat das Blut stärker in die Wangen.

Bruno neckte Anna wegen ihres Verfahrens gegen den Wechsler. Der Baumeister hatte ihm davon erzählt. Anna lachte.

„Denkt Euch,“ sagte sie, „der Vater ist einigermaßen unzufrieden, daß ich den Gottfried nicht genommen habe.“

Alle waren einstimmig der Meinung, daß sie gut daran gethan hätte, den Geizhals auszuschlagen.

Bald entfernte sich Walter mit Bruno. Auch Frau Johanna zog sich mit Gertrud in das Nebenzimmer zurück, da sie von dem Mädchen erfahren hatte, daß der Baumeister mit Anna reden wollte.

„Sagt Anna,“ fragte der Baumeister, „habt Ihr wirklich beschlossen, wie man mir hier erzählt, Euer ganzes Leben lang unverehelicht zu bleiben?“

„Nein“, sagte sie und sah ihn frei an, „ein solcher Beschluß ist mir nicht in den Sinn gekommen. Ich will mich nur an keinen Mann binden, den ich nicht lieben und achten kann.“

„Und wie müßte der Mann sein, den Ihr lieben und achten könntet, Anna?“ fragte er eifrig.

„Sa, Herr,“ lachte sie „daß ist schwer zu beschreiben.“

„Ach“ fügte sie traurig hinzu, als des Bade-stübers Tochter habe ich wenig Aussicht wählen zu können, und darum ist es wohl besser, ich schlage mir solche Gedanken aus dem Kopfe.“

„Anna,“ sprach er langsam, „ich reise morgen oder übermorgen ab, und darum mache ich mir wenig daraus, ob ich hier zu guterlezt ausgelacht werde oder

nicht. Erlaubt mir, gerade heraus zu fragen: würdet Ihr mich mit der Zeit so lieben und achten können, daß Ihr mich zum Manne nähmet, oder —“

Er endigte nicht und sah ihr erregt in das Gesicht

„Herr,“ antwortete sie sicher, und ohne sich zu bedenken, „Euch nähme ich gleich mit Freuden.“

„Ist das Euer Ernst?“ rief er. „Anna ist das Euer Ernst?“

Er hielt ihr die Hand über den Tisch hin.

„Mein Ernst wäre es schon,“ sagte sie, indem sie ihn fragend ansah, „aber wie weit ist es Euch ernst?“

„Herr Gott von Lübeck!“ fuhr er auf. „Mädchen, ich biete Euch aufrichtig und ehrlich die Hand. Schlagt Ihr ein, so macht Ihr mich zu einem glücklichen Mann.“

„Ihr wißt, Herr,“ sprach sie gepreßt, „daß ich des Badestübers Tochter und Gehilfin bin?“

„Weiß ich und habe ich schon gehört, begreife aber nicht, was daran Schlechtes ist. Ich bin kein Hiesiger. Was dabei auch sein mag, ich will davon nichts hören. Ich will Euch zum Weibe, Anna, wie Ihr seid.“

Er schob wieder die Hand über den Tisch.

„Herr,“ sagte sie und ihre Brust hob sich schwer, „es macht mir Mühe, zu glauben, daß Ihr nicht scherzt, aber ich gebe mich Euch mit Freuden zu eigen. — ich habe es schon gesagt.“

„Ho, Alles in Ordnung!“ jubelte er. „Schlagt

ein, Anna. Und Ihr könnt Euch entschließen, Riga zu verlassen und mit mir zu ziehen?

„Ja, Herr, auch das mit Freunden.“

„Abgemacht! Kriege ich nun endlich die Hand?“

Sie machte lächelnd eine Bewegung, als ob sie gehorchen wollte, hielt aber wieder an, und ihre Augen schauten ängstlich.

„Herr,“ sagte sie leise, „was soll aus meinem alten Vater werden? Allein kann er nicht zurückbleiben.“

„So nehmen wir ihn mit, Anna. Zum Bade- stüber kann ich ihn dort freilich nicht machen. Aber würde er nicht im Geschäft helfen können, die Leute beaufsichtigen, den Lohn berechnen und zahlen, zu meinem Besten sehen?“

„Gewiß, Herr, das würde er und könnte er.“

„Dann ist das geordnet. Nun, kriege ich jetzt die Hand?“

Sie erröthete und reichte ihm die Finger hin, welche er kräftig erfaßte.

„Herr,“ sprach sie treuherzig, „ich will Euch ge- wiß ein gehorsames, treues Weib sein. Ich will mich nach Kräften bemühen, meine ausfahrende, wilde Art abzulegen und sanft und still zu werden.“

„Aber das sollt Ihr ja gar nicht, Anna,“ rief er lachend. „Ihr gefällt mir gerade so und anders möchte ich Euch nicht sehen. Herr Gott von Lübeck! Ich brauche eine Frau, die fest auf den Füßen steht und in meiner Abwesenheit die Leute in Zaum und Zügel hält. Bleibt, wie Ihr seid, ein ganzer Kerl

und ein guter Kamerad. Und nun kommt zu Eurem Alten."

Sie nahmen Abschied von Frau Johanna und Gertrud und gingen. Auf der Haustreppe aber, wo es Niemand sah, faßte er, ehe sie auf die Straße traten, Anna erst kräftig in die Arme und drückte ihr einen schallenden Kuß auf die Lippen.

